





Margarethe von Valois.

Dritter Theil.

Jamais déesse ne fut veue plus belle : si bien que, pour publier ses beautez, ses mérites et vertus, il faudroit que Dieu allongeast le monde, et haussast le ciel plus qu'il n'est; d'autant que l'espace du monde et de l'air n'est assez capable pour le vol de sa perfection et renommée. Davantage, si la grandeur du ciel estoit plus petite le moins du monde, ne faut point douter qu'elle l'égaleroit.

BRANTOME, *Vie des Dames illustres. Discours cinquiesme.*

Je loüerois davantage vostre oeuvre, si elle ne me loüoit tant.

Mémoires de la Reine Marguerite.

Reinsberg-Düringsfeld, Ida

Margarethe von Valois

und

ihre Zeit.

Memoiren-Roman

von

Ida von Düringsfeld,

Verfasserin von „Schloß Goczyn".

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

Erstes Kapitel.

Drei Jahre waren verflossen. In einem reichen Zimmer des Louvre saßen zwei noch junge Männer hingelehnt auf Ruhebetten, und langsam Zuckerfrüchte essend. Es waren die beiden noch übrigen Mignons von Heinrich **III.**: d'Arques, Herzog von Joyeuse, und La Valette, Herzog d'Epernon.

Wo waren die andern Mignons alle geblieben? Diese Betrachtung stellten eben die beiden Freunde an.

Wenn ich mir's so überlege, daß wir Beide von allen unsern Freunden ganz allein noch

am Hofe sind, sagte Joyeuse langsam, sehr langsam, so könnte ich — er hielt eine Minute inne und setzte dann noch langsamer hinzu: ja, so könnte ich sehr viel darüber sagen.

Moralisire doch, sprach d'Epernon, auch nachlässig, aber nicht so träge wie Joyeuse, vielmehr kurz und bestimmt. Ich bin eben in der Laune, dergleichen anzuhören.

Langweilst du dich auch manchmal? fragte Joyeuse.

Ich denke bisweilen nach, erwiederte d'Epernon.

Nachdenken — nachdenken, ich sage dir, d'Epernon, ich kann bisweilen vor Nachdenken ganz schwermüthig werden, besonders vor diesem Nachdenken über unsere Freunde. Da ist zuerst Saint-Megrin, nein, eigentlich zuerst Quelus —

Und Maugiron.

Und Maugiron — ganz richtig. Am Tode aller drei sind ganz allein die verfluchten

Guisen Schuld, und — ist einer von ihnen gerächt worden?

Du vergissest, daß du die Ehre hast, mit dem Hause von Lothringen verwandt zu sein, bemerkte d'Epernon ironisch. Joyeuse war mit Margarethe von Vaudemont, der Schwester der Königin Louise, vermählt worden; dagegen hatte die Vermählung d'Epernon's mit der zweiten Schwester sich zerschlagen, und darüber war einige Eifersucht bei d'Epernon vorhanden, und Joyeuse empfing von Zeit zu Zeit einen kleinen freundschaftlichen Stich, den er jedoch meistens, so wie heute, entweder nicht bemerken wollte, oder wirklich nicht fühlte.

Gewiß ist es, daß er ganz ungestört in seinen Erinnerungen fortfuhr. Um Quelus und um Maugiron war es Schade, sagte er, sehr Schade. Sie hatten Beide das schönste blonde Haar, das man sehen konnte; ich hätte für meine Seele gern solches blondes Haar. Que-

lus trug immer die schönsten Halskrausen, und Maugiron hatte einen Fuß, auf dem die Schuhe wie gegossen saßen. Es war gewiß ein Verlust für den Hof und die bildungsbegierige französische Jugend, daß Quelus und Maugiron blieben. Aber ein größerer Verlust für mich persönlich war der Tod von Saint-Megrin. Mit Niemand ging ich so gern Arm in Arm wie mit Saint-Megrin; denn er wußte schon immer voraus, wenn ich müde werden würde. Kurz, ich kann es Monsieur von Mayenne nimmer vergeben, daß er den armen, lieben Saint-Megrin morden ließ.

Das kümmert Monsieur von Mayenne wenig, und hilft Saint-Megrin noch weniger.

Das ist wahr; aber, mein Freund, ist es meine Schuld? Störe mich also nicht in meiner Leichenrede. Wir haben noch einen Todten unter uns — den armen, lieben Grammont, das Opfer, welches wir bei der Belagerung von La Fère brachten.

Welche die verwünschten Pariser unsertwegen die sammetne nennen, bemerkte d'Epernon mit aufgeworfener Lippe.

Ja, diese guten Bürger meinen immer, man müsse, um tapfer sein zu können, so schmutzig wie sie sein, sagte Joyeuse nachsinnend. Wie das nur kommen mag, mein Lieber? Vermuthlich, weil sie den Schmutz für Eins mit der Menschennatur halten. Nicht?

Was weiß ich von den Ideen der Canaille? fuhr d'Epernon auf.

Nun, nun, ereifere dich nicht, sagte Joyeuse begütigend. Aerger ist schädlich, besonders nach dem Essen. Etwas sanfte Schwermuth dagegen schadet Nichts. Ich bin heute sehr schwermüthig. Dieser arme Grammont!

Seine Wittwe soll sehr schön sein.

Ich bin verheirathet, mein Lieber.

Das ist ihr sehr gleichgültig. Du weißt, daß sie sich weigerte, ihrem Manne an unsern

Hof zu folgen. Sie tadelt strenge unsere Moral, oder vielmehr unsern Mangel an Moral und verehrt dagegen den Bearner.

Seiner Moral wegen?

Das mußt du die Dame selbst fragen.

Das ist drollig, meinte Joyeuse mit einem langsamen Lachen.

Was mag d'O machen? sprach d'Epernon.

Der arme d'O! Er soll sich in seinem arkadischen Leben unerhört langweilen.

Du bist heut' im Zuge, die ganze Welt zu bedauern, sogar d'O, den der König nur verwiesen hat, weil er neidisch gegen mich und dich war.

Mein Freund, belehrte Joyeuse, man nennt, wenn man von sich und einer andern Person spricht, die andere Person zuerst. Doch das nur beiläufig; eigentlich wollte ich dir bemerklich machen, daß wir, wollte der König Alle, die auf dich und mich neidisch sind, auf ihre

Güter verweisen, leicht morgen den Hof leer sehen könnten.

Und was würde das schaden? Dann hätten wir Alles für uns allein.

Ich dächte, wir könnten zufrieden sein.

D'Epernon ist nie zufrieden. Diese Spießbürgertugend ist nicht für einen stolzen Geist.

Aber wohl für ein dankbares Herz.

Lassen wir das, sprach d'Epernon abbrechend. Hast du nicht auch etwas über Saint-Luc zu sagen?

Nein, der verdient sein Schicksal. Den König mit einer Bußpredigt durch eine Sarbacane erschrecken zu wollen, war gar zu dumm.

Besonders, da der König sich erschrecken ließ, und die Stimme, die durch die Sarbacane kam, für eine überirdische annahm.

Joyeuse schwieg; er liebte es nicht, sich über den König aufzuhalten. Weißt du, wer

noch dümmer ist? fragte er dann nach einer Pause. Die Königin von Navarra, die wieder hierherkommt. Obgleich die Königin-Mutter ihr entgegengefahren ist, um sie dem Könige von Navarra abzunehmen, so wird ihr Einzug doch nicht glänzend sein.

Ja, sie wird einen bedeutenden Unterschied zwischen ihrem jetzigen Empfange und dem finden, der sie erwartete, als sie aus Flandern kam. Um welche Stunde soll sie denn ankommen?

Sie ist schon da, antwortete Joyeuse mit Gemüthsruhe.

Und das sagst du mir nicht? rief d'Epernon aufspringend. Um Nichts in der Welt möchte ich die Begrüßung zwischen ihr und dem Könige verlieren.

Das sollst du auch nicht, erwiederte Joyeuse, der König will sie erst einen Augenblick vor dem Abendessen in seinem Kabinete em-

pfangen, wahrscheinlich um ihr Farbe zu machen, denn man sagt, sie sei blaß geworden.

So geschah es auch; die Königin von Navarra erhielt trotz ihres Wunsches nicht eher als am Abend die Erlaubniß, sich zu ihrem königlichen Bruder zu begeben, und herzlich entmuthigend war die Begrüßung, die sie empfing. Heinrich ließ sich ihre Umarmung eben nur gefallen, und antwortete auf die Ausdrücke ihrer Freude ganz kalt: Schon gut, schon gut, meine Schwester. Ich freue mich auch, Euch hier zu sehen, indessen finde ich, Ihr habt uns etwas zu lange auf diese große Ehre warten lassen.

Der Wunsch, Ew. Majestät, die Königin-Mutter und Monsieur, meinen Bruder, wiederzusehen, war so lebhaft in mir, daß es gewiß nicht meine Schuld war, wenn ich gezaudert habe, antwortete Margarethe. Aber die Umstände —

Das ist nicht wahr. Ihr habt Euch gefürchtet zu kommen.

Gefürchtet? Warum hätte ich mich fürchten sollen?

Weil Ihr ein schlechtes Gewissen habt.

In wie fern, Ew. Majestät?

Ihr habt schlecht an mir gehandelt.

Ich — an Euch, Sire?

Ja, Ihr an mir. Was habt Ihr nicht für Verwirrung in meinem Reiche angerichtet? Ich dachte wol, als ich Euch reisen ließ, daß ich die Göttin der Zwietracht frei ließe, und Ihr habt meine Ahnung nur zu sehr gerechtfertigt. Wie könnt Ihr Euch deswegen entschuldigen?

Geruhen Ew. Majestät mir nur erst die Dinge zu nennen, deren Sie mich anklagt; dann soll es mir leicht werden, mich zu entschuldigen.

Leicht? den Teufel auch! Mutter Gottes

vergib uns! Er schlug Kreuze. Aber Ihr, meine Schwester, könntet auch Heilige zum Fluchen bringen. Da steht Ihr, wie die Unschuld selbst, und doch seid Ihr an Allem Schuld.

Ich beschwöre Ew. Majestät, mir zu sagen, woran?

Redet nicht länger also, meine Schwester, oder Ihr werdet mich reizen, Euch Grobheiten zu sagen. Wie, Ihr solltet Euch nicht mehr an den Streich erinnern, den Ihr gleich Anfangs machtet? Wir hörten hier für ganz gewiß, der König, Euer Mann, rüste sich trotz des kaum besiegelten Vertrages zum Kriege. Ich schrieb an Euch, und Ihr —

Und ich antwortete die Wahrheit, daß ich Nichts wisse.

Daß ich unbesorgt sein dürfte — das war es, was Ihr mir schriebt und auch durch Pibrac versichern ließet, und einige Wochen später

war Cohors von Euerm Manne, und La Fère von Condé genommen. Wisset Ihr, daß diese Falschheit dem Pibrac fast den Kopf gekostet hätte?

Ja, meine Tochter, der König war furchtbar zornig auf Euern Kanzler, setzte Katharina hinzu.

Das thut mir herzlich leid. Was hätte denn, gesetzt auch, ich wäre falsch gewesen, mein Kanzler für meine Falschheit gekonnt? Es wäre dann mein Verbrechen gewesen, und nicht das seine.

Das wäre ganz gleich gewesen, rief Heinrich heftig. Er hätte sich dann doch von Euch anführen lassen.

Ach, Sire, bemerkte die Königin von Navarra mit Spott, wenn alle Männer den Kopf verlieren sollten, weil sie ihn sich von einer Frau verdrehen ließen —

Katharina warnte ihre Tochter durch einen

Blick. Die Königin von Navarra verstand sogleich und setzte geschmeidig hinzu: Uebrigens betheuere ich Ew. Majestät, daß ich damals sowol an Euch, wie an Pibrac die reine Wahrheit geschrieben habe.

Warum nennt man da diesen Krieg den der Verliebten?

Wenn Ew. Majestät alle Benennungen ergründen wollen, die müßige Köpfe ersinnen, so —

Was wollt Ihr sagen?

So würdet Ihr finden, daß in den meisten Fällen kein Sinn herauskäme, antwortete Margarethe, die allerdings eine beißende Anspielung auf die Witzworte im Sinne gehabt hatte, die auf die Mignons umliefen, sich jedoch bei näherer Ueberlegung weislich enthielt, ihrer Zunge Freiheit zu gestatten.

Diese Benennung ihrem Ursprunge nach zu ergründen, ist nicht schwer, sprach der König nichtachtend. Sie kommt daher, weil dieser

Krieg mitten in dem Gewirr der Liebesgeschichten angezettelt wurde, die Ihr und Euer Mann mit Euern Hoffräulein und Hofherren hattet.

Ihr waret so gnädig, Sire, die Ehre des Königs, meines Mannes, vor Verletzung sichern zu wollen, sprach Margarethe mit zweideutigem Ausdrucke. Ihr schriebt ihm, daß der Prinz von Condé nur deswegen nicht an unsern Hof komme, weil mein Verhältniß mit dem Vicomte von Turenne ihn zurückhielte.

Ah, Ihr wißt das? fragte Heinrich verblüfft.

Ja, Sire, erwiederte die schöne Königin mit boshaftem Lächeln. Der König, mein Mann, zeigte mir und dem Vicomte zugleich Euern Brief, denn wir waren eben zusammen, als er ihn empfing. Der Vicomte wollte augenblicklich fort, aber mein Mann beschwor ihn so dringend zu bleiben, daß er es that.

Ich werde ihm sicherlich keinen solchen Brief mehr schreiben, meinte Heinrich.

Ew. Majestät würden mich dadurch sehr verpflichten, sprach Margarethe; dergleichen Mittheilungen könnten doch einmal das gute Vernehmen zwischen mir und dem Könige, meinem Manne, stören.

Das Abendessen war etwas still, die Unterhaltung sehr gekniffen. Man zog sich zeitig zurück. Madame von Sauve ließ bei der Königin von Navarra fragen, ob sie noch aufwarten dürfe. Margarethe ließ antworten: sie werde höchst willkommen sein. Und so war es auch. Die Königin begrüßte Charlotte als eine Freundin. Es herrschte jetzt mehr Gleichheit zwischen den beiden Frauen.

Ich hatte gar zu großes Verlangen, mit Euch zu sprechen, Madame, und Euch zu fragen, wie es Euch ergangen, sagte Charlotte lebhaft, und vor dem Könige war es nicht möglich, ein Wort zu sagen. Hu, sah er böse aus.

Ja, seine Miene machte mich frieren, antwortete Margarethe. Um so mehr freue ich mich, Euch zu sehen. Kommt, setzt Euch zu mir und laßt uns plaudern. Wie geht es Euch?

Ich bin die Alte, sagte Charlotte lachend. Ich liebe Monsieur von Guise und mache mich über meine übrigen Liebhaber lustig.

Und wie verträgt sich diese Anhänglichkeit an den Guisard mit Euerm Dienst bei der Königin, meiner Mutter?

Aber es geht. Doch sprecht mir von Euch. Habt Ihr glücklich gelebt?

Ich habe einige Jahre hindurch ein glückliches Leben geführt. Einige Unannehmlichkeiten kamen mitunter vor —

Der Tod Bussy's war wol die erste?

Sprechen wir davon nicht.

Dafür hattet Ihr die Freude, Monsieur zu sehen.

Ja, er schenkte uns einen langen Besuch,

wobei jedoch, leider, er und der König, mein Mann, wieder in Nebenbuhlerschaft geriethen. Ihr lacht? Ihr erinnert Euch an Avignon, Boshafte? Ja, damals fürchtete ich viel. Ihr hattet zu viel Gewalt. Jetzt war die Gefahr nicht so groß, denn die Schöne, um die es sich handelte, war ein Schaf, das seine Karten nicht zu halten, geschweige denn zu spielen verstand. Ihr kennt sie ja — die Fosseuse.

Wie? rief laut lachend die Sauve, dieses gute Mädchen war es?

Wie ich Euch sage.

O, erzählt mir das, Madame.

Gern, Mignonne. Aber es ist eine ganze Geschichte.

Desto besser. Ich liebe Geschichten.

Die Damen rückten sich zurecht, und Margarethe fing an.

Ihr wißt, sagte sie, wie der König, mein Mann, während der Anwesenheit der Königin,

meiner Mutter, zugleich in Euch und in Mademoiselle d'Atrie verliebt war. Nun, ihr reistet Beide ab, und ich könnte nicht sagen, daß er sich untröstlich bewiesen hätte. Im Gegentheil, er warf unmittelbar nach Eurer Abreise seine Augen auf Fosseuse, und so dumm diese blonde Gans auch sonst ist, ihre Eroberung bemerkte sie ganz vortrefflich.

Ich glaube es, warf Madame von Sauve lachend ein. Es ist nicht so übel, einen König zu fangen.

Dieser König ist leicht zu bekommen, sagte Margarethe auch lachend; ein Frauenzimmer darf nur nicht geradezu häßlich sein, so gefällt sie ihm auch. Sonderbar, nur in mich ist er nie verliebt gewesen.

O, Madame, dafür habt Ihr ihn redlich bezahlt.

Nun, wenigstens verliebt war auch ich nie, wenn von ihm die Rede war, er-

wiederte die Königin. Doch lasset Euch erzählen.

Charlotte klatschte wie ein Kind in die Hände. Ihre natürliche Fröhlichkeit war durch die kleinen gewechselten Bosheiten noch mehr erregt worden, und sie rief jubelnd: Was für eine gute Geschichte werde ich da erfahren!

Mir fällt eben ein, sagte Margarethe, daß ich mich um eine Liebschaft geirrt habe. Es ist nicht zu verwundern — mein Mann hat deren so viel. Ehe er sich in Fosseuse verliebte, begünstigte er einige Zeit lang Rebours, aber das dauerte nicht lange.

Rebours hat jedoch weit mehr Verstand als Fosseuse. Sie ist braun und boshaft, wie ein Eichhorn, aber ich, als Mann, zöge sie doch tausendmal der dummen Fosseuse vor.

Ich vielleicht auch; dennoch war es mir sehr lieb, als der König, mein Mann, ihrer überdrüssig ward und anfing, für unser Gäns-

chen zu schmachten. Rebours hatte ihren augenblicklichen Einfluß auf ihn nur benutzt, um mir zu schaden; darin merkte ich einen großen Unterschied, seit er sich zu Fosseuse gewandt hatte. Die war damals noch zu gutmüthig, um an dergleichen zu denken.

Sagt zu dumm, Madame; sagt zu dumm.

O durchaus nicht; als sie später verdorben war, da konnte sie recht gut Intriguen spinnen. Aber als diese Liebesgeschichte anfing, konnte ich Nichts thun, als zu allen Stunden über die Verliebten lachen. Sie waren zu lächerlich. Ihr kennt die wasserblauen Augen Fosseuse's — gut, in die versuchte sie Leidenschaft zu legen, während der König, mein Mann, mit den seinigen Schmachten ausdrückte. Stellt Euch das ein wenig vor und sagt mir, ob ich nicht das Recht hatte, zu lachen? Dazu kam noch die unerhörte Menge von Ah's und Oh's, die Beide verbrauchten. Der König sagte: Ah,

Fosseuse, meine Tochter! denn so nannte er sie. Fosseuse antwortete: Oh, Sire! Dieses zweistimmige Lied sangen sie oft stundenlang, und dabei gingen solche dicke Seufzer von einem Munde zum andern, daß die Zephyre bei der Göttin der Blumen klagten: sie könnten gar nicht mehr auf den Blumen im Garten von Nerac sitzen bleiben, indem die Seufzer der beiden Verliebten sie ewig hinunterbliesen.

Die Sauve lachte aus vollem Herzen und rief: Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß der König von Navarra sich je so lächerlich gehaben könnte! Bei mir war er selbst in seiner größten Bethörung immer noch schlau und klug wie ein Bettelmönch.

Mein Schatz, sagte Margarethe, es kommt Alles darauf an, in was für eine Frau ein Mann verliebt ist. Ihr seid klug, deswegen schärfte die Liebe zu Euch dem Könige, meinem Manne, noch den angeborenen Witz; Dummheit

dagegen ist ansteckender als die Pest; verliebt ein Mann sich in eine Gans, so wachsen ihm ohne Barmherzigkeit Gänsefedern, und das geschah denn auch unserm armen Könige. Ich kann mir auch nur daher erklären, wie er auf den drolligen Gedanken kam, seine Liebschaft müsse vor mir ein Geheimniß bleiben. Vor mir, die ich in dem Handel mit Euch seine einzige Vertraute gewesen war! Als ob ich eher auf Fosseuse eifersüchtig sein könnte, denn auf Euch!

Er schämte sich vielleicht. Es ist keine Ehre, in Fosseuse verliebt zu sein.

Daß er das glaubte, meine ich gar nicht. Im Gegentheil, ich denke, er hielt seine Gans völlig ernsthaft für eine gefiederte Göttin, die in dieser Verkleidung vom Olymp herabgekommen sei, um ihn glücklich zu machen.

O der guten Tollheit!

Dabei sprach er viel von väterlicher Gesin-

nung, und das dauerte, bis mein Bruder kam und sich auch in Fosseuse verliebte, was ich abermals nicht anders erklären kann, als durch die Ansteckungskraft der Dummheit. Genug, es geschah, und der Vater wurde auf seine Tochter so eifersüchtig, daß es eine Noth war, es anzusehen. Auch sah ich es nicht lange mit an. Ich fürchtete ernstlich für die kaum wieder geschlossene Freundschaft der Schwäger, nahm meinen Bruder bei Seite und machte ihm so gründliche und vernünftige Vorstellungen, daß er lachte und mir das Versprechen gab, Fosseuse ihrem Vater zu überlassen.

Der Entschluß eines Helden.

Aber es war doch schon Unheil aus dieser Nebenbuhlerschaft entsprungen. Fosseuse hatte umsonst mit Thränen und Schwüren geläugnet, daß ihr Herz irgend etwas für ihren neuen Anbeter empfinde — der zärtliche Vater hatte ihr durchaus nicht glauben wollen und sie

mußte, um ihn zu überzeugen, ihm weit mehr zugestehen, als nach göttlichen und menschlichen Gesetzen ein Vater von seiner Tochter fordern darf. Die Folge war, daß der verliebte König die Aussicht bekam, der Großvater seines eigenen Kindes zu werden.

O weh! o weh!

Nicht wahr, das ist drollig?

Köstlich! Aber sagt mir, Madame, jetzt kam man doch reuig an, und weihte Euch in die Geheimnisse dieser heiligen Liebe ein?

Durchaus nicht, meine Liebste. Fosseuse bekam ein Magenübel. Der König mußte doch für die Gesundheit seiner geliebten Tochter sorgen und bat mich, ich möchte ihn und seine Tochter in die Bäder von Aigues=caudes in Bearn begleiten. Aber ich hatte mir's nach der Unbill, die mir zu Pau widerfahren, mit einem innern heiligen Eide gelobt, nie mehr nach Bearn zurückzukehren, ehe nicht die ka=

tholische Religion dort sei, und so weigerte ich mich denn, die Bitte des Königs zu erfüllen. Er war sehr unwirrsch darüber, indessen ich blieb fest, und erwartete seine Rückkunft zu Bavière, wo ich weinte, während er mit Fosseuse, Rebours, Villesarin und der Gouvernante zu Aigues-caudes Brunnen trank.

Warum weintet Ihr, Madame?

Ich fühlte mich in meiner Würde als Königin verletzt.

Ei, da hätte die schöne Frau die beleidigte Königin rächen sollen.

Das that ich wol so ein wenig. Der ganze katholische Adel der Nachbarschaft beeiferte sich, mir einen Hofstaat zu bilden.

Ah, das war gut, sehr gut. Was sagte denn der König von Navarra dazu, als er zurückkam?

Nichts, meine Liebste; er war wol froh, daß ich Nichts sagte. Grund genug hätte ich

gehabt. Rebours schrieb mir fast täglich, um mir Bericht abzustatten, und in jedem Briefe fand ich, daß Fosseuse unaufhörlich auf mich lästere, und den König, meinen Mann, ganz von mir abzuwenden suche; ja, daß sie sich sogar mit der Hoffnung schmeichele, an meine Stelle treten zu können, im Falle sie einen Sohn habe.

Das wäre denn doch gar zu dumm gewesen.

Rebours schwor, sie hätte es öfter als ein Mal gesagt.

Rebours ist keine Zeugin, die in diesem Falle Zutrauen verdient.

Das dachte ich auch, und darum nahm ich, nachdem wir wieder in Nerac waren, Fosseuse eines Tages in mein Kabinet und sagte zu ihr: Obgleich Ihr seit einiger Zeit Euch von mir ganz zurückgezogen habt, und man mich auch glauben machen will, Ihr suchtet mir beim Könige, meinem Manne, zu schaden, so kann

ich doch die Freundschaft, die ich für Euch, wie für alle meine Ehrendamen, immer gefühlt, nicht vergessen. Daher biete ich Euch in dem Unglück, in welches Ihr gerathen, meinen Beistand an. Läugnet nicht, darum bitte ich Euch; denket daran, daß Ihr an der Ehre verderben werdet, und daß Eure Ehre, da Ihr in meinen Diensten seid, so gut die meine wie die Eure ist. Gesteht Ihr mir Alles, so werde ich Euch als Mutter helfen. Unter dem Vorwande, daß die Pest ärger hier werden könnte, wollen wir mit weniger Begleitung nach Mas d'Agenois gehen, wo das Haus, welches dem Könige, meinem Manne, gehört, ganz abgelegen von der Stadt ist, und dort kann Alles im größten Geheimniß vor sich gehen.

Das war wirklich eine unerhörte Gnade für dieses Mädchen! Welche Antwort gab sie?

O, sie war die beleidigte Tugend selbst. Wie ich ihr dergleichen zutrauen könnte! Alle,

die dergleichen von ihr gesagt, hätten boshafte Lügnerzungen. Ich liebte sie nicht mehr — das sagte sie mit einer Art, als hätte ich sie gemartert oder gemißhandelt — ja, ich liebte sie nicht mehr und wollte sie zu Grunde richten. Ich hatte ganz leise gesprochen; sie schrie desto lauter, und als sie mir so mit aller Unverschämtheit geantwortet hatte, ging sie zum Könige, meinem Manne, und beklagte sich.

Und ich wette, Seine Majestät der König von Navarra trat für die Unschuld der gekränkten Gans in die Schranken.

Wie Ihr sagt, und zwar mit einem Gesicht, als hätte ich das größte Unrecht gethan. Er fragte mich: wie ich seiner Tochter dergleichen hätte sagen können? Sie sei unschuldig und werde alle die Lügen strafen, welche das Gegentheil von ihr redeten. Kurz, er war äußerst böse, und blieb es so lange, bis an einem schönen Morgen im Zimmer, wo sie mit

den übrigen Mädchen schlief, seine tugendhafte Tochter die ersten Wehen bekam.

Da hätte ich ihn sehen mögen.

Den König, meinen Mann? Nun, der schlief, unserer Gewohnheit nach, mit mir in einem Zimmer, aber nicht in einem Bette. Da kommt der Arzt und sagt ihm: Fosseuse habe ihn rufen lassen und gebeten, er möge doch zum Könige gehen — so und so sei es mit ihr beschaffen, und der König möchte ihr um Gottes willen Beistand schicken. Wer ist verlegener als mein König? Endlich, da er meine Gutmüthigkeit von früher her kennt, kommt er an mein Bett und zieht die Vorhänge zurück. Ich schlief nicht, denn ich war erwacht, als der Arzt hereingekommen war; aber was er mit dem Könige, meinem Manne, gesprochen, hatte ich nicht hören können. Daher fragte ich den König verwundert, was er wolle.

Das zu sagen, war nicht leicht! rief Char=

lotte, mehr und mehr belustigt, je toller die Geschichte wurde.

Er brachte es noch recht gut vor. Ich habe Euch etwas verheimlicht, sagte er, was ich Euch jetzt gestehen muß. Verzeihet mir, vergesset Alles, was ich Euch kürzlich gesagt, und verpflichtet mich, indem Ihr zu Fosseuse geht, die sehr krank ist. Ich bin versichert, von dem Augenblicke an, wo Ihr sie in einem so schlimmen Zustande sehet, werdet Ihr Alles vergessen, was vorgefallen ist. Ich antwortete ihm, daß ich ihn zu sehr ehrte, um etwas als Beleidigung annehmen zu können, was mir von ihm käme —

Das war boshaft, schaltete Madame von Sauve ein.

Und ging zu Fosseuse, die ich wirklich sehr schlecht fand. Ich ließ sie sogleich aus dem Mädchenzimmer in eine entlegene Kammer bringen und leistete ihr, von meinen vertrautesten

Frauen unterstützt, so lange allen möglichen Beistand, bis sie ein todtes Mädchen zur Welt gebracht hatte. Als ihre ehrgeizigen Einbildungen auf diese Art ein klägliches Ende erreicht hatten, ließ ich sie zu den Mädchen zurückbringen.

Die Nichts merken sollten, nicht wahr?

Ja, sie sollten Nichts merken, und merkten doch Alles. Der König, mein Mann, war unterdessen auf meinen Rath mit allen seinen Herren und Edelleuten auf die Jagd gegangen, damit weniger Augen und Ohren zu fürchten sein möchten. Als er zurückkam, besuchte er sogleich seine Tochter. Die war aber damit nicht zufrieden, sondern wollte auch von mir besucht werden, wie ich die Gewohnheit hatte, wenn eines meiner Ehrenfräulein krank war. Der König, mein Mann, hatte auch wirklich die Güte gegen dieses Mädchen, noch ein Mal zu mir zu kommen und mich um diesen Besuch zu bitten. Aber den schlug ich kurz ab und

sagte ihm: man würde, thäte ich das, vollkommen das Recht haben, mit Fingern auf mich zu weisen.

Das war brav und wie eine große Königin gesprochen, Madame. Ich danke Euch, daß Ihr mir Alles so ausführlich erzählt habt. Gerüchte lügen immer, besonders, wo es sich von den Großen handelt.

Ja, das habe ich wieder aus dem Empfange gesehen, den ich vom Könige erhalten habe.

O, für den seid Ihr ganz allein Seiner Majestät selbst verpflichtet. Es wäre, hörte man es nicht täglich, gar nicht zu glauben, daß er einen solchen Haß gegen Euch hege.

Woher kommt es nur, mein Gott? Ich weiß, daß ich zum Unglück bestimmt bin, aber warum es mich gerade in der Gestalt dieses Hasses so unerbittlich verfolgt, begreife ich nicht. Jeder Haß muß doch seinen Grund haben?

Erinnert Euch, Madame: wer begünstigte

Bussy, dessen edler Stolz am Hofe mit so feindlichen Augen gesehen wurde? Erinnert Euch weiter: wer war die Gegnerin jener unvergleichlichen Edelmänner, Quelus, Maugiron, Saint-Luc u. s. w.? Und wer endlich hat Monsieur angefeuert, sich die Krone der Niederlande zu erwerben?

Will denn der König nicht lieber einen mächtigen Fürsten zum Bruder, als einen Herzog d'Anjou, der Nichts thut?

Allerdings, Madame, der Herzog d'Anjou, der nicht mehr thäte als die Schooshündchen Seiner Majestät, d. h. sich abwechselnd streicheln und strafen ließe, ebenso demüthig die strafende Hand leckte, wie die liebkosende, Seine Majestät belustigte, und im Uebrigen speiste, schliefe und verdauete — ein solcher Herzog d'Anjou wäre Seiner Majestät, unserm König Heinrich III., allerdings lieber als der Herzog d'Anjou, der sich bereits zum Herzoge

von Brabant krönen ließ und — wol noch mehr hofft, nicht, Madame?

Vielleicht, sprach Margarethe rasch, und wo wäre das Schlimme davon? Kann nicht unser Haus ebenso gut über die Niederlande herrschen, wie das von Spanien? O dieses Spanien! Wie ich es hasse!

Ja, Spanien ist gleich schlimm als Feind und als Freund, denn als Freund lähmt es durch seine Forderungen, und als Feind —

Schickt es Meuchelmörder, rief Margarethe. Dieser Mörder, dieser Jauregny, welcher auf den Prinzen von Oranien schoß, wer anders hat ihn gedungen als Spanien?

Während die dummen Niederländer glaubten, Monsieur habe ihn angestiftet. Als ob der Prinz von Oranien nicht Monsieurs beste Stütze sei!

Allerdings; die Niederländer haben nun einmal das unbedingteste Vertrauen zu ihm.

Auch hat mein Bruder damals nur in seinem Zimmer Schutz gefunden.

Aber nachher hat man ihn um so demüthiger um Verzeihung gebeten?

Das wol — aber doch — ein Prinz aus dem Hause von Frankreich kann einen solchen Argwohn niemals vergeben.

So glaubt Ihr, daß Monsieur es den guten Niederländern gedenken wird?

Ich thäte es, wenn ich an seiner Stelle wäre.

Er hat gute Generäle. Der junge Herzog von Montpensier hat allgemeines Lob.

Apropos, wie gefällt denn der Wittwenstand unserer kleinen Herzogin von Montpensier?

O, ganz ausnehmend. Sie hinkt stolzer als je.

Ist es wahr, daß sie noch ein Mal versucht hat, Seine Majestät an sich zu ziehen?

Man sagt es, antwortete Charlotte lächelnd.

Und Seine Majestät?

Man sagt, die Herzogin sei nicht glücklich gewesen. Seine Majestät liebt die Damen nicht mehr. Wenn Seine Majestät ein Mal die Königin beehrt, so ist das eine so ernsthafte Angelegenheit, daß Wallfahrten angestellt und Messen gelesen werden.

Sagt mir, ist das wirklich wahr?

Ich kann es Euch feierlich versichern, Madame; der ganze Hof weiß es. Daß der König die Reinigung Mariä in der Kirche zu Chartres feierte und von dort für sich und die Königin zwei Hemden unserer Frau mitbrachte, das ist schon einige Jahre her; die neue Wallfahrt aber, die beide Majestäten dahin anstellten, hat erst in diesem Jahre stattgefunden. Sie haben dabei eine neuntägige Andacht gehalten und nach der letzten Messe eine vergoldete Jungfrau von Silber dargebracht, die hundert Mark gewogen hat.

Und auch umsonst?

Bis jetzt — sieht man noch keine Gnade für diese kostbare Gabe.

In der That, der König hat sich nicht an die rechte Behörde gewendet. Was soll unsere Frau ihm bei dieser Angelegenheit helfen? An Gott den Vater hätte er sich wenden sollen.

Ah, Madame, der König brauchte weder Gott den Vater, noch unsere Frau, wenn er nur die Mignons nicht so liebte.

Darin ist es also noch immer beim Alten?

Gewiß; früher Quelus und Saint-Luc — jetzt Joyeuse und d'Epernon. Sie sind in demselben Sinne die Kinder des Königs, wie Fosseuse die Tochter des Königs, Eures Mannes, war. Dabei fällt mir ein — wo ist Fosseuse denn jetzt?

Sie mußte des Geredes wegen vom Hofe entfernt werden.

Ist der König von Navarra noch immer verliebt in sie?

Wie ein Ehemann in seine Frau. Aber sagt mir, nennt der König selbst Joyeuse und d'Epernon seine Kinder, oder ist es ein Name, den man ihnen zum Spott beigelegt hat?

Durchaus nicht. Als man dem Könige Vorstellungen über die Verschwendung machte, die er trotz der Noth des Landes ausübe, antwortete er: Ich werde ein guter Wirth werden, wenn ich erst meine beiden anderen Kinder ausgestattet habe. Damit meinte er d'Epernon und d'O. Joyeuse war schon verheirathet.

Man konnte an unserm Hofe nicht genug von der Pracht erzählen, die bei dessen Heirath entfaltet worden sei.

Man hat so etwas in Frankreich noch nicht gesehen, nicht bei Eurer Hochzeit, Madame, noch bei der irgend einer Tochter Frankreichs, obgleich die Braut nur die Aussteuer einer

Tochter Frankreichs erhielt, setzte Charlotte spottend hinzu.

Also doch? Ich wollte das nicht glauben. Dreimalhunderttausend Goldthaler! Da soll der Staat nicht zu Grunde gehen! Margarethe vergaß ganz, daß sie in Nerac verhältnißmäßig nicht besser gewirthschaftet hatte. Ihrem Kanzler allein war sie in diesen drei Jahren fünfunddreißigtausend Thaler schuldig geworden. Er hatte dafür das Hôtel d'Anjou annehmen müssen, welches einst Heinrich ihr geschenkt, und daher kam es, daß sie für den Augenblick kein eigenes Haus besaß und im Louvre hatte absteigen müssen.

Charlotte mochte vielleicht etwas Aehnliches denken, denn sie lächelte bei dem Ausruf Margarethens. Dann fuhr sie in ihrem Sittengemälde des Hofes fort und sagte: Ei, wenn es noch mit dieser Ausstattung genug gewesen wäre! Aber die Trauung erst und die siebzehn-

tägigen Festlichkeiten nachher — was die für Geld verschlungen haben! Gewiß mehr, als die Krokodille im Nile Menschen verschlingen. In der Stube der Königin war die Verlobung — Tags darauf zu St. Germain l'Auxerrois die Trauung. Der König führte die Braut. Er hatte gleiche Kleidung mit dem Bräutigam, und daß an der Ausschmückung dieser erlauchten Personen Nichts gespart worden ist, könnt Ihr daraus sehen, daß man die Stickereien und die Edelsteine für unschätzbar erklärte. Auch die Königin, die Prinzessinnen, die Damen, der Adel, mit einem Worte der ganze Hof hatte Alles aufgeboten, was an Gold- und Silberstoffen, an Spitzen und Juwelen nur zu schaffen möglich ist. Und bedenkt wohl, Madame, daß kein Anzug während der ganzen siebzehn Tage zwei Mal getragen werden durfte.

Es ist unerhört! rief Margarethe, die fast

vor Neid darüber verging, bei solchen Festlichkeiten nicht mitgeglänzt zu haben.

Eines der größten Feste wollte Monsieur der Kardinal von Bourbon geben, erzählte Charlotte weiter. Der Gedanke dazu war ganz vortrefflich. Der König, die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen und die Vermählten sollten zu Wasser aus dem Louvre nach dem Pré aux Clercs fahren, und zwar auf einem Fahrzeug, das einem Triumphwagen glich. Vierundzwanzig andere Fahrzeuge sollten dieses große begleiten, und auf sie besonders hatte der gute Kardinal gerechnet; denn sie hatten nicht nur die Gestalt von Seepferden, Wallfischen, Tritonen und Sirenen, sondern sie waren auch mit Musik und Feuerwerken angefüllt, und sollten demnach um die hohe Gesellschaft her so wunderbar lärmen und musiciren, daß der König sich allenfalls für Neptun selbst halten könnte.

Nun, und was geschah denn?

Was da geschah? Ach, Madame, was dem guten Kardinal immer geschieht, wenn er auf den Einfall kommt, Einfälle zu haben: es ging mit den Thieren nicht. Der König stand von vier bis sieben Uhr am Fenster und wartete und wartete auf die Bestien, und die Bestien lagen und lagen, stockstill, unbeweglich. Es war nicht möglich, sie in Gang zu bringen. Da sagte endlich der König ungeduldig: Ich sehe wohl, das sind dumme Bestien, die von andern dummen Bestien angeordnet worden sind, stieg in die Kutsche und fuhr so in den Palast Monsieur des Kardinals. Aber dort war Alles prächtig, unter Anderem ein künstlicher Garten mit Blumen und Früchten, so gut wie im Mai oder im Juli, und auch gegen die ganze übrige Anordnung ließ sich Nichts sagen. Man fragte sich am Hofe: welcher Heilige Monsieur dem Kardinal beigestanden habe?

Ist es wahr, daß der König, als Monsieur der Kardinal ihn zu dem Feste einlud, das Begehren stellte, wenn er kommen solle, müsse der Sarg der Prinzessin von Condé aus der Abtei herausgenommen werden?

Ja wol.

Arme Marie!

Sagt mir, Madame, habt Ihr noch öfter Nachrichten von Madame der verwittweten Königin?

Wir führen einen regelmäßigen Briefwechsel. Sie lebt zu Prag, einzig und allein mit Andachtsübungen und guten Werken beschäftigt. O, sie ist eine Heilige!

Und noch dazu eine sehr hübsche Heilige. Aber es wird spät. Erlaubt mir, daß ich mich zurückziehe.

Etwas sagt mir erst noch: wie kommt es, daß Saint-Luc sich bei meinem Bruder befindet?

Da er in Ungnade beim Könige gefallen war —

Was sagt Ihr? In Ungnade beim Könige? Saint-Luc, den der König fast ebenso liebte wie Quelus?

Saint-Luc hatte es sich zugezogen, Madame. Stellt Euch vor: läßt er sich nicht von seiner häßlichen Frau einreden, das Leben hier am Hofe sei sündlich, unchristlich; Gott müsse, um die hier geschehenen Laster abzuwaschen, nothwendig eine neue Sündflut über die Erde hereinschicken?

Gott hat ja einen Bund mit den Menschen geschlossen, daß dergleichen nicht wieder geschehen soll, sprach Margarethe, und mitten in dieser frivolen Unterhaltung nahm ihr Auge einen Ausdruck von Poesie an, denn sie erinnerte sich, wie schön sie das Zeichen dieses Bundes, den Regenbogen, in den letzten Jahren oft über Flut und Berg gesehen hatte.

Mein Gott, Madame, was weiß Johanne von Brissac von der heiligen Schrift und den Geschichten, die darinnen stehen? rief Charlotte. Sie ist ebenso dumm wie häßlich, und ihre Häßlichkeit bewog sie auch ganz allein, die Bekehrung ihres Mannes zu versuchen; denn sie war auf alle Frauen neidisch, die Liebhaber hatten, während sich zu ihr keiner finden wollte. Ich bitte Euch, ein Liebhaber für sie! Wahrlich, der müßte weder Ohren, noch Augen, noch Hände haben, um sie weder hören, noch sehen, noch fühlen zu können. Wie sie ihren Mann dahin gebracht hat, auf sie zu hören — das gehört mit zu den Dingen, welche ich mit meinem armen Verstande unbegreiflich finde; genug, es geschah, Saint-Luc bekehrte sich, sah seine Sünden ein, that Buße — vermuthlich bei seiner Frau — wurde ernsthaft, sprach wenig und dann nur in halben, bedeutungsschweren Worten, von denen kein Mensch begriff, wie

Saint-Luc zu ihnen käme — kurz, der ganze Hof lachte ihn aus, während Johanne von Brissac mit aller der Dummheit, die sie von ihrer Mutter geerbt, und mit der, welche sie von der Natur hat, noch dazu, mit Augenverdrehen, Schmachten, Verschämtheit und Hochmuth, mit einem Worte auf ihre Art von ihrem lieben Manne sprach.

Margarethe verzog den Mund. Pfui doch, wenn solch ein widerliches Geschöpf es sich einfallen läßt, verliebt zu thun.

O mein Gott, Madame, sie that nicht nur so; sie war es bis über die Ohren. Keine Heldin liebte jemals schmachtender. Und wir hüteten uns wohl, sie zu stören; ganz im Gegentheile, wir bestärkten sie auf alle mögliche Weise in ihrer Anmaßung. Man sieht, wie er Euch liebt, sagten wir; wie kann es aber auch anders sein? Und dann fragten wir: Thut er auch das, oder das? Dann wußte

sie immer noch größere Dinge, und ihrer Prahlereien war kein Ende. Wir kamen fast vor Lachen über sie um; Ihr könnt Euch das denken, Madame.

Nein, sprach Margarethe; die Person ist zu ekelhaft; ich möchte diesen ungestalteten Rachen nicht von Liebe sprechen hören.

Das macht, weil Ihr Dichterin seid, Madame; die haben eine Art Gottesdienst für die Liebe, und es stört sie, wenn der durch Bockssprünge oder dergleichen unterbrochen wird. Wir, die wir etwas irdischer sind, lachten von Herzen über das dumme Geschöpf und noch mehr über Saint-Luc. Der König besonders konnte seinen Günstling nicht genug schrauben. Da meinte denn Saint-Luc: seine Bekehrung und seine heilige Ehe lächerlich machen sei eine so schwere Sünde, daß Gott nicht anders könne, als den König mit den größten Strafen züchtigen, und das wollte Saint-Luc nicht; er

liebte den König. Deswegen beschloß er, an seinem Herrn zu thun, was seine Frau an ihm gethan.

Wie, er wollte den König bekehren?

Das wollte er, Madame, und da er wohl wußte, daß dem Könige auf dem gewöhnlichen Wege der Ermahnungen und Vorstellungen nicht beizukommen wäre, so ersann er ein anderes Mittel, oder seine Frau ersann es. Ich möchte beinahe das Letztere glauben, weil das Mittel so gar dumm war. Er ließ nämlich, ich weiß nicht auf welche Art, das eine Ende einer Sarbacane in des Königs Schlafgemach münden, und durch diese Straße sandte er in der Stille der Nacht dem Könige die Erklärung zu, daß er, der König, entweder sein Leben ändern, oder des göttlichen Gerichtes gewärtig sein müsse.

Der König fürchtete sich? fragte die Königin von Navarra lächelnd.

Seine Majestät ist nervenreizbar, antwortete die Sauve auch lächelnd.

Es ist auch wahr — wer kann denn wissen, daß eine Sarbacane bei Nacht durch die Thür kommt?

Und daß hinter der Thür ein neuer Prediger in der Wüste durch die Sarbacane redet?

Kurz und gut, der König fürchtete sich?

Halb zu Tode, rief Charlotte munter.

Aber wie kam es denn heraus?

Die Majestät sah so blaß und so verstört aus, betete so viele Rosenkränze, schlug so viele Kreuze und sprach so viel von Sack und Asche, Hölle und jüngstem Gericht, daß Joyeuse ganz schwermüthig über den Gemüthszustand seines geliebten Herrn wurde, während d'Epernon ihn ungeduldig fragte: ob er in ein Kloster zu gehen gedenke.

Und da —

Vertraute der König sich ihm.

Und d'Epernon —

D'Epernon zuckte die Achseln, untersuchte die Angelegenheit und brachte dem Könige bald die Beruhigung, daß die überirdische Stimme aus einer ganz irdischen Kehle gekommen sei.

Und Saint-Luc erhielt die Erlaubniß, sich vom Hofe entfernen zu dürfen?

Wie Ihr sagt, Madame, und dieser Erlaubniß verdankt Monsieur diesen ausgezeichneten Edelmann. Jedoch glaube ich, daß Monsieur von Biron ihm lieber gewesen sein werde.

Monsieur von Biron hat meinem Bruder kürzlich Mannschaft zugeführt?

Zugleich mit dem jungen Herzog von Montpensier zehntausend Mann.

Damit läßt sich schon etwas machen, sagte Margarethe gedankenvoll.

Was wollt Ihr denn, daß Monsieur thun soll?

Etwas Großes, sprach die Königin kurz.

Immer hohe Gedanken! Unser guter Abbé

von Brantôme hat wohl Recht, wenn er beklagt, daß Ihr durch das Gesetz vom Throne ausgeschlossen seid.

Ah, unser guter Abbé — wo ist er denn?

Auf seiner Abtei; aber sicher kommt er an den Hof, sobald er Eure Anwesenheit hier erfährt.

Das wäre mir sehr angenehm. Einen Freund sieht man immer gern wieder.

Ihr werdet auch hier einen andern Eurer Anbeter wiedersehen — Jakob von Harlai.

Wie, der junge Chanvalon, der einst zu Monsieur nach Guyenne kam, um ihn ich weiß nicht um welche Verwendung zu seinen Gunsten zu bitten?

Derselbe. Erinnert Ihr Euch seiner noch?

Sehr wohl, obgleich er nur einen Tag an unserm Hofe blieb.

Dieser eine Tag hat wenigstens für ihn genügt. Er ist einer Eurer treuesten Diener

und konnte auch von der Annehmlichkeit Eures Hofes nicht genug erzählen.

Ja, unser Hof zu Nerac war angenehm. Wir brauchten den hiesigen nicht zu beneiden. Die Herren waren noch weit artiger als die hiesigen — Ihr kennt sie ja in etwas, und später hatten sie sich noch besser zu Dienern der Damen ausgebildet. Es fehlte ihnen Nichts als die wahre Religion.

Ließ man Euch in der Ausübung derselben vollkommene Freiheit?

Mir für meine Person, ja, auch den Leuten meines Haushaltes. Aber zu Pau widerfuhr mir doch eine Beschimpfung, weswegen ich auch nicht eher wieder nach Bearn zu gehen mir feierlich gelobt habe, ehe dort nicht katholischer Gottesdienst gehalten wird. Jetzt ist er im ganzen Lande verboten, und daher könnt Ihr Euch denken, wie die Katholiken aus der Gegend sich sehnten, ein Mal der Messe beiwoh-

nen zu dürfen, die täglich für mich in einer ganz kleinen Kapelle gelesen wurde. Indessen wurde das Schloß um diese Stunde immer so pünktlich durch Aufziehen der Brücke verwahrt, daß erst am Pfingstfeste es Einigen gelang, unbemerkt in das Schloß und die Kapelle zu kommen. Bis gegen das Ende der Messe blieb ihre Anwesenheit unentdeckt; da aber kamen einige meiner Leute herein, die sich verspätet hatten, und einige Hugenotten, die an der Thür lauschten, wurden, während diese aufging, die Landleute gewahr. Augenblicklich eilten sie hin und zeigten es dem Le Pin an, dem Geheimschreiber des Königs, meines Mannes, der sich große Rechte anmaßte, und der schickte ohne Weiteres Leibwachen, ließ die unglücklichen Katholiken festnehmen, sie in meiner Gegenwart mishandeln und dann in das Gefängniß bringen. War das nicht entsetzlich?

Madame, sagte Charlotte, welche das Ge-

misch von Geist und Sinnen, das Margarethe von Valois hieß, vermöge ihrer überwiegend sinnlichen Natur nicht begreifen konnte, Verzeihung, wenn ich Euch widerspreche, aber diese Leute hatten gegen das Gesetz des Landes gehandelt.

Aber man mußte sie aus Rücksicht für mich entschuldigen, besonders, da ich meinen Mann mit Thränen darum bat, erwiederte die Königin heftig. Auch habe ich mich nicht eher wieder zu gut gegeben, als bis der König, mein Mann, den Le Pin verabschiedet hatte.

In Nerac fiel dergleichen wol nicht vor, da es Euch dort so gefallen hat?

Nein, da ging ich von der einen Seite in die Messe und der König mit Mademoiselle der Prinzessin von der andern in die Predigt. Kamen wir wieder heraus, so war nie von Religion die Rede, sondern nur von Vergnügen. Wir gingen dann entweder im Garten

spazieren — Ihr erinnert Euch der langen Gänge von Cypressen und Lorbeerbäumen?

Die blonde Sauve nickte ernsthaft. Ich habe dort mehr als eine Liebeserklärung empfangen.

Ihr habt für Nichts Sinn, als für Eure Liebschaften, sagte Margarethe lachend. Wir gingen nur in Gesellschaft da spazieren, oder wenn nicht da, so in dem Park, den ich am Flusse hatte anlegen lassen. Dann folgte das Mittagessen und auf dieses der Ball, und so war ein Tag wie der andere.

Ein glückliches Leben, Madame; warum seid Ihr hergekommen?

Haben mich nicht der König und die Königin, meine Mutter, auf das dringendste eingeladen?

Dann hättet Ihr früher kommen sollen.

Ich hatte kein Geld, sagte Margarethe unmuthig.

Madame, die Königin, Eure Mutter, hatte Euch ja funfzehnhundert Thaler geschickt?

Was ist denn das! Ich sage Euch, ich hatte kein Geld.

Das war ein Unglück für Euch, denn wäret Ihr damals gleich gekommen, da man nach Euch verlangte, so wäret Ihr vielleicht gut aufgenommen worden. Ich sage vielleicht. Bestimmt kann man es nicht wissen, denn kein Wind ist unbeständiger als der König; diesen Augenblick so, den andern so.

Mir dünkt, er sei sehr beständig, sagte Margarethe mit Bitterkeit, an alle die Unbilden denkend, die er ihr seit länger als zehn Jahren bereits zugefügt.

In seinen Thorheiten — ja, antwortete Charlotte geringschätzig. Aber außerdem? Wenn er jetzt etwas sagt, so fragt in zehn Minuten wieder nach; da wollen wir sehen.

O ja, warum bin ich gekommen! sprach

Margarethe beklommen. Die Wahrheit ist — ich sehnte mich — nach Vertraulichkeit und alter Bekanntschaft — ich fühlte mich da draußen in dem fremden Lande doch allein, und begehrte wieder ein Mal mit Freunden zu sein. Ich vergaß, daß man mich sogar in meiner Familie nicht liebt — daß ich keine Freunde habe. O ja, Ihr habt Recht — warum bin ich hergekommen? Sie sah muthlos vor sich nieder.

Fasset Herz, Madame, sprach Charlotte mit Herzlichkeit, und hoffet. Was ich vermag, steht ganz zu Euern Diensten, und vielleicht kommt auch Monsieur bald zurück. Auch werde ich morgen Chanvalon zu Euch führen, wenn Ihr es nämlich erlaubt. Er bat mich schon heute dringend darum.

Thut es, sprach Margarethe trübe; ich bedarf eines Freundes.

Zweites Kapitel.

Am nächsten Morgen war der König zufällig in sehr guter Laune aufgestanden, und das hatte die Folge, daß er seine Schwester auf ihrem Zimmer zu besuchen kam und sich bedeutend gnädiger gegen sie erwies.

Meine Schwester, sagte er, ich habe Euch gestern etwas unfreundlich empfangen, aber, seht Ihr, ich bin für die Offenheit. Ich hatte nun ein Mal doch etwas gegen Euch auf dem Herzen, und da war es besser, daß ich es gleich im ersten Augenblicke rund heraussagte; denn ein Mal hätte ich doch reden müssen, wie ich

dachte; warum da nicht gleich? Warum da erst heucheln und mit einer Freundlichkeit täuschen, die wir nicht empfinden? Ich bin nicht für die Heuchelei; Wahrheit, das ist mein Wahlspruch, auch wenn sie etwas unangenehm schmecken sollte. Jetzt, da ich mich ausgesprochen, werden wir die besten Freunde sein, denn Ihr seid zu schön, und ich liebe Euch zu sehr, als daß ich Euch nicht Eure kleinen Treulosigkeiten von Guyenne her verzeihen sollte. Also, nicht wahr, meine Schwester, es ist Euch selbst lieber, daß ich gleich zuerst aufrichtig gegen Euch gewesen bin?

Margarethe dachte im Herzen: Wenn die Leute grob gegen euch gewesen sind, so rühmen sie ihre Aufrichtigkeit. Laut aber sagte sie: Ich bin zu sehr die Dienerin Ew. Majestät, als daß ich nicht Alles als gut annehmen sollte, was mir zu geben Ew. Majestät gefällt; darum danke ich Euch auch jetzt demüthig für

die Aufrichtigkeit, deren Ihr mich gestern gewürdigt habt. Aber noch ein Mal betheuere ich Euch, daß ich an Allem, dessen Ew. Majestät mich beschuldigt, gänzlich unschuldig bin.

Lächelnd drohte Heinrich ihr mit dem Finger. Schweigt doch; könnt Ihr das Lügen nicht lassen? Wie kann man Euch wol glauben, daß Ihr drei Jahre mitten unter den Hugenotten gewesen seid, ohne die Hände in ihr Spiel zu stecken? Seid Ihr nicht die Tochter Eurer Mutter, und kann die wol einen Topf am Feuer stehen sehen, ohne daß sie sich an den Herd setzt, um in dem Topfe zu rühren?

O die Königin, meine Mutter, ist eine Frau von hohem Geiste, und Gott hat ihr den Geschmack an wichtigen Geschäften eingeflößt, aber ich —

Nun wohl, Ihr? Was fehlt denn Euch, meine Schwester, um nicht denselben Geschmack haben zu dürfen wie Eure Mutter? Ich sage

Euch, Ihr seid klüger als unsere ganze Familie, mich nicht ausgenommen. Das habt Ihr zu Nerac bewiesen. Da ist unsere Mutter so überlistet abgereist, daß sie sich heute noch nicht darüber zu gut geben kann.

Aber, Sire —

Es war jedoch ihre Schuld; warum gab sie Euch ihren Rath zum Kanzler? Apropos, wißt Ihr, wo Ihr trotz Eures Verstandes eine Dummheit gemacht habt? Als Ihr an Pibrac schriebt, um ihm wegen seiner Liebe zu Euch Vorwürfe zu machen. Er hat ein Geschrei vom Teufel darüber erhoben — hier schlug er ein Kreuz — läugnet die Beschuldigung rund ab, und spricht nur von Eurer lächerlichen Einbildung.

Die Königin zuckte die Achseln. Er sollte schweigen, sagte sie. Unser Hof weiß es am besten, wer von uns Beiden in dieser Sache lächerlich gewesen ist.

Glaubt Ihr denn, ich bezweifle, daß er in Euch verliebt gewesen sei? Ganz und gar nicht, meine Schwester; im Gegentheile, ich kann mir ihn so gut vorstellen, als ob ich ihn sähe. Solche gelehrte Herren sind immer am tollsten, wenn ein Mal die Verrücktheit sie ergreift, und Ihr seid, auf Ehre, schön genug, um allen Weisen Griechenlands, wenn sie noch lebten, die Köpfe zu verdrehen. Aber, meine Schwester, man sagt dergleichen nicht. Verschwiegenheit, Zartheit — das muß man haben.

Heinrich III. war bekanntlich die größte Klatschschwester an seinem Hofe. Margarethe antwortete, sie werde sich bestreben, sein Beispiel nachzuahmen.

Thut das, sagte er gnädig. Ich habe Euch auch noch einen andern Rath zu geben. Man hat mir gesagt, daß Ihr unerhört verschwendet habt. Das darf nicht sein, meine Schwe-

ster. Ordnung und Sparsamkeit sind für den Fürsten ebenso nöthig wie für den Bürger.

Jetzt hätte die Königin von Navarra beinahe gelacht; aber sie hielt sich glücklich und antwortete nur: Ich beklage es sehr, daß Ew. Majestät auch in dieser Art unzufrieden mit mir ist; aber bedenkt, daß ich einen ganzen Hof zu unterhalten hatte. Der König, mein Mann, hat es nicht dazu; wo sollte es herkommen, wenn ich es nicht gäb?

Um zu geben, muß man erst haben, meine Schwester, belehrte Heinrich. Ihr hattet es nicht, wie wir aus den Schulden sehen, die Ihr gemacht habt, folglich hättet Ihr Nichts geben sollen. Wozu brauchtet Ihr denn auch einen Hof?

Sire, eine Königin —

Eine Königin! wiederholte er lächelnd. Eine Königin von was? Von einem Reich im Monde. Nein, Euer Königreich legte Euch

keinesweges die Verpflichtung auf, einen Hof zu halten; Ihr konntet Eurer großen Würde unbeschadet ganz ruhig als einfache Edelleute leben. Ihr hättet Euch etwas gelangweilt, das kann sein, aber dafür wäre auch jetzt Euer Schatz gefüllt, und wer könnte wol schwanken zwischen dem Rauche eitlen Vergnügens und dem Besitz von gutem Golde?

Ich schwanke durchaus nicht, Sire; nur wähle ich das Vergnügen; denn wozu ist das Leben, wenn man es nicht genießen soll?

Wozu das Leben ist? Ihr setzt mich in Erstaunen, meine Schwester. Das Leben ist uns von Gott gegeben, damit wir unsere Pflichten erfüllen sollen, mögen sie auch noch so schwer sein. Ich z. B., ich zöge ein stilles Leben mit wenigen auserwählten Seelen allem diesem leeren Geräusche vor, in dem ich ermüde und gähne. Aber ich bin König von Frankreich, und bemerkt wohl den Unterschied,

meine Schwester: ein König von Frankreich muß einen Hof halten. Was der König von Navarra ohne Reich nicht zu thun braucht, das muß der König von Frankreich thun, weil er der Fürst eines mächtigen Reiches ist, und gleichsam in seiner Person dessen Größe vorzustellen hat. Seht Ihr das ein, meine Schwester?

Wie sollte ich nicht? Doch erlaubt mir eine Frage, Sire. Sollte nicht auch eine Prinzessin, die aus einem so erlauchten Hause abstammt, wie das von Frankreich, wenn auch nur in einem kleineren Maßstabe, aber doch nach ihren Kräften die Verpflichtung haben, in einer Art zu erscheinen, welche ihrer Geburt angemessen ist?

Was wollt Ihr damit sagen?

Daß ich allerdings nicht als Königin von Navarra, wohl aber als Tochter Frankreichs einen Hof habe halten müssen.

Heinrich sann sehr lange nach, während er

das Hündchen kraute, dessen Körbchen er an einer seidenen Schnur am Halse trug. Die Aufgabe schien ihm seines Scharfsinnes würdig. Ich glaube, Ihr habt Recht, sagte er endlich langsam.

Ich fragte nur, sprach Margarethe bescheiden, Ew. Majestät bleibt es überlassen, mich zu belehren.

Ja, Ihr habt ganz Recht, erwiederte er, zur Entscheidung gelangt und den Kopf fast mit Lebhaftigkeit aufrichtend. Als Tochter Frankreichs mußtet Ihr einen Hof halten.

Ich bin glücklich, daß Ew. Majestät nicht länger unzufrieden mit mir ist.

O, aber nur in diesem Punkte, sprach er mit jenem Mienenwechsel, der bei ihm so häufig war. Warum habt Ihr nicht den König, Euern Mann, vom Kriege abgehalten? Warum nicht gehindert, daß Cahors genommen wurde? Heinrich III. hatte unter andern weiblichen

Eigenschaften auch die angenehme, immer wieder auf Dasselbe zurückzukommen.

Mein Gott, Sire, denkt Ihr denn, daß ich irgend etwas über den König, meinen Mann, vermag? fragte Margarethe. Jede Kammerzofe kann da mehr als ich.

Behandelt er Euch so? Das ist sehr unehrerbietig, meine Schwester; ich werde ihm Vorwürfe darüber machen.

Ah, Sire, äußerte die Königin mit einer Bitterkeit, die sie nicht zu unterdrücken vermochte, wenn man von einer armen Frau weiß, daß sie in ihrer Familie nicht geliebt wird, wer soll da große Rücksicht auf sie nehmen?

Ihr seid undankbar, sehr undankbar, meine Schwester, sprach Heinrich strenge, und das betrübt mich — nicht meinetwegen, denn ich mache bei den Wohlthaten, die ich erzeige, nie Ansprüche auf Dank, sondern Euretwegen; denn Undankbarkeit ist das sicherste Zeichen eines

verderbten Herzens, und folglich seid Ihr verderbt, da Ihr undankbar seid. Wie könnt Ihr sagen, daß Ihr in Eurer Familie nicht geliebt werdet? Welcher Prinzessin geht es so gut wie Euch? Habt Ihr etwa bei Gelegenheit Eurer Heirath nicht genug bekommen?

Das wollte ich durchaus nicht sagen, Sire.

Ihr könnt es nicht sagen, meine Schwester, bei dem besten Willen könnt Ihr es nicht sagen. Wie wolltet Ihr es sagen? auf welche Art es beweisen? Die Gegenbeweise sind da. Man weiß, was Ihr bekommen habt. Ich will gar nicht erwähnen, was der damalige König, unser Bruder, und unsere Mutter Euch gegeben haben, ich erinnere Euch nur, daß ich allein Euch fünfundzwanzigtausend Livres schenkte. Das war für einen Herzog d'Anjou ein großmüthiges Geschenk; glaubt mir das; ich hatte kein Geld zum Wegwerfen. Und später schenkte ich Euch mein Hôtel d'Anjou. Daß Ihr es unter

dem Werthe verkaufen mußtet und jetzt kein eigenes Haus habt — ist das mein Fehler? Warum macht Ihr Schulden? Ihr hättet wahrlich keinen solchen Hof gebraucht, wie Ihr gehalten.

Margarethe glühte vor Ungeduld und Unmuth; doch was war mit einem Kopfe zu machen, der so verwirrt auf der größten Halskrause saß, welche die Einbildungskraft je erfunden hatte und bis jetzt noch erfunden hat?

Auch waren die königlichen Gedanken bereits wieder umgewandelt, und Heinrich fragte seine Schwester angelegentlich, ob sie ein neues Haus zu kaufen gedenke. Ich würde Euch dazu rathen, sprach er; hier wohnt Ihr doch nur enge und — behindert, setzte er mit faunischer Miene hinzu.

Margarethe, froh, das herzliche Einverständniß für den Augenblick wieder gerettet zu sehen, erwiederte, daß sie in allen Stücken bereit sei,

dem Rath ihres liebreichen königlichen Bruders nachzukommen.

Gut, gut, sagte er. Dann schlage ich Euch das Biragne's zu Sainte-Catherine vor.

Auch hier stimmte die Königin von Navarra mit der größten Bereitwilligkeit bei, und Heinrich wurde sichtlich wieder zutraulicher.

Sagt Ihr noch, daß wir Euch nicht lieben? frug er.

Wenn Ew. Majestät mich ihrer Liebe versichert, so habe ich den unbedingtesten Glauben daran. Aber weiß Ew. Majestät nicht, daß man immer dasjenige, was man recht lebhaft zu erreichen, oder zu erhalten wünscht, gerade immer entweder nicht zu erlangen, oder zu verlieren fürchtet? Und weiter, daß die Entfernung mistrauisch macht? Wer mit eigenen Augen sehen kann, der weiß, woran er ist.

Nicht immer, meine Schwester. Ihr seht, daß ich doch auch zwei Augen im Kopfe habe —

nicht wahr? Nun wohl, ich versichere Euch, daß ich oft bei meiner nächsten Umgebung nicht weiß, woran ich bin. Er sagte das mit seiner alten, feinen Ironie.

Man sieht doch mehr mit eigenen Augen, als wenn man genöthigt ist, durch fremde zu sehen. Ich konnte nun diesen Hof die ganzen drei Jahre hindurch nicht anders sehen, als durch fremde Augen, und da erschien mir Alles in Ungewißheit.

Aber jetzt seht Ihr wieder deutlich?

Da sich Ew. Majestät mir so gnädig erweisen — gewiß.

Seid versichert, meine Schwester, daß ich immer gnädig gegen Euch sein werde, so lange Euer Betragen mir Anlaß zur Zufriedenheit gibt.

Ich bitte Ew. Majestät, mir es vorschreiben zu wollen, damit ich des Glückes, das Ihr mir eben verheißen, theilhaftig werde.

Das will ich thun, Mignonne, sprach Heinrich väterlich. Es freut mich, daß ich Euch so vernünftig finde; wir werden sehr gute Freunde werden. Hört denn. Zuerst wünsche ich Sittenreinheit. Die Königinnen müssen den andern Frauen vorangehen. Ich weiß nicht, ob es unsere Mutter gethan hat, setzte er mit einem plötzlichen Lächeln hinzu, indessen, fuhr er gleich wieder ernsthaft fort, es ist den Kindern nicht erlaubt, über die Eltern zu urtheilen, und so wollen wir darüber hinweggehen. Dagegen wissen wir es von der Wittwe unsers Bruders, des Königs Karl, daß sie ein Muster der Tugend war, und das ist auch die Königin Louise, meine Frau. Ich wünsche, daß Ihr das dritte Blatt an diesem schönen Kleeblatt sein möget.

Margarethe neigte das Haupt. Der König redete salbungsvoll weiter:

Dann wünsche ich, daß Ihr Ersparungen machet, Ihr habt hier keine Veranlassung zu

Ausgaben, denn wir werden diesen Winter sehr sparsam leben.

Da hätte ich ebenso gut in Nerac bleiben können, dachte Margarethe. Ueberhaupt — o, ich Närrin, daß ich hergekommen bin!

Ich wünsche auch, daß Ihr fleißig in die Messe gehet. Gott vor Allem. Jedes Gebet, das wir hier thun, wird uns einst Früchte ewiger Seligkeit tragen. Und meine beiden Kinder sollt Ihr lieben. Wer sie liebt, liebt mich. Die Guisen aber sollt Ihr hassen, denn wer sie liebt, der haßt mich.

Heinrich war gerührt.

Ich gelobe Alles, Sire, sprach Margarethe feierlich.

Wohl, aber da ist noch etwas, hob er auf ein Mal in einem ganz gereizten Tone an. Euern Bruder in Flandern, den bitte ich Euch, mir hier an den Hof zu schaffen. Ich will nicht diese Dummheit in den Niederlanden.

Der Kaiser liegt mir in den Ohren — der König von Spanien droht mir. Ich mag mir nicht zwei so mächtige Feinde machen, damit Monsieur mein Bruder Herr der Niederlande werde. Was geht es mich an, ob er herrscht, oder nicht? Ich will keinen Krieg um seinetwillen; ich habe genug Krieg gehabt und im Lande selbst hinlänglich mit Euerm Manne, dem Hugenotten, zu thun. Was braucht Euer Bruder ein Reich? Kann er nicht hier leben? Großes wird er dort doch nicht zu Stande bringen. Das ist ja ein wahrer Brei von Parteien; wie soll sich denn da ein Reich bilden? Und was hat er für Macht? Die zehntausend Mann, mit denen Biron und Montpensier ihm nachgegangen sind, können nicht die Welt erobern. Und von der Königin Elisabeth hat er keinen Beistand zu erwarten; die hat ihn, wie seit Jahren uns Alle, an der Nase herumgeführt.

Ja, mein Bruder hat mir geschrieben, er habe mehrere Monate in England verloren.

Verloren? Das scheint mir nun gerade nicht, rief Heinrich in sehr übler Laune. Was will er denn, dieser Cadet des Hauses von Frankreich? Er hat während mehrerer Monate nicht allein ganz England, sondern sogar ganz Europa beschäftigt — ist das nicht genug Ehre für ihn? Ich frage Euch, was hat er denn anderswo Besseres zu thun gehabt während dieser Zeit?

Er erkannte die Ehre, welche die Königin Elisabeth ihm erwiesen, gewiß sehr hoch an, nur bedauerte er, daß es ihm nicht gelungen sei, die Königin zu bewegen —

Daß sie ihren Thron mit ihm theile — nicht wahr? O ja, ich glaube es wol — das hätte ihm gefallen! Aber wie konnte er sich nur einbilden, daß es da, wo ich ausgeschlagen worden war, ihm glücken werde!

Man sagt, die Königin fürchte sich, Kinder zu bekommen. Es würde das sehr gefährlich für ihr Leben sein.

Die Königin hat sich gefürchtet, Affen zu bekommen, wenn sie Euern Bruder heirathete, sagte der König geringschätzig. Von wem wißt Ihr denn diese Geschichte? Von Euerm Bruder selbst wol?

Ich glaube, ja, Sire.

Ich bin dessen gewiß. Ah, Ihr wechselt also Briefe? Häufig, nicht wahr? O, sicherlich, fuhr er mehr und mehr gereizt fort, und da soll die Welt nicht in Verwirrung gerathen!

Ich wußte nicht, daß ich die Welt bewegte, indem ich die Feder für meinen Bruder in Bewegung setzte, erwiederte Margarethe, indem sie sich bemühte, durch einen Scherz abzulenken. Aber der König war schon zu gereizt und rief heftig: Kurz und gut, ich will den Helden aus

den Niederlanden hier haben, und kommt er nicht, so sollt Ihr es mir bezahlen.

Ich werde Alles thun, was mir möglich ist, Sire, antwortete Margarethe erschrocken.

Das will ich Euch auch gerathen haben, murrte er, und verließ sie ebenso verdrießlich, wie er sie gnädig aufgesucht hatte.

Kaum war er aus der Gehörweite, so rief Margarethe heftig aus: O mein Gott, mein Gott, soll das mit mir immer so sein? Soll ich immer nur mit meinen Herren wechseln — nie frei sein? O, einen Ritter, der mir ein Reich eroberte! Oder nur einen Ort, gleichviel wo, in der Wüste, oder im Gebirg — rauh und arm, aber nur mein! Ich will ja da leben wie die heiligen Männer in der Thebais; ich will nicht mehr lieben, obgleich ich noch so jung bin — nur frei will ich sein, nicht mehr gezwungen, dergleichen Unwürdigkeiten zu erdulden! Gott, der König behandelt mich ja

wie das niedrigste Geschöpf. Aerger könnte es nicht sein, wenn der giftige Wurm du Gua noch lebte. Das wird hier ein Leben werden — wäre ich doch nicht hergekommen! Und doch — zurückkehren — man würde mich auslachen, und dann — die kalte Katharina, die mich immer so finster anblickt — diese Hugenotten, der d'Aubigné und der Duplessis-Mornay — ich bin ihnen im Wege, und meinem Manne auch zur Last — da will ich doch lieber noch hier aushalten. Vielleicht kommt mein Bruder zurück — vielleicht sehe ich meinen guten Brantôme, und Mayenne ist immer noch mein Freund. Ja, besser ist es noch hier, nur ein Haus muß ich kaufen, und dann — dann wird sich vielleicht ein kleiner Kreis von aufrichtigen Seelen um mich bilden. Ach, nur vielleicht! Wie traurig ist es, das sagen zu müssen. O meine Schwestern, meine Schwestern! meine sanfte Claude, meine schöne Marie,

meine fromme Elisabeth! Wo seid ihr? wo seid ihr? Wenn ihr hier wäret, da brauchte ich nicht ohne Trost zu weinen — ihr würdet mich lieben. Aber wir sind getrennt auf immer — Alle — Alle — keine von euch, die ich wiedersehen werde. Claude ist glücklich, denn sie ist todt. Elisabeth — o ja, sie ist auch glücklich, denn sie will nichts Anderes mehr, als was der Himmel ihr geben kann. Aber Marie — du Schönheit der Schönheiten, du unvergleichliche Königin — man nennt mich schön, und was bin ich gegen dich? Und du bist im Kerker; warum kann ich nicht bei dir sein und mit dir weinen? Besser, tausend Mal besser, als hier Verachtung ertragen und keinen Freund haben!

Margarethe weinte bitterlich. Sie war ebenso beweglich an Stimmungen wie Heinrich, nur daß bei ihr die Stimmungen aus Leidenschaft, und bei ihm aus Laune entsprangen.

Claude von Lothringen war schon vor einigen Jahren gestorben; aber ich habe über allem dem Morde und aller der Liebe, womit ich in dieser Geschichte zu thun gehabt, bis jetzt vergessen, ihres Todes zu erwähnen.

Noch weinte die Königin von Navarra, da hörte sie draußen im Vorzimmer Charlottens Stimme. Kommt nur, sagte diese, sie erwartet uns. — Da ist Chanvalon, dachte Margarethe; ach, Gott sei Dank — vielleicht ein Freund. Sie trocknete ihre Augen und blickte erwartungsvoll nach der Thür.

Madame von Sauve kam so hübsch, wie je, herein; doch auf sie sah die Königin nicht. Wie von einer unerklärlichen Ahnung angetrieben, sah das Auge Margarethens dem jungen Chanvalon entgegen, der, Charlotten folgend, leise und bescheiden in das Zimmer trat.

Die Königin war fast bestürzt vor Freude. Sie sah einen der schönsten jungen Männer.

Gesicht, Wuchs, Haltung, Alles war von antiker Vollkommenheit. Eine unendliche Grazie, wie man sie von einem Manne gar nicht erwartet, schmeichelte sich aus seinen kleinsten Bewegungen in Augen und Herz. Seine mandelförmig geschnittenen Augen öffneten sich meistens nur halb, aber zwischen den Wimpern hervor glitt ein Blick, der wie eine Verheißung von Wollust berauschte. Auch seine Lippen öffneten sich kaum, denn er sprach leise; doch wie schmeichelnd klang diese Stimme! Wie eine Einladung. Seine braunen Locken fielen so weich und seiden, wie die eines Knaben, auf seinen weißen Hals, der den vollendet schönen Kopf mit sanfter Biegsamkeit trug. Ein ganz kleiner Bart keimte eben auf seiner Oberlippe, denn Chanvalon zählte vielleicht kaum dreiundzwanzig Jahre. Das war der junge Edelmann, den Charlotte von Sauve zu Margarethen führte, indem sie halb gutmüthig und halb

boshaft sagte: Madame, ich würde Euch Monsieur von Chanvalon empfehlen, aber ich glaube, Gott verzeihe mir's, er empfiehlt sich selbst.

Gewiß, da er mir Nachrichten von meinem Bruder geben kann, erwiederte Margarethe mit der größten Huld. Seid mir willkommen, Monsieur von Chanvalon. Ich kenne Euch schon und hatte Euch auch nicht vergessen; aber doch kann ich kaum glauben, daß Ihr derselbe seid, der in Guyenne an unserm Hofe war, so sehr habt Ihr Euch verändert.

Also auch Ihr findet, daß er so viel hübscher geworden ist? fragte Charlotte lachend. Ich wünsche Euch Glück, Monsieur von Chanvalon.

Ich finde Euch wieder, Madame, antwortete Chanvalon mit ausdrucksvollem Tone der Königin.

Das heißt, daß er Euch noch ebenso schön findet, verdolmetschte Charlotte. Doch ich muß

Euch allein mit Monsieur von Chanvalon lassen, Madame; die Königin-Mutter befiehlt meine Gegenwart, und sie ist heute nicht besonderer Laune, das habt Ihr wol diesen Morgen selbst gemerkt.

Margarethe lächelte. Die üble Laune Katharinens, die kleinliche Tyrannei des Königs, der ganze Hof, ihr Geschick, worüber sie noch eben so trostlos geweint — Alles kam ihr plötzlich so gering vor, dagegen das Leben so reich, die Jugend in ihr so frisch. Chanvalon war ihr wie der Sonnengott erschienen, der alle Schatten zurücksinken und alle Herrlichkeit sichtbar werden läßt.

Setzt Euch zu mir, sprach sie, als sie allein mit ihm war, in den weichsten Tönen ihrer reichen Stimme. Und als er es mit Ehrfurcht, aber zugleich ohne alle Schüchternheit gethan, setzte sie hinzu: Und nun erzählt mir von meinem Bruder. War er wohl und guten Muthes?

Körperlich gesund war Monsieur, erwiederte Chanvalon; geistig nicht. Die Stellung, die er dort einnimmt, muß auch zum Mismuth reizen. Es wäre mir unmöglich, Euch, Madame, eine klare Anschauung von dem Zustande des Landes zu geben. So viele Parteien, so viele Mächte, so viele Persönlichkeiten handeln und wirken da durch- und gegeneinander, daß es einem so wüst im Kopfe wird, als hätte man das Fieber. Noch immer ist das Volk der Niederlande nicht entschlossen, ob es einen König wählen soll — ob nicht; noch immer nimmt Monsieur keine andere Stellung ein, als die sehr zweideutige eines Beschützers. Mistrauen hegt man allerdings nicht länger gegen ihn, doch ebenso wenig schon vollkommenes Vertrauen, und diese Wahrnehmung kann nicht anders, als Monsieur täglich mehr und mehr reizen. Das Verhältniß zwischen Monsieur und dem Prinzen von Oranien scheint

ein herzliches, aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn beide Prinzen einander nicht innerlichst entfremdet wären. Die hugenottischen Edelleute, die vom Hofe des Königs zu Navarra an den Hof kamen, schließen sich auch mehr und mehr an den König von Navarra an. Das wäre ungefähr das Hauptsächlichste, was ich Ew. Majestät berichten könnte.

Chanvalon hätte noch lange sprechen können, ohne daß Margarethe ihn unterbrochen hätte; denn sie sah ihn an und berauschte sich gleichsam an ihm. Noch nie war ihr ein Mann so schön vorgekommen. Ihre Sinne, ihre poetischen Forderungen, ihr fürstlicher Geschmack für Eleganz — Alles wurde durch sein Anschauen befriedigt.

Als er aufhörte, fuhr sie zusammen und sagte hastig: Ich danke Euch, ich danke Euch sehr, Monsieur von Chanvalon. Ihr habt mir große Freude gemacht. Ich danke Euch sehr. Sagt mir doch —

Befehlt, Madame.

Was wollte ich doch von Euch wissen? fragte sie lächelnd und ihr Blick bedeckte ihn wie mit einer Flamme.

Der junge Edelmann schlug mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von selbstgenügsamer Bescheidenheit die Augen nieder.

Jetzt fällt es mir ein, hob sie nach einer Pause, in der ihr Auge durstig auf ihm geruht, wieder an. Sagt mir doch — was macht Rosny?

Er war verletzt, weil Monsieur ihm die Güter seines Großvaters —

Wie so?

Ja, Hugo von Melun, der Vater seiner Mutter, der ihn seiner Religion wegen enterbt hatte —

Ganz recht, wiederholte sie zerstreut, ihn seiner Religion wegen — und so war Rosny, sagt Ihr —

Er beklagte sich, daß Monsieur die Güter

seinem Vetter, Robert von Melun, Prinzen von Epinoy, gegeben.

Ah, er beklagte sich.

Margarethens Wesen schien sich mehr und mehr in Sehnsucht aufzulösen. Immer dunkler wurde die Röthe, die sich langsam auf ihren Wangen entzündet hatte. Bisweilen rieselte sie auch als rosiger Schein über den herrlichen Nacken, oder schlug zu der gesenkten Stirn herauf, an der die blauen glänzenden Adern sich spannten. Die Lippen blieben, auch wenn Margarethe schwieg, halb offen, und ihre Athemzüge wurden langsamer. Die Electricität ihrer Aufregung drang zu Chanvalon hinüber, und auch er fing an, das Gespräch zu vergessen und dafür die schöne Frau, die ihm gegenüber saß, mit der Berechnung der Begierde zu betrachten. Dennoch sprachen Beide noch über eine halbe Stunde lang über die Angelegenheiten in den Niederlanden, und wenn auch Margarethe nicht

mehr wußte, was sie fragte, und Chanvalon seinerseits auf das Gerathewohl hin antwortete, so war doch wenigstens der Anschein einer Unterhaltung da.

Endlich aber vermochte die Königin sich nicht länger zu der Gleichgültigkeit des Herkommens zu zwingen. Sie ließ die Niederlande Niederlande sein und fragte nach dem, was ihr tausend Mal wichtiger, ja, in diesem Augenblicke das Wichtigste auf der Welt war — sie fragte, wie lange der junge Edelmann hier zu bleiben gedenke.

Sobald er von sich selbst hörte, war Chanvalon sogleich wieder gesammelt. Die Frage der Königin dünkte ihm von der glücklichsten Bedeutung, indessen zeigte er keineswegs seine Freude, sondern antwortete einfach: Ich habe noch Nichts darüber entschieden.

Erwartet Euch mein Bruder? fragte Margarethe unruhig.

Nein, Madame.

Wie, so hättet Ihr ihn denn auf immer verlassen! sagte sie und sie konnte ihre frohe Aufwallung nicht verbergen.

Ach, Madame, antwortete Chanvalon, ich kann Euch nicht belügen. Nicht ich bin es, der sich von Monsieur getrennt hat, Monsieur hat mich aus seiner Gegenwart verwiesen, was ich bis jetzt für eine schwere Strafe hielt, setzte er mit Beziehung hinzu.

Warum hat mein Bruder Euch entlassen? War er eifersüchtig auf Euch? fragte die Königin lächelnd.

Ich verdiente seinen Zorn, Madame. Das Unglück wollte, daß ich bei einem Mittagsfeste zu viel trank und mich in diesem Zustande der Gunst rühmte, die ich von einer vornehmen Dame genossen hatte.

Sagte ich es Euch nicht? Da ist mein Bruder eifersüchtig gewesen. Doch wer war diese Dame?

Verzeihung, Madame, wenn ich sie Euch nicht nennen kann. Ich habe mir gelobt, von nun an die Namen der Damen, die mich beglücken sollten, ganz zu vergessen, und mich nur ihrer Schönheit zu erinnern.

Ihr müßt viel Glück bei den Damen gehabt haben, bemerkte Margarethe im Tone des Scherzes, aber nicht ohne geheime Unruhe.

Ich glaube — ja, erwiederte er nachlässig. Deutlich darauf besinnen kann ich mich seit einigen Augenblicken nicht mehr.

Nicht? fragte sie sanft. Chanvalon wußte, daß sie Alles verstanden und wartete mit Ruhe.

Sie ließ gedankenlos ihren Fächer aus der niederhängenden Hand gleiten. Chanvalon beugte ein Knie, hob den Fächer auf und bot ihn ihr mit ehrfurchtsvoller Geberde dar.

Mit einer dankenden Bewegung des Kopfes nahm sie ihn und fing an, damit zu spielen. Bleibt Ihr also am Hofe? fragte sie, mit zer-

streuten Blicken, ohne Chanvalon anzusehen, der noch immer kniete.

Wenn Ihr es mir erlaubt, Madame.

Wie, rief sie, Ihr kniet noch? Ich hatte es gar nicht bemerkt. Ich bitte Euch, steht auf. Ja, was sagtet Ihr, fuhr sie fort, während er gehorchte, ob ich es erlaube? Gewiß, es wird mir ein Vergnügen sein. Doch ich habe Euch schon zu lange aufgehalten. Geht jetzt, nehmt nochmals meinen Dank und — und, könnt Ihr morgen mich wieder besuchen?

Ich bin mit Leib und Seele der Diener Ew. Majestät, antwortete er, sich tief verneigend.

Gut, so kommt morgen, sprach sie lächelnd.

Sie ist mein! dachte Chanvalon, als er die Treppen hinabstieg.

Gott, wie schön ist er! rief Margarethe. Bei ihm war es Eitelkeit, bei ihr die höchste sinnliche Leidenschaft.

Den ganzen übrigen Tag brachte sie wie in

einem Traume zu, und immer wiederholte sie von Zeit zu Zeit: Gott, wie ist er schön, wie ist er schön!

Bei dieser Stimmung von beiden Seiten, bei Margarethens Glut und Chanvalon's Bereitwilligkeit, konnte der nächste Besuch nicht zu Ende gehen, ohne daß die vollkommenste Aussprache erfolgt wäre. Nun handelte es sich nur um eine Schwierigkeit: wie nämlich das willkommene Verhältniß auf das schnellste den gewünschten Genuß gewähren könne. Oeffentlich konnte Chanvalon unmöglich öfter kommen; denn die Königin setzte sich den größten Beschimpfungen von Seiten des Königs aus, wenn man gewahr wurde, daß sie bereits einen Geliebten gefunden. Der heutige Besuch schon war unvorsichtig, indessen ließ sich da allenfalls noch etwas von Briefen aus den Niederlanden lügen, die Chanvalon der Königin auf ihren Wunsch gebracht habe. Oefter jedoch konnte

man diese Geschichte nicht anwenden; in der Nacht war der Louvre wohl geschlossen und bewacht, und so befand sich denn das kaum liebende Paar schon nach der ersten Viertelstunde in großer Betrübniß.

Ich werde möglichst schnell ein Haus kaufen und einrichten lassen, sprach Margarethe; aber sollen wir bis dahin warten?

O nein, nicht warten, Madame! rief Chanvalon, der da fürchtete, in der Zwischenzeit könne er vielleicht einen Nebenbuhler bekommen. Auch kam jetzt, da Margarethens Schönheit durch das Verlangen noch erhöht wurde, bei ihm gleichfalls die Leidenschaft ins Spiel, und er wiederholte heftig: Nicht warten! Ich würde sterben. Ich will noch diese Nacht glücklich sein.

Wenn es von mir abhinge, solltet Ihr es gewiß, sprach Margarethe aufgeregt. Aber wie es anfangen?

Sucht ein Mittel, so gefährlich es sei. Ich wage Alles.

Nur Euch hereinbringen — das ist das Schwierige. Seid Ihr erst hier, so kann ich Euch leicht so lange verborgen halten, bis ich uns habe das Haus einrichten lassen. Dann sind wir frei.

Aber wie komm' ich herein? rief er drängend.

Ich hab' es; sagte sie rasch. Schaffet eine Kiste herbei, in der Ihr Platz habt. Legt Euch hinein und wartet an einem Orte, über den wir uns verständigen, auf einige meiner Leute, die ich senden werde. Sie können sagen, es seien Sachen von mir, die mir noch nachgekommen sind. Wollt Ihr das?

Chanvalon lächelte. Sie verabredeten den Ort der Abholung. Der Abend kam, die Kiste wurde geholt und kam, allem Herkommen in dergleichen Wagstücken zum Trotz, ungefährdet und ungehindert in Margarethens Vorzimmer an.

Hier wartete die vertrauteste Kammerfrau der Königin, sandte die Träger fort und verschloß die Thüren. Chanvalon öffnete von innen und stieg, etwas betäubt, aber darum nicht minder ungeduldig an das Kerzenlicht heraus.

Wo ist die Königin? fragte er gebieterisch.

Die Kammerfrau ging schweigend vor ihm her und öffnete Margarethens Zimmer. Eine mächtige Kerzenhelle blendete ihn im Anfange; dann fand sein Auge sich in sie, und von ihr umflossen, sah er mit einem Gemische von stolzer Befriedigung und sinnlichem Entzücken die schönste aller Königinnen als Liebesgöttin auf einem schwarzseidenen, mit Kerzen umgebenen Ruhebette liegen

Drittes Kapitel.

Diese Liebe glich einem Gedichte von Ovid; es war eine Apotheose der Sinnlichkeit, die in der farblos unmoralischen Gegenwart selten geahnt, noch weniger begriffen, und kaum je gefeiert werden dürfte.

Der poetische Sinn Margarethens war es, der durch die wundervolle Schönheit Chanvalon's, die an dem Feuer ihrer Liebkosungen immer üppiger aufschwoll, so trunken gemacht wurde. Deshalb erschien sie selbst in den Augenblicken, wo ihre Liebe sich fast in Raserei verwandelte, noch weiblich, und wenn eine

Bacchantin, die von ihrem Gotte voll ist, schön sein kann, so war Margarethe es nicht minder, wenn ihr schöner Geliebter sie mit wildem Taumel erfüllte. Selten hat wol ein Mann ein solches Jahr verlebt wie Chanvalon. Angebetet von der schönsten Frau, ihr unumschränkter Herrscher, und von ihr gleichsam eingehüllt in einen Schleier von Wollust — so lebte er und fragte sich oft, ob er noch lebe. Alles, was Margarethe an Geist, Phantasie und Grazie empfangen hatte — und es war viel — außer Maria Stuart konnte keine Frau dieser schönheitreichen Zeit mit ihr wetteifern — Alles schüttete sie verschwendend über ihren jungen Liebling aus.

Natürlich konnte dieses Liebesleben nicht im Louvre stattfinden; Margarethe hatte gleich am andern Tage, wo der geheimnißvolle Kasten in ihr Zimmer gebracht worden war, mit dem Kanzler Birague über sein Haus abgeschlossen,

und sich so für ihr Glück eine Stätte gesichert, die zwar von der lauernden Beobachtung nicht frei war, aber doch einige Monate hindurch das Glück hatte, dieses heiße Geheimniß genügend zu verbergen.

Ebenso treu, wie Margarethe ihr dem König gegebenes Wort in Bezug auf die Sittenstrenge hielt, ebenso genau band sie sich auch in anderer Hinsicht daran. Es währte nicht lange, so war sie fast immer in einem heimlichen Kriege mit den Mignons begriffen, während hingegen die Guisen ihre vertrauten Freunde wurden. Nur in zwei Dingen that sie, was Heinrich begehrt, und sie versprochen: sie ging fleißig in die Messe und drängte ihren Bruder zur Rückkehr. Der Herzog antwortete ihr jedoch, daß er die Niederlande nicht verlassen könne, und daß man am Hofe über kurz oder lang von ihm hören werde.

Das sollte auch in der That der Fall sein.

Eines Abends gegen Ende Januar trat der dicke Herzog von Mayenne, der aus alter Anhänglichkeit seine Wohlbeleibtheit so oft wie möglich zur Königin von Navarra trug, wirklich außer Athem bei Margarethe ein und fragte, ohne sie erst zu begrüßen: Wißt Ihr, was für eine Nachricht ich Euch bringe?

Eine schlechte, Eurer Miene nach, antwortete sie.

Ja wol, sagte er, nach Luft schöpfend, eine sehr schlechte. Monsieur hat einen Handstreich auf Antwerpen versucht, und der ist misglückt, gänzlich misglückt. Jetzt kann er nur alle Gedanken an den Thron der Niederlande ein für alle Mal aufgeben.

Also auch er ist zum Unglück bestimmt, sprach Margarethe, durch die Theilnahme für den Bruder, der sie immer so geliebt, aus der innerlichen Zerstreuung, in der sie jetzt fast immer lebte, in die Wirklichkeit gerufen. Armer Bruder!

O, sagte Mayenne, den Kopf schüttelnd, er ist aber sehr unvorsichtig gewesen — man könnte beinahe sagen dumm.

Erzählt mir.

Hört denn. Euer Bruder ärgerte sich, daß die Staaten sich zu Nichts entschlossen — daß es zu nichts Ordentlichem kam. Er wußte immer nicht, ob er Fisch, oder Vogel sei, schwimmen, oder fliegen sollte. Da es auch mit dem neuen Jahre nicht anders wurde, verlor er die Geduld und beschloß, der Sache kurz ein Ende, und an den Höfen von Frankreich, Spanien, England, auch an denen des Kaisers und des Papstes, mit einem Worte überall von sich hören zu machen.

Das Alles weiß ich. Er hatte mir es geschrieben.

Ich weiß, daß Ihr das Alles wißt und wiederholte es blos der Logik wegen; denn die will, daß man anfange, um fortfahren zu kön-

nen. Jetzt komme ich an das, was Ihr nicht wißt. Monsieur beschloß, sich Antwerpens zu bemächtigen, und zwar durch einen unvorhergesehenen und plötzlichen, zugleich aber wohlvorbereiteten und überdachten Streich, was man sowol in der Sprache der Liebe, wie in der des Krieges einen Handstreich ausführen nennt. Demzufolge theilte er seinen Plan unserm sogenannten Neffen, dem jungen Montpensier, mit und forderte Beistand von ihm. Dieser junge Hitzkopf hat seine eigenen Ideen von Ehre und Ritterthum und antwortet, wie er uns sehr prahlerisch schreibt: Monsieur, ich heiße Bourbon, und ich werde dieses reine Blut nicht entehren. — Nun, Monsieur versammelt einen Rath, der weniger gewissenhaft ist, und in dem wird der Plan denn festgesetzt.

Welcher Plan denn eigentlich, mein Vetter? fragte Margarethe etwas ungeduldig. Bis jetzt höre ich nur immer von Plan und Handstreich

und weiß noch gar nicht recht, was mein Bruder gewollt hat.

Sich mit seinen Truppen Antwerpens bemächtigen, Antwerpen für sich haben, wie der König hier Paris für sich hat. Sich Nieuports, Brügge's, Ostende's, Dendermonde's, Dünkirchens und anderer Plätze bemächtigen, aller an einem Tage, Antwerpens in eigener Person, der übrigen Plätze durch seine Hauptleute. Auf diese Art glaubte er mit einem Male Herr zu werden.

Aber das war ein braver Gedanke! rief Margarethe.

Sehr brav — wenn er gelungen wäre, sprach kopfnickend der dicke Herzog; aber jetzt — sehr dumm.

Ja, nur wer das Glück hat, hat das Recht.

Könnt Ihr denn Unglückliche brauchen, meine Muhme? fragte Mayenne philosophisch. Sind sie Euch nicht bedeutend im Wege? Habt

Ihr nicht vollkommen mit Euch allein zu thun? Seht Ihr, so denkt ein Jeder, und darum wird es jetzt auch Euerm armen Bruder schlecht gehen. Wäre ihm sein Streich gelungen, wäre er in diesem Augenblicke Herr der Niederlande, so gäbe es kein Lob, das zu ausschweifend für ihn wäre, keine Ehre, die man ihm nicht anthäte. Aber jetzt, da er auf einem kläglichen Rückzuge begriffen ist, jetzt wird man nicht Lästerungen genug finden können, um ihn zu beschimpfen, und wer am ärgsten sein wird, das ist die Königin, Eure Mutter.

Und der König.

Hm — der König hätte sich gerade nicht zum Glücke Monsieurs gefreut; aber er hätte in dem Falle Nichts sagen können. Eure Mutter aber, die hätte über das Gelingen triumphirt — ja, wer weiß, ob nicht Monsieur nach ihren Rathschlägen gehandelt hat — nach ihren Grundsätzen wenigstens ist er verfahren, und

gebt Acht, ob sie nicht als seine ärgste Anklägerin auftreten wird.

Dessen bin ich ganz sicher, sprach die Königin von Navarra niedergeschlagen. Andere Mütter gäben gern ihr Leben hin, wenn sie dadurch ihre Kinder vor Unglück bewahren könnten — sie stößt die ihrigen hinein. Meine arme Schwester von Spanien, mein Bruder, der König Karl, und endlich ich — wir sind Beispiele ihrer Mutterliebe.

Ja, an Euch besonders hat sie schlecht gehandelt, bemerkte Mayenne mit einer Art ungeschickter Theilnahme. Mit meinem Bruder waret Ihr besser daran. Er ist zwar auch kein besonderer Ehemann, aber wahrhaftig nicht schlechter als der Bearner, und Ihr wäret doch wenigstens unter Euern Freunden und Euern Glaubensgenossen geblieben, statt unter die Ketzer zu gerathen, die es doch nie redlich mit Euch meinen können. Und sollte es das Un=

glück wollen, daß der König und Monsieur Beide ohne Nachkommen stürben, so wäre Heinrich von Lothringen immer ein besserer König von Frankreich als der hugenottische Heinrich von Bourbon.

O, sprecht nicht von meiner Heirath! rief Margarethe. Ich könnte toll werden, wenn ich viel darüber nachdächte.

Margarethe hatte eine solche Angst davor, vielleicht nach Nerac zurückkehren zu müssen, wo das Verhältniß mit Chanvalon unmöglich fortgesetzt werden konnte, daß sie den heftigsten Widerwillen gegen den König von Navarra, als gegen den gefaßt hatte, der Ansprüche auf ihre Anwesenheit dort machen konnte. Noch hatte er keine solche Aeußerung gethan, und seinetwegen konnte dem jetzigen Anschein nach Margarethe auf immer am französischen Hofe bleiben, aber wenn die Beziehungen sich, wie schon so oft, abermals veränderten, wenn ihre

Gegenwart am Hofe unstatthaft, und dagegen zu Nerac aus politischen Gründen wünschenswerth wurde? Margarethe wußte, daß in einem solchen Augenblicke auch nicht die geringste Rücksicht auf ihre persönliche Neigung oder Abneigung genommen werden würde, und so, immerwährend von ungewisser Angst gefoltert, war sie geradezu zum Hasse gegen ihren Mann gelangt; denn sie schloß mit unwiderleglicher Richtigkeit: Wäre er nicht mein Mann, so brauchte ich gewiß nie nach Nerac zurückzukehren, und wäre auch gar nicht erst hingekommen.

Deswegen legten auch die Guisen sich in ihren Urtheilen über Heinrich von Bourbon in Gegenwart seiner Frau durchaus keinen Zwang auf, und wenn Margarethe bisweilen diesen Gegenstand ablehnte, so war es nie, weil die Besprechung desselben sie verletzte, sondern nur, weil, wie jetzt, die Erinnerung an ihre Sklaverei ihr unerträglich war.

Mayenne hatte gehorsam geschwiegen; er war nicht der Mann dazu, seine Beredtsamkeit aufzudringen. Margarethe war in Aufregung einige Male durch das Zimmer geschritten; dann erinnerte sie sich plötzlich, daß Mayenne ihr ja noch nichts Genaues über d'Anjou's Anschlag auf Antwerpen erzählt, ging zu ihm hin und forderte ihn auf, es zu thun.

Gern, sehr gern, sagte der dicke Lothringer mit bereitwilliger Langsamkeit. Da: Monsieur ritt am Morgen des 18. mit seinen Leibwachen und zweihundert Pferden aus dem Kronburger Thor, das seinem Palast am nächsten lag. Der Vorwand war: er wolle sein Heer mustern. Das war ganz nahe aufgestellt. Aber auf der Brücke bleibt er halten, die Garden bemächtigen sich des Thores, und die Edelleute sprengen in die Stadt zurück, zünden ein Haus an, um die Armee zu benachrichtigen, und reinigen derweile die Straßen. Bald sind auch

siebzehn Compagnieen in der Stadt und schreien: Tödtet! tödtet! Es lebe die Messe! Aber die Bürger, vielleicht schon nicht ganz ohne Mis=trauen, rottiren sich, ziehen Ketten, sperren die Straßen, werfen Steine — kurz, thun, was gute Bürger in solchen Fällen gewöhnlich thun. Fervaques, der in die Citadelle will, wird ein=geschlossen, abgeschnitten und endlich vom Prin=zen von Oranien gefangen genommen. Die Bürger haben sich nun zu Massen gebildet und drängen mit dem besten Erfolge unsere armen Soldaten aus der Stadt heraus, wohlverstan=den, die sie nicht todtschlagen. Deren sollen funfzehnhundert sein, darunter dreihundert Edel=leute. Euer Bruder hielt derweile noch immer auf der Brücke und glaubte die Stadt genom=men. Kanonenkugeln belehrten ihn eines Bes=sern; er zog sich nach Schloß Berken zurück, während er über zweitausend Franzosen in der Stadt zurückließ. Die hätten alle niederge=

hauen werden können; deshalb wird man ihm das am meisten vorwerfen, daß er sie so ihrem Schicksal preisgegeben hat. Indessen ist ihnen Nichts geschehen; der Prinz von Oranien hat sie geschützt; auch Fervaques, den die Bürger durchaus umbringen wollten, weil sie ihn für den Anstifter des Anschlages hielten, ist durch den Prinzen gerettet worden, indem dieser ihn in ein vergittertes Zimmer im Schlosse einschloß und zwölf Mann Wache vor seine Thür stellte. Montpensier und Biron sind noch da und werden von den guten Antwerpenern höchlich geehrt. So stehen die Sachen.

Und was wird daraus werden?

Euer Wunsch wird in Erfüllung gehen; Euer Bruder wird zurückkehren.

O, nur nicht hierher! Auch seine Demüthigung noch ertragen müssen — das wäre zu viel.

Wißt Ihr, sprach Mayenne zutraulich, kommt er, so überredet ihn, daß er sich mit uns ver-

eine. Wozu braucht er draußen nach Größe zu suchen? Er kann sie hier in einem Bündnisse finden, das zwischen ihm, dem vermuthlichen Thronerben, und zwischen uns, den ersten Vasallen, sowol gegen die Mignons am Hofe, wie gegen die Ketzerei im Lande geschlossen würde. Glaubt mir, ein solches Bündniß thut Noth. Der Uebermuth der Mignons wächst täglich mehr; man weiß nicht, wie es möglich ist, aber es geschieht; wir sehen es. Andererseits sind wir, bei der Launenhaftigkeit des Königs, keinen Augenblick sicher, daß wir nicht den König, Euern Mann, auf ein Mal, mit der größten Zärtlichkeit berufen, am Hofe erscheinen sehen, und dann gute Nacht, Lothringen, und: thuet Buße, schöne Königin. Denn dann könnt Ihr darauf schwören, daß der König Niemand heißer lieben wird als seinen Bruder von Navarra. Der wird ihn lachen machen, und wißt Ihr, was das heißt, wenn man sich

so langweilt wie der König? Was es meinem Bruder unmöglich macht, wieder zu Gunst am Hofe zu gelangen: der Stolz gegen den Uebermuth der Mignons, das wird Euern Mann nicht hindern; denn wir wissen ja, was der aushalten kann. Geschieht ihm eine Herabsetzung, so macht er einen Witz und damit gut. Nein, glaubt mir, der König von Navarra am Hofe könnte höchst gefährlich sein.

Und glaubt Ihr wirklich, es wäre möglich?

An diesem Hofe ist Alles möglich, darum muß, was man nicht fürchten soll, so klein gemacht werden, daß man es gar nicht mehr sieht, und folglich der König aufhört, daran zu denken. Und die Hugenotterie so der Erde gleichmachen, das kann nur durch eine neue Ligue geschehen, die anders eingerichtet werden würde als die erste. Bei der ließen wir uns vom Könige, oder vielmehr von der Königin-Mutter anführen; bei der zweiten würde uns das

nicht begegnen; wir würden den König nicht erst damit belästigen, für sie ein Haupt zu wählen. Was meint Ihr dazu, Madame? Wollt Ihr Euern Bruder überreden, sich mit uns zu verbinden?

O ja, ja; eine Ligue gegen die Ketzer! rief Margarethe. Ja, ich werde allen meinen Einfluß auf meinen Bruder aufbieten. Ich vergesse nicht, was mir zu Pau geschehen ist. Und auch diese Mignons! Ich hasse sie aus allen Kräften. Sie wissen es, daß sie mich ungestraft beleidigen dürfen, und wahrlich, wenn ich ein Bürgerweib statt einer Tochter Frankreichs wäre, so könnten sie nicht ungezogener sein. Wie behandeln sie nicht auch Chanvalon, und das blos, weil er mich ehrt.

Ja, sagte Mayenne mit einem kleinen Husten, blos, weil er Euch ehrt. Ihr sehet also, Königin, daß eine solche Ligue sowol in Euerm, wie in unserm Vortheil liegt.

Viertes Kapitel.

Heinrich III. und sein Kind, Joyeuse, Herzog, Pair und Admiral von Frankreich, saßen einander gegenüber.

Es war einen Tag nach Fastnacht, und graues, trübseliges Wetter.

Die Hunde des armen Königs waren übler Laune, seine Papageien schmollten, weil die Sonne nicht schien, und die unglückliche Majestät wußte durchaus nicht, was sie machen sollte.

Jammervoll, um Mitleid flehend, blickte sie aus matten, schweren Augen nach Joyeuse hinüber. Joyeuse schlief.

Die arme Majestät besah erst ihren rechten, darauf ihren linken Fuß, dann die Manchette an der rechten, und den Handschuh an der linken Hand, und endlich in ihrem Handspiegel ihre Halskrause. Eine schwache Hoffnung dämmerte in ihr, irgend eine Eingebung von einem bisher noch ungesehenen, ja, noch ungedachten Schnitte werde über sie kommen und diesen bleiernen Morgen in einen geflügelten Genius verwandeln. Aber die Eingebung blieb eigensinnig in ihrer Höhe, der Morgen bleiern und die Majestät hielt es länger nicht aus.

Joyeuse, sagte sie leise und bittend, Joyeuse, mein Kind!

Joyeuse schlief, den phlegmatischen, traumlosen, prosaischen Schlaf, der in Verzweiflung bringen kann, wenn man ihn ansehen muß.

Heinrich gerieth allmälig in Verzweiflung. Joyeuse, mein Kind, erwache! rief er fast ängstlich.

Ich bin wach, Sire, murmelte Joyeuse schlaftrunken.

Ich bitte dich, mache die Augen auf, fuhr Heinrich fort.

Ich habe sie offen, erwiederte Joyeuse, langsam wach werdend und die Augen mit der größten Anstrengung so groß aufsperrend, daß sie ganz starr wurden.

Siehst du mich, mein Kind?

Ja, Sire. Aber nichts Besonderes an Euch.

Dergleichen ist auch nicht zu sehen; ich fragte nur, um zu wissen, ob du wach wärest.

Ja, Sire.

Denn du hast geschlafen, mein Kind.

Das ist sonderbar, bemerkte Joyeuse tiefsinnig.

Daß du geschlafen hast?

Ja, Sire.

Warum ist es sonderbar?

Daß ich geschlafen habe?

Ja, mein Kind.

Sire, weil es doch sonst nicht meine Gewohnheit ist, Euch gegenüber einzuschlafen.

Es ist vielleicht eine neue Mode, Joyeuse.

Vielleicht, Sire.

Und etwas Neues wäre sehr wünschenswerth.

Ja wol, Sire.

Denn das Alte ist — sehr alt, sagte Heinrich mit einem Ausdruck von Schwermuth.

Ja wol, Sire, stimmte Joyeuse noch schwermüthiger bei.

Also hast du gut gethan, daß du geschlafen hast, mein Kind.

Ich danke, Ew. Majestät.

Wofür dankst du mir?

Daß Ew. Majestät mich gelobt hat.

Das thue ich mit Vergnügen, mein Kind, so oft du es verdienst, und ich kann mit Freude sagen: du verdienst es sehr oft.

Joyeuse blickte seinen Herrn trübselig zärt-

lich an. Es wußten jetzt ihrer zwei nicht, was sie anfangen sollten. Gefährtenschaft tröstet immer.

Ah, mein Gott! seufzte auf ein Mal Heinrich mit einem langen, langen, langen Gähnen.

Joyeuse sagte Nichts, aber er gähnte, wo möglich noch lauter als der König.

Nachdem Beide den Mund wieder zugemacht hatten, sahen sie einander wieder mit einer trostlos leeren Miene ins Gesicht.

Nach einigen Minuten sagte Heinrich: Joyeuse, mein Kind, ein guter Schlaf ist etwas sehr Gutes.

Joyeuse stimmte aus vollem Herzen ein.

Ich hätte dich nicht geweckt, mein Kind, sprach der König sanft, aber, siehst du, ich langweilte mich zu sehr.

Ich langweile mich auch, Sire, antwortete Joyeuse traurig.

Du auch? Armes Kind!

Ja, Sire. Es ist ein großes Unglück.

Das allergrößte, mein Kind. Ist man krank, so kann man gesund werden; verliert man eine Geliebte, so kann man eine neue lieben; hat man kein Geld, so kann man welches bekommen; verliert man eine Schlacht, kann man die nächste gewinnen; hat man einen Feind, so kann man sich seiner entledigen; stirbt man —

So kann man ins Paradies kommen, vollendete Joyeuse, als der König mit einiger Verlegenheit inne hielt.

Ganz recht, mein Kind. Aber langweilt man sich, was thut man da?

Sire, man langweilt sich, sagte Joyeuse ernsthaft.

O, aber das ist traurig!

Ist nicht das ganze Leben ein jämmerliches Ding?

Ha, bist du mein Prediger? fragte Heinrich mit schläfrigem Erstaunen.

Sire, es ist Fastenzeit; erwiederte Joyeuse, abermals gähnend.

Wie kann man sich nur langweilen, wenn man König von Frankreich ist? sprach Heinrich nachsinnend.

Wahrscheinlich, weil es auf die Länge ebenso gut dasselbe ist, als wenn man ein Bürger von Saint-Denis wäre.

Ja, du hast Recht. Es ist immer dasselbe. Salomo hatte Recht.

Was sagte Salomo?

Er sagte: Alles ist eitel.

Das ist nicht neu, bemerkte Joyeuse. Ich habe es schon von Monseigneur dem Kardinal von Bourbon gehört.

Auch macht Salomo keinen Anspruch auf Originalität, sagte Heinrich mit der Ironie, die gleich einem Blitze von dem Glanz des ehemaligen Herzogs d'Anjou von Zeit zu Zeit immer noch durch das abgespannte und abge-

nutzte Geschöpf hinspielte, das Heinrich III. von Frankreich hieß, und vielleicht Niemand mehr zur Last lebte als sich selbst: denn jeder Gegenstand, jede Neigung, jede Lebensregung sogar, wovon wir durchaus nicht länger wissen, was wir damit anfangen sollen, ist uns eine erdrückende Last, und ich habe es schon gesagt, daß Heinrich ganz und gar nicht mehr wußte, was er mit seiner erlauchten, geheiligten und unnützen Person irgend noch beginnen sollte. Alles hatte er versucht: den Ruhm und die Treulosigkeit schon in seiner Jugend; dann die Liebe in jeder Gestalt; die Andächtelei; in gewisser Art, bei Quelus, selbst die Aufopferung; endlich die Verschwendung, die Thorheiten und die Sittenlosigkeit in ihren tiefsten Graden — was blieb ihm noch, als matte Wiederholungen, ekelhaftes Aufwärmen kaltgewordener Gerichte? Die Tugend, die Männlichkeit, die ächte Frömmigkeit, das waren ja lauter Dinge,

die ihm, dem verdorbenen Liebling Katharinens von Medicis, nicht einfallen konnten.

Der arme Heinrich! So rathlos in der Wüste des Ueberflusses zu sitzen, wo Alles war, was die Sinne begehren konnten, nur keine Quelle der Erneuerung, welche die abgestumpften Sinne wieder des Begehrens fähig gemacht hätte — es war mitleidswürdig.

Komm, mein Kind, fing er nach einer Pause bittend wieder an, laß uns sehen, strenge dich ein wenig an — findest du gar keinen guten Gedanken in deinem Kopfe? Können wir nicht irgend etwas anfangen — irgend eine Dummheit begehen? Laß uns sehen — wir haben gestern so gute Tollheiten gemacht.

Eben deswegen können wir heute keine machen, Sire, erwiederte Joyeuse. Man bekommt Alles satt, und mir für mein Theil dünkt, wir hätten für ein ganzes Jahr genug.

Für ein ganzes Jahr? fragte Heinrich er=

schrocken. Joyeuse, mein Kind, wie sollten wir denn dieses ganze Jahr anders hinbringen?

Wir sehen die Sonne scheinen.

Und wenn sie nicht scheint?

So sehen wir es regnen.

Aber wenn es nun auch nicht regnet?

Sire, sprach Joyeuse ernsthaft, wenn man alle Möglichkeiten bedenken will, die da kommen können, so kann man sich nur gleich dem Teufel verschreiben.

Joyeuse, halte ein, sprich nicht so! rief ängstlich der König. Du machst mich deiner Sünde theilhaftig, indem du mich zwingst, dergleichen anzuhören. Wüßte ich immer vorher, wenn du lästern willst, so würde ich mir die Ohren zustopfen; aber dir fällt es immer so plötzlich ein, daß du einen überrumpelst, wie ein Feind eine Festung. Lasse mich jetzt; ich muß erst beten. Und der König schlug Kreuze und murmelte ein Ave Maria.

Dann rückte er sich selbstzufrieden wieder zurecht und fragte so ganz im Tone des vorigen Gespräches, als wäre durchaus keine Unterbrechung vorgefallen: Also meinst du wirklich, daß wir ein ganzes Jahr warten müssen, ehe wir wieder solche gute Tollheiten machen wie gestern? Heinrich war nämlich am Tage vorher mit Joyeuse, d'Epernon und den jungen Edelleuten seines Hofes maskirt durch die Straßen gestrichen, und Alle hatten gleichsam wetteifernd tausend Unverschämtheiten begangen. Noch ärgere Dinge hatten sie in der Nacht verübt, während welcher sie in die Häuser eingedrungen waren, um sich Alles anzueignen, was eben ihre Gelüste reizte, und das nannte der König gute Tollheiten machen.

Joyeuse antwortete auch mit wirklich ernstlicher Art: Ich glaube kaum, Sire, daß Eure guten Bürger von Paris sich öfter als ein Mal im Jahre solche gute Tollheiten gefallen lassen dürften.

Ah? fragte Heinrich.

Ja, erwiederte Joyeuse, wieder in seine Schläfrigkeit zurücksinkend, an der Fastnacht ist Alles erlaubt, sogar das Unerlaubte, aber außer der Fastnacht haben die Leute so ihre gewissen Begriffe, die sie als Grenzpfähle aufstecken, und dann zieht das liebe Bürgerthum mit Knitteln und verrosteten Haudegen an diesen Grenzpfählen auf Wache und schreit mit Stiergeberden und Eselsbrüllen: Bis hierher und nicht weiter.

Mein Kind, belehrte Heinrich, einem Könige sollte Alles erlaubt sein, ob Fastnacht oder nicht Fastnacht wäre.

Es sollte — es sollte! Was sollte nicht sein, Sire, wenn man eigentlich auf Erden leben sollte, was man so leben nennt, ohne Zählen und Ueberlegen und alle dergleichen Anstrengungen! Euer Schatz sollte nie leer werden, damit wir keine neuen Steuern auszu-

schreiben brauchten. Unser Vetter von Lothringen sollte nicht ehrgeizig sein, damit wir uns nicht vor ihm zu fürchten brauchten. Eure Schwester von Navarra sollte nicht so schlau sein, damit wir keine Mühe hätten, sie zu überführen.

Ja, wenn ich das könnte, sagte Heinrich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. Es sollte mir der höchste Genuß sein, sie so recht mit Ruhe zu beschimpfen. Kannst du den Chanvalon denn nicht endlich ein Mal fassen?

Bis jetzt war es unmöglich, Sire. Ich weiß nicht ein Mal genau, ob er zur Königin kommt.

Wie kannst du daran zweifeln! sprach Heinrich, die Achseln zuckend. Sieh doch nur die Augen, mit denen sie ihn ansieht. Die sprechen von genossenen Freuden und von denen, die noch zu erwarten sind.

Wahr, Sire; aber dann muß er durch die

Luft in das Hôtel kommen, denn noch nie hat ihn einer unserer Leute entdeckt.

Glaubst du denn, er werde in eigener Gestalt zu ihr schleichen? Wie dumm du bist, Joyeuse! Man sollte wirklich glauben, du wärest verliebt in unsere Schwester.

Nun, Sire, man kann größere Dummheiten begehen, als sich in die Königin von Navarra verlieben, murrte Joyeuse. Ich will nicht darauf schwören, daß ich den Hund, den Chanvalon, nicht beneide.

Mein Kind, du bist verheirathet, sprach der König salbungsvoll.

Ah, Sire, meine Frau ist gerade wie die Königin: betet den halben Tag, arbeitet den andern halben, und sagt niemals etwas Anderes als Ja. Das ist nicht sehr erheiternd; Ihr wißt es aus Erfahrung.

Wenn dir an einer Frau gelegen war, die Nein sagte, so brauchtest du blos so lange zu

warten, bis unsere Muhme von Montpensier Wittwe wurde. Da hättest du zu deines Herzens Genüge Widerspruch und Eigensinn gehabt, das versichere ich dir; der alte Montpensier, ein Bär, wie er war, wagte kaum zu knurren. Sei nicht einfältig, ich bitte dich, mein Kind. Eine gute, fromme Frau, wie du sie hast, ist ein Schatz, für den man Gott und unserer Frau nicht genug danken kann; eine wahre Glückseligkeit, sage ich dir.

Eine langweilige Glückseligkeit, murmelte Joyeuse übellaunig.

Jede Frau wird langweilig, wenn man sie erst gehabt hat, mein liebes Kind. Wie denkst du denn, daß mir jetzt bei d'Assé zu Muth ist?

Wie einem Menschen, der sich übergessen, bei einem faden Fricassée. Aber auch diese Blonde!

Ei, mein Kind, sie ist nicht übel, bei Saint-Denis! Und er fing eine Beleuchtung von

Mademoiselle d'Assé, Stieftochter der Präsidentin von Bellemont, an, in die er sich ausnahmsweise verliebt hatte.

Du konntest das nicht so wissen, schloß er, aber du siehst, daß sie viele Schönheiten hat. Und doch bin ich ihrer so schnell überdrüssig geworden. Es ist das nicht zu vermeiden — es ist unser Schicksal, daß wir jeder Frau müde werden, sobald —

Wie kommt es da, daß der Lothringer noch immer nicht der Sauve müde ist?

Bah, auf die Art, wie unser Vetter von Lothringen liebt, reicht man mit einer Frau das ganze Leben aus, und kann sie auch noch mit ins Paradies nehmen. Aber wir, die wir eine Frau ordentlich genießen, wir müssen sie satt bekommen. Darum habe ich bei meiner Verheirathung mir auch durchaus nicht eingebildet, ich könnte in meine Frau verliebt bleiben, sondern nur gewünscht, sie möchte tugend-

haft sein. Dieser billige und christliche Wunsch ist mir erfüllt worden, und wenn die Königin, meine gute Frau, mir einen Erben gebracht hätte, so gäbe es keinen Ehemann glücklicher als mich.

Ei nun, es kann ja noch werden, meinte Joyeuse.

Der König schüttelte den Kopf. Nein, mein Kind, die Hoffnung habe ich aufgegeben. Du brauchst nicht ernsthaft auszusehen; für dich ist es besser. Ich habe dich und d'Epernon an Kindesstatt angenommen; ich werde deshalb mein Reich unter euch theilen. Ludwig der Fromme theilte auch sein Reich; ich werde ihm nachahmen.

Ja, unter seine Söhne, Sire.

Ich sage dir ja, ihr seid meine Söhne, du und d'Epernon. Wüßte ich, wen von euch Beiden ich am meisten liebte, so würde ich dem das ganze Reich hinterlassen; aber darüber kann ich nie ins Klare kommen.

Das ist sehr übel, Sire.

Möchtest du das ganze haben, mein Kind?

Ja, Sire, weit lieber als das halbe.

Mein Kind, ein Reich ist eine schwere Last; das siehst du an mir.

Sire, habe ich nur eine Hälfte, muß ich sie mit einer Schulter tragen; hab' ich beide Hälften, trage ich auf beiden Schultern gleich, und das ist weit leichter.

Wahr, sprach Heinrich lachend, aber auch das ist wahr, daß du einen guten Appetit hast.

Meiner Treu, Sire, erwiederte Joyeuse mit drolliger Trockenheit, das ist nicht meine Schuld; der Appetit kommt beim Essen.

Auch wahr; aber doch hat der dicke Hecht, der Mayenne, nicht Unrecht in dem, was er erst vorgestern von dir gesagt.

Schon wieder? Der Mayenne kann mich nun einmal nicht leiden. Laßt sehen, Sire, was hat er denn gesagt?

Es heißt immer, wir Lothringer hätten große Magen. Da sehe mir Einer ein Mal gegen uns den Joyeuse schlucken. Das hat er gesagt, mein Kind.

Und es belustigt Euch außerordentlich, wie ich sehe.

Warum nicht, mein liebes Kind?

Ihr habt Recht, Sire. Aber wer hat es Euch erzählt?

Die Königin, meine Mutter.

Dachte ich es doch! Die verabscheuet uns unveränderlich.

Weil sie eifersüchtig auf euch ist.

Weil sie unter unserer Aufsicht nicht mehr so oft einen Brei einrühren kann wie früher.

Lasse sie doch, mein Kind, lasse sie doch. Was thut es dir, ob sie dich haßt? Du bekommst deine Hälfte vom Reich.

Bah, Sire, brummte Joyeuse, sagt das

doch nicht immer wieder. Ebenso gut könnt Ihr mich auf das Paradies anweisen.

Mein Kind, bist du denn so ungeduldig auf meinen Tod?

Sire, sprach Joyeuse, dieses Mal beleidigt, ich bitte Euch, dergleichen Aeußerungen nicht zu thun. Das heißt mich in meiner Ehre angreifen.

Sei nicht böse, mein Kind; ich sprach nicht im Ernst. Komm, beruhige dich; ich weiß ja, wie edel dein Herz ist und wie du deinen König liebst. Aber nur sage mir, was dich wol verhindern könnte, den Antheil von meinem Reiche in Besitz zu nehmen, den ich dir zu hinterlassen gedenke?

Aber, Sire, Monsieur, Euer Bruder? —

Ha, dieser armselige Narr!

Gleichviel; er ist ein Sohn von Frankreich und der rechtmäßige Erbe des Thrones.

So, du glaubst also, daß dieser erbärmliche

Schwächling, der schon in seiner Kindheit elend war, mich überleben werde? rief Heinrich gereizt.

Gott gebe, daß es nicht sei, Sire. Ich hoffe sogar inbrünstig, es möge nicht sein. Möge Ew. Majestät noch lange leben, länger als Euer armer Joyeuse. Aber dennoch, Sire — wer kennt den Willen der Vorsehung? Sollte Frankreich der Schlag treffen, daß es Euch verlöre und Monsieur behielte, so ist er von Gott und Rechts wegen Euer einziger Erbe.

Aber ich sage dir, das wird nicht sein. Meinen Bruder wirst du nie als Stein auf deinem Wege zur Herrschaft finden.

Dann werde ich Monseigneur den Kardinal finden.

Komm, Joyeuse; sei nicht zu dumm.

Nun wol, da den König von Navarra. Der ist nicht elend seit seiner Kindheit, und scheint auch durch irgend einen Hexenspruch vor allen Gefahren bewahrt; denn mehr als ein

Mal ist er von Meuchelmord bedroht gewesen und immer glücklich entgangen, obwol er recht wie ein irrender Ritter bei Nacht und Nebel mutterseelenallein in seinem Bearn herumreitet.

Aber er ist ein Ketzer, Joyeuse.

O, wenn es nur daran hängt, Sire, so wird er wieder katholisch.

Heinrich dachte nach. Und wenn auch, so ist unser guter Bruder von Navarra doch immer ein unschuldiges und unschädliches Geschöpf, denn er hat Nichts als Weiber im Kopf, und die Weiber machen den klügsten Mann zum Narren.

Nicht immer. Es kommt auf die Weiber an. Solche, wie wir hier haben, freilich; aber es gibt auch, wie man hört, noch andere, die einen Mann nicht zum Narren, sondern zum Helden machen, und eine solche Frau soll der Bearner jetzt gefunden haben.

Ja, die Grammont — ich weiß; glaube doch nicht solche Geschichten.

Sire, Ihr denkt zu leichtfertig von den Frauen. Nehmt Euch in Acht; sie werden sich eines Tages an Euch rächen.

Heinrich lachte; es war ein Lachen ohne Kraft. Auch hörte er bald damit auf, gähnte auf das Neue und sagte: Ach, mein Kind, was für ein langes Gespräch haben wir gehabt! Wie diese Staatsangelegenheiten ermüden. Ich bitte dich, weißt du denn keine Belustigung?

Der arme, phlegmatische Joyeuse war der Ungeduld nahe; ihn dahin zu bringen, bedurfte es viel; indessen diese immerwährenden Anforderungen an sein ermüdetes Gehirn hätten ihn doch beinahe dahin gebracht. Aber ehe er die mürrische Antwort, die er in der Kehle hatte, heraufbringen und hervorbrummen konnte, trat d'Epernon in das Zimmer und begrüßte den König, ohne weder in Miene, noch in Haltung

jene Langeweile zu verrathen, an welcher der König und, von ihm angesteckt, auch Joyeuse langsam zu Grunde gehen mußten, wenn keine Rettung kam. D'Epernon war zu ehrgeizig, um sich je langweilen zu können, da seine Ichsucht seinen Ehrgeiz immer in gleichmäßigem Brennen erhielt.

Daher war Heinrich gewöhnt, Ermunterung von d'Epernon zu erwarten, und blickte ihm auch jetzt mit so viel Erregtheit entgegen, wie sein abgespannter Zustand zuließ. Auch Joyeuse holte Athem und sah hoffnungsvoll aus. D'Epernon jedoch schien dieses Mal Beider Hoffnungen nicht erfüllen zu wollen; denn er fragte einfach: wie Seine Majestät sich befinde.

Heinrich sah ganz geschlagen aus. Ach, mein Gott, d'Epernon, hast du mir nichts Anderes zu sagen? fragte er kläglich.

Der König langweilt sich, d'Epernon, fügte Joyeuse eindringlich hinzu.

Schon wieder? fragte d'Epernon mit Ironie, doch nicht mit einer feinen, lächelnden, wie die Heinrich's war, sondern mit einer herben, kurzen, nichtachtenden, ganz wie sein Charakter.

Wie kann ich denn anders? fragte der König mit der Miene eines gescholtenen Knaben, denn d'Epernon beherrschte ihn meistens ganz und gar.

Thut etwas, Sire, erwiederte der rücksichtslose Günstling unumwunden.

Was denn?

Seid Herr.

Das alte Lied, murmelte Heinrich mismuthig, indem er sich in dem Sessel ausstreckte. Kannst du kein anderes singen?

Kein besseres wenigstens.

Du bist wie Cato. Und zum Schlusse trage ich darauf an, daß Carthago zerstört werde.

Ja, nicht wahr — die Guisen fort? fragte Joyeuse. Das ist dein Evangelium, welches

du sowol an Sonn- wie an Werkeltagen predigst. Sei doch nicht so misgünstig. Lasse ihnen doch auch etwas Hofluft.

Wer fluchte denn noch vor wenigen Monaten auf die Guisen bei einer Todtenrede über Saint-Megrin?

Laß ihn, sprach Heinrich. Die Lothringer machen ihm den Hof — er ist jetzt ein rasender Guisard.

Nehmt Euch in Acht, Sire, daß nicht Ernst werde, was Ihr hier im Scherze sagt.

D'Epernon! rief Joyeuse schwerfällig drohend.

Frieden, Kinder, sagte Heinrich beschwichtigend. Wenn ihr Beide noch anfangt, euch zu zanken, was soll denn da aus mir werden? Habt doch Mitleid mit mir; ich dächte, es wäre Verwirrung genug um mich her.

Sire, die Lothringer sind eben die Verwirrer.

Darum muß man sie schonen, meint Joyeuse, damit sie es nicht zu arg machen.

Man muß sie unschädlich machen, damit sie Nichts mehr thun können.

Wie willst du denn das können?

Verbannung vom Hofe, kurz und gut.

Und nicht wahr, den König von Navarra an den Hof? murrte Joyeuse.

Warum nicht? Tausend Mal lieber die Hugenotten als die Liguisten.

Unsinn! Ich könnte aus der Haut fahren, d'Epernon, wenn ich dich so reden höre. Siehst du —

Kinder, sprach der König schwach, meine lieben Kinder, habt ihr denn gar kein Mitleiden mit mir? Gestern den ganzen Tag auf den Beinen, die ganze Nacht nicht geschlafen, und heute noch von Nichts gehört, als von Hugenotten und Guisen — wollt ihr mich denn tödten?

Sire, ich weiß keine Unterhaltung für Euch, erwiederte Joyeuse mürrisch. D'Epernon schwieg.

Wenn wir einen Bären hetzen ließen? meinte Heinrich nach einem kurzen dummen Schweigen.

Ihr vergeßt, sprach d'Epernon, daß Eure Bären sammt allen Stieren, Löwen und anderweitigen Bestien in der Ewigkeit sind.

Ja, ganz richtig, sagte Heinrich, etwas verwirrt, das hatte ich ganz vergessen. Was so eine schlaflose Nacht das Gedächtniß doch umschleiert. Es war eigentlich Schade um die guten Thiere; sie hätten uns manche Stunde vertreiben können; ich kenne nicht leicht eine Unterhaltung, die besser wäre, als einen recht blutigen Kampf zwischen so einer lieben, recht wilden Bestie und einer Schaar tapferer Doggen. Ja, es ist Schade, daß ich sie tödten lassen mußte; aber, sage selbst, d'Epernon, konnte ich anders? Konnte ich Thiere leben lassen, von denen mir geträumt hatte, sie rissen mich in Stücke?

D'Epernon lächelte mitleidig. Das kommt darauf an, Sire. Ich glaube nicht an Träume.

Sei kein Freigeist, d'Epernon. Denke an Pharao und seinen Traum von den sieben fetten und den sieben magern Kühen.

Mein Gott, Sire, mir ist es ganz gleichgültig, daß die Bestien todt sind.

Mir nicht; denn ich habe um so viel Stunden mehr auf den Händen. Sage mir, d'Epernon, weißt du denn gar nichts Neues?

Nun wol, sprach d'Epernon, sich erbarmend, so wisset denn, daß sämmtliche Prediger Eurer guten Stadt Paris von den Kanzeln über Euer gestriges unverantwortliches Benehmen Schwefel und Pech ausgegossen haben.

Ich sagte: sämmtliche Prediger, sprach d'Epernon mit Nachdruck.

Wie, rief der König mit plötzlicher Hoffnung, auch Doktor Rose?

Auch er.

Heinrich war ganz verklärt. D'Epernon, mein Kind, sagte er leise, mit dem Gesicht eines Columbus, das ist etwas Neues.

Eure Majestät wird ihn doch bestrafen lassen?

Den Mann, der etwas Neues gethan hat? D'Epernon, ist dein Herz denn versteinert? Begreifst du die Dankbarkeit nicht mehr? Nein, ich werde ihn königlich belohnen. D'Epernon, mein Kind, gehe, lasse L'Archant kommen: er soll einige seiner Leute augenblicklich zu Rose schicken, und zwar Graubärte, die recht grimmig und gräßlich aussehen. Denke dir nur, wie der dicke Doktor erschrecken wird, wenn er mit dem Bewußtsein dessen, was er heute Morgen gepredigt hat, jetzt plötzlich den Befehl erhält, vor mir, seinem beleidigten Souverain, zu erscheinen. Er wird glauben, ich wolle ihn spießen, oder wenigstens hängen lassen, und all sein gewöhnlicher Hochmuth wird

sich in jämmerliche Furchtsamkeit verwandeln; aus einem sich blähenden Pfauhahne wird er ein zitterndes Kaninchen werden. Der Gedanke kitzelt mich unglaublich, und du bist's, d'Epernon, dem ich dieses Vergnügen verdanken werde. Mein Kind, mein liebes Kind, verlange, was du willst; ich verspreche dir — nein, das geht nicht; du könntest irgend ein übermenschliches Heldenstück von mir verlangen; deine Ansprüche sind immer nach einem solchen großen Maßstabe, daß nur Riesen sie erfüllen können. Darum verspreche ich dir Nichts; aber ich behalte mir es vor, dir meine Dankbarkeit auf eine meiner und deiner würdige Art zu beweisen. Und du, mein Kind, schloß er, sich zu Joyeuse wendend, sein jetzt ganz geläufiges Geschwätz, du sei nicht etwa eifersüchtig auf d'Epernon; auch du wirst ein Mal das gute Glück haben, mir eine solche Neuigkeit zu bringen.

Ich denke nicht daran, eifersüchtig zu sein, murmelte Joyeuse; aber er war es doch. D'Epernon verließ das Zimmer.

Hörst du, nur rechte Greuelgesichter soll L'Archant aussuchen! rief der König ihm nach.

Seid ruhig, Sire, erwiederte d'Epernon, aus der geöffneten Thür zurücksprechend, ich selbst werde Eure Abgesandten auswählen.

Nach einigen Minuten, während welcher der König sich mit einem wahren Aufwand von Phantasie den erschrockenen Prediger vormalte, kam d'Epernon zurück und sagte: Nun, Sire, gebt Euch zufrieden. Die Leute, die wir geschickt haben, können allenfalls für Boten des Teufels selbst gelten, so mitleidslos und gräßlich sehen sie aus. Ich dachte gar nicht, daß wir unter der Leibwache solche vollendete Häßlichkeiten hätten. So ist es immer: das Verdienst muß eine Gelegenheit finden, um sich geltend zu machen. Hat es dieses Glück nicht,

so kann es das ganze Leben lang in unwürdiger Dunkelheit schmachten.

Ich bitte dich, erspare mir deine philosophischen Bemerkungen jetzt ebenso gut, wie vorhin deine politischen Ansichten, rief der König. Ich habe jetzt weder Ohren, noch Gedanken — ich habe nur Erwartung. Kaum habe ich je so ungeduldig einer Liebesstunde entgegengesehen, wie jetzt dem Doktor.

Der gute Mann dürfte mindere Eile haben, Sire, bemerkte d'Epernon.

Ha, ha! lachte der König; es ist so hübsch, einen Käfer am Faden zappeln zu sehen.

Ein hübsches, unschuldiges Bubenvergnügen, meinte Joyeuse.

Für den Buben, schaltete d'Epernon ein; aber nicht für den Käfer.

Wie witzig wir auf ein Mal sind! rief innig vergnügt der König.

So? fragte Joyeuse. Sind wir witzig?

Da will ich recht genau aufpassen; es muß der Mühe werth zu hören sein, es ist ein so seltener Zustand für uns.

Mit solchem Geschwätz brachten sie, so gut es gehen wollte, die Zeit hin, die noch vergehen mußte, ehe selbst bei der allergrößten Anstrengung aller in dieser Angelegenheit in Bewegung gesetzten Beine der Doktor Rose herbeigebracht werden konnte, der zur königlichen Unterhaltung und zur Ermunterung, auch fernerhin die Wahrheit zu predigen, die angenehme Rolle eines Käfers am Faden spielen sollte.

Zehn Mal gewiß hatte der König schon hinuntergeschickt. Kommt er noch nicht, dieser gute Doktor? Wie die Zeit langsam kriecht. Eine Schildkröte ist ein Schnellläufer gegen sie! Kommt er noch nicht?

Endlich hörte man Geräusch — eine Meldung kam — der Doktor war da — der König in Entzückung.

O, aber noch einen Augenblick. Er muß angemessen empfangen werden. Seht mich an; sagt mir: sehe ich zornig und majestätisch genug aus? Merkt man nicht, daß ich eigentlich lache?

Eure Majestät sieht wie der Tyrann Dionysius selbst aus, versicherte L'Archant, der selbst den Doktor zu melden gekommen war.

Gut denn; so setze du, Joyeuse, dich mir zur Linken, und ich bitte dich, nur für wenige Minuten habe nicht dein gewöhnliches, gutmüthig verschlafenes Gesicht. Sieh grimmig aus, mein liebes Kind — dir, d'Epernon, brauche ich das nicht erst zu sagen; du machst ohnedies eine Miene zum Erschrecken. Aber bleibe du stehen, da machst du mit deiner großen Gestalt mehr Eindruck.

Die Mignons gehorchten den Anordnungen des Königs, und Joyeuse schnitt aus allen Kräften ein finsteres Gesicht, während d'Eper-

von die Augenbrauen noch ein wenig mehr zusammenzog, als es seine Gewohnheit war. Und als nun so Alles zum Empfange des unglücklichen Doktors bereit war, wurde er mit langsamer Feierlichkeit eingeführt.

Der Tag war nicht warm — man kennt ja das Klima, welches der Februar hat, wenn es ihm gerade einfällt, frostig zu thun — der Tag war nicht nur gar nicht warm, sondern sogar recht unfreundlich rauh, recht unbehaglich kalt; aber der Doktor schwitzte aus allen Poren.

Heinrich hatte ihn gut gekannt. Der Mann erwartete wenigstens, gehangen zu werden; er hatte selbst einige gräßliche Zweifel darüber, ob er nicht verbrannt werden würde. Wie er bei dieser natürlichen Anlage zur Furchtsamkeit es hatte wagen können, gegen den König zu predigen? Warum laufen die Schafe massenweis ins Feuer? Weil eines blökend vorantrabt. Ein Prediger hatte angefangen, auf den

König zu schimpfen; das Volk von Paris war herzugekommen und hatte Beifall geschrieen — die andern Prediger schimpften nach, um ihrerseits die Menge anzuziehen. Doktor Rose hatte sich bis jetzt in vorsichtiger Mäßigung erhalten; er war das letzte Schaf gewesen, das der Lockung des Feuers und der Macht des Beispiels gefolgt war. Aber er war doch gefolgt, und gerade in diesem Augenblicke mußte sich der König aus der Indolenz aufrichten, in welcher er bisher alle diese rednerischen Feindseligkeiten angehört hatte, und Rose, der letzte seiner Angreifer, mußte das erste Opfer seines Zornes werden. Es war hart; der Doktor haderte mit Gott.

Als er sich nun der Majestät gegenüber befand, die er mit solcher vollen, geistlichen Grobheit angegriffen hatte, da war er eine so kläglich zerknirschte Gestalt, daß Heinrich nur mit der größten Beherrschung sich des Gelächters

enthalten konnte, und selbst Joyeuse eine Zuckermandel essen mußte, um den Mund nicht zu einem Lächeln zu verziehen.

Heinrich schwieg lange. Er mußte sich fassen. Der Doktor schwieg auch, und er schwitzte. Es war so gut, als nähme er ein Bad. Den König anzusehen, wagte er nicht erst. Seine Augen stierten in Todesangst auf den Boden.

Endlich sprach Heinrich langsam und in einem ernsten, traurigen Tone: Doktor —

Eure Majestät, stammelte kaum hörbar der unglückliche Doktor.

Ich habe heute etwas gehört, was — mir sehr schmerzlich ist, fuhr Heinrich in derselben Art fort.

Sire —

Ich habe es noch nicht glauben wollen, bis ich es von Euch bestätigt gehört. Ich kann es nicht glauben; es wäre zu bitter für mein Herz und zu schrecklich für Euch, Doktor.

Eine Pause.

Ich wiederhole es Euch, ich kann und mag es noch nicht glauben. Von Euern eigenen Lippen will ich das Gegentheil hören, ehe ich meine Ueberzeugung aufgebe, daß Ihr dankbar gegen mich seid. Denn Ihr seid mir doch Dank schuldig, nicht wahr, Doktor?

O, Eure Majestät —

Ich bin Euch immer ein gnädiger und freigebiger König gewesen?

O, Sire!

Eure Kirche hat sich über mich nie zu beschweren gehabt?

Eine demüthige stumme Verneinung des Doktors.

Ich habe Eure Predigten immer vorzugsweise geschätzt?

Eine noch demüthigere stumme Bejahung.

Und ist es wahr, daß Ihr trotz aller dieser Gnadenbezeigungen von mir, trotz aller dieser

Dankbarkeitsverpflichtungen gegen mich heute in Eurer Kirche schlecht von mir gesprochen habt? — Ihr erbleicht noch tiefer? — Ihr stottert? — Ihr seid nahe daran, in den Staub vor mir niederzusinken? — Es ist also wahr! Doktor, Doktor, wer hätte das von Euch gedacht!

Euer Majestät, Verzeihung! stammelte der Doktor.

Gern, o gern, sagte Heinrich. Des unglücklichen Predigers Antlitz wurde hell von freudiger Bestürzung. Sehr gern, wiederholte der König, nur gebt mir irgend eine Veranlassung dazu — entschuldigt Euch auf irgend eine Art. Das Gesicht des armen Doktors fiel wieder so tief wie vorhin.

Nun? fragte Heinrich mit einer entsetzlichen Sanftmuth.

Euer Majestät, mein Gewissen — brachte Rose zähneklappernd heraus.

Euer Gewissen? fragte der König weiter. Also Euer Gewissen hat Euch befohlen, gegen mich zu predigen. Ihr habt die unschuldige Belustigung, die ich mir als eine Erholung von meinen schweren Sorgen, von meinen ermüdenden Pflichten gegönnt, für sündlich gehalten, und es gegen Euer Gewissen nicht verantworten können, den Mantel des liebevollen Stillschweigens über mein Vergehen zu breiten? O Doktor, ist das, wie es einem Christen geziemt? Ist das gehandelt, wie ein Prediger des göttlichen Wortes handeln soll? Was sollt Ihr denn predigen? Die Liebe. Und was habt Ihr heute gepredigt? — Den Haß. Und gegen wen habt Ihr Haß gepredigt? Heinrich erhob feierlich seine Stimme. Gegen Euern König; gegen Euern angestammten, gottgesandten König. Denn wisset Ihr nicht, daß ich von Gottes Gnaden König bin? Ich könnte ein schlechter König sein, so wäre

ich es doch von Gottes Gnaden, und Ihr müßtet mich in Demuth annehmen, so demüthig, wie Ihr Krieg, Hungersnoth und Pestilenz als Schickungen und Strafgerichte Gottes annehmt. Oder predigt Ihr gegen Hungersnoth und Pestilenz?

Der Doktor war durch diese königliche Moralpredigt ganz und gar verblüfft. Mit offenem, hängendem Munde und großen dummen Augen stierte er den Verkündiger der neuen und sonderbaren Lehre: daß schlechte Könige mit Pestilenz und Hungersnoth in eine Rubrik gehörten, an. Zu antworten vermochte er nicht; denn er begriff erstens nicht, was der König von ihm wissen wollte, und zweitens hatte ihn auch in diesem Streit von angstvollen Empfindungen die Stimme verlassen, so treulos, wie nur immer ein junger, hasenherziger Page seinen Herrn mitten in einem Getümmel von Reitern allein lassen kann.

Nachdem Heinrich einige Augenblicke auf die Antwort gewartet hatte, die nicht kommen sollte, fuhr er triumphirend fort: Seht Ihr wol, Ihr schweigt. Ihr müßt Euch überwunden geben und mir unumwunden eingestehen, daß Ihr so wenig, wie irgend ein anderer Unterthan von mir, das Recht habt, über mich zu sprechen und meine Handlungen zu beurtheilen. Sogar in bescheidenen Ausdrücken ist es weder Euch, noch irgend einem andern Franzosen erlaubt; wie die Person des Königs heilig ist, so ist es auch sein Name; Niemand darf ihn mit dem Auge des Tadels zu untersuchen wagen, ob er auch rein sei; er ist rein, ein Mal für immer; der König kann nicht Unrecht haben. Wisset Ihr das nicht aus der Schrift? Stehet da nicht, ihr sollt eurer Obrigkeit gehorsam sein, die Gott euch gegeben hat, und ist der König nicht die höchste Obrigkeit? Sprecht.

Der Doktor neigte sein Haupt, tief und immer tiefer, bis es endlich auf seiner Brust lag.

Wenn dem also ist, fragte Heinrich jetzt plötzlich mit zerschmetternder Majestät, wenn selbst kein Hauch den königlichen Namen beflecken darf, wie wagt Ihr es denn, auf ihn zu spucken?

Der Doktor fiel auf beide Kniee nieder. Gnade, Sire! quiekte er im dünnsten Falsett und faltete mit überströmenden Augen seine fetten Hände.

Gern hätte Heinrich das hübsche Spiel noch länger fortgesetzt; aber Joyeuse brach unaufhaltsam in ein trockenes, holpriges Gelächter aus, und dieser ungewöhnliche Klang riß die Majestät unwiderstehlich mit fort.

Als der Doktor den König lachen sah, starrte er aus allen Kräften, während er unbeweglich in seiner Armensünderstellung liegen blieb. Er konnte sich nicht recht denken, daß

der König bei einem so furchtbar erhabenen Zorne, wie er eben geäußert, einer solchen Lustigkeit fähig sein sollte, und doch wagte er ebenso wenig an das Glück einer vollkommenen Lossprechung zu denken.

Nun wohl, was bleibst du denn mit offenem Maule liegen? fragte endlich Heinrich.

Ich — ich weiß nicht, ob — ob — ob —

Ob ich dir verzeihe? Nun freilich, du Nichtsnutz, du Großmaul. Das Ganze war ja nur ein Spaß. Der Joyeuse hat mich herausgebracht, sonst hätte ich dich noch länger zappeln lassen, indessen wir wollen Gott auch so dankbar sein. Du hast mich sehr gut unterstützt, und deine jetzige Angst macht deine heutige Predigt vollkommen wieder wett. Aber nicht immer möchte ich so eines Spaßes bedürfen wie heute, und mir daher mit dir nur einen Spaß machen. Das merke dir. Ich habe dich zehn Jahre lang bei Tag und Nacht auf den

Straßen herumlaufen lassen, ohne dir je etwas darüber zu sagen; also konntest du mich wol ein einziges Mal hindurchlassen, noch dazu an einem Fastnachtstage, ohne mich gleich abzukanzeln. Hörst du? Für dieses Mal ist es dir verziehen; aber künftighin sei vorsichtig. Was brauchst du es denn zu machen, wie die andern dummen Prediger? Mache es, wenn du durchaus ein Vorbild haben mußt, wie mein Beichtvater, der mir mehrmals gesagt und es auch öffentlich erklärt hat: seit langer Zeit habe Frankreich keinen solchen frommen Fürsten gehabt. Das nenne ich sprechen. Und kennst du nicht auch das Anagramm, das man aus meinem Namen herausfindet, wenn man ihn lateinisch schreibt? Henricus tertius — in te verus Christus. Siehe, dergleichen kannst du anbringen. Versprichst du mir das?

Der Doktor floß über in Betheuerungen. So auf den Mund geschlagen er bisher gewe-

sen war, so unerschöpflich strömte jetzt seine Beredtsamkeit.

Gut, gut, sprach der König. Um dich in diesen guten Vorsätzen zu stärken, will ich dir vierhundert Thaler schenken. Kaufe dafür Zucker und Honig und versüße diejenigen deiner Worte, die etwa noch Lust hätten, in früherer Säure herauszukommen. Und höre — der Bischofssitz zu Senlis dürfte bald erledigt werden — wenn ich zufrieden bin — nun, du verstehst mich — es ist gut, mein lieber Doktor; kehret jetzt nach Hause zurück und ziehet ein trocknes Hemde an.

Ob der Doktor Euern letzten Rath befolgen wird, Sire, das weiß ich nicht, sprach d'Epernon, als der König wieder allein mit seinen Mignons war, aber für den ersten möchte ich schwören.

O, ich schwöre auch für den letzten, rief lachend der König, denn der arme Doktor

triefte wie ein Hühnerhund, der eine Ente aufgefischt hat. Aber sagt mir, habe ich ihn nicht allerliebst gepeinigt?

Es dauerte nur nicht lange genug, brummte Joyeuse, der noch erschöpft von seiner Heiterkeit war.

Dickes Vieh, wessen war denn die Schuld, daß es nicht länger dauerte? fragte Heinrich komisch zornig.

Ich weiß wohl, daß ich Schuld bin, und es ärgert mich genug. Ich habe den Fehler, daß ich zu viel lache.

Gott stehe dir bei, Joyeuse, sprach d'Epernon; wenn du keine andern Fehler hättest, so könntest du bei lebendigem Leibe ins Paradies eingehen.

Joyeuse schüttelte den Kopf und war nicht überzeugt. Der König aber sagte: Daß der nicht mehr schwatzt, dessen bin ich so sicher wie meiner Seligkeit. Vierhundert Thaler und die

Aussicht auf die Bischofsstelle zu Senlis — dergleichen brächte selbst einen Geistlichen von der Religion zum Schweigen. Aber auch den übrigen Schreiern will ich den Mund stopfen, fuhr Heinrich fort und sah höchst geheimnißvoll aus. Ich habe da eine Idee — eine außerordentliche Idee — sie ist mir vorhin gekommen, während wir den Doktor erwarteten — meine lieben Kinder, wir wollen eine Brüderschaft von Büßern stiften.

Eine Brüderschaft von Büßern! rief d'Epernon. Denkt Eure Majestät nicht mehr an die Straßenjugend von Avignon?

Ich will lieber noch drei Zähne hingeben, als mich dazu hergeben, und das will viel sagen, sprach Joyeuse mit ungewöhnlicher Energie. Er hatte vor La Fère durch einen Schuß nicht weniger als sieben Zähne eingebüßt.

Aber da half Nichts; eine Brüderschaft wollte der König haben, und eine Brüderschaft

wurde gestiftet und hielt am 25. März 1583, am Tage der Verkündigung, von der sie ihren Namen hatte, ihren ersten feierlichen Umzug. Die Mitglieder, unter denen der König sich durch Nichts unterschied, zogen in weiße Leinwand gekleidet zu zwei und zwei aus dem Kloster der Augustiner nach Notre Dame. Der Beichtvater des Königs, der Jesuit Edmund Auger, leitete die Procession; der Kardinal von Guise trug das Kreuz, und der Herzog von Mayenne war Ceremonienmeister. Die Sänger, welche dieselbe Kleidung trugen und in drei Trupps abgetheilt waren, sangen einförmig die Litanei. Ein kalter Regen, der den ganzen Tag über fiel, durchnäßte die sackartigen Büßergewänder ganz und gar; aber die heilige Brüderschaft ließ sich das nicht anfechten, sondern zog muthig in Notre Dame ein und sang da knieend das Salve Regina. Heinrich war nicht wenig stolz auf einen so imposanten Anfang

und glaubte, seine Pariser, wenn auch nicht im Herzen, so doch wenigstens im Reden zum Schweigen gebracht zu haben. Es war ein großer Irrthum — am nächsten Morgen brachte d'Epernon ihm einen Anschlagzettel, der bei Nacht an alle Häuser geklebt worden war, und darauf stand folgendes Quatrain:

Nachdem geplündert Frankreich völlig,
Und Jedermann entblößt zu seh'n,
Ist es nicht äußerst gottgefällig,
In einem nassen Sack zu geh'n?

Fünftes Kapitel.

Nachdem der Herzog d'Anjou vergeblich versucht hatte, das Vertrauen der Staaten wiederzugewinnen, schiffte er sich endlich zu Dünkirchen ein, das für einige traurige Monate sein Aufenthaltsort gewesen war, und landete im Juni dieses Jahres zu Calais, von wo aus er nach manchem Aufenthalt im Laufe des Sommers nach Château-Thierry gelangte.

Aber umsonst befahl der König ihm, an den Hof zu kommen. Er entschuldigte sich seiner Gesundheit wegen und lehnte ebenso den Besuch ab, den seine Mutter ihm anbot. Ka-

tharina nahm diese Ablehnung gleichgültig auf; Margarethe jedoch hatte wirklich den lebhaften Wunsch, ihren Bruder gerade in seiner jetzigen trüben Stimmung zu sehen. Damit er sie nicht etwa auch zurückweise, schrieb sie ihm kein Wort von ihrer Absicht, erbat sich in einer der immer seltener werdenden günstigen Stunden die Erlaubniß Heinrich's, reiste am nächsten Morgen ab, und bereitete so ihrem Bruder die vollständigste Ueberraschung.

Es war nicht mehr als zwei, oder etwas über zwei Jahre, daß die Geschwister sich nicht gesehen hatten, und doch fand Margarethe den Bruder so verändert, daß sie kaum ihr schmerzliches Erstaunen verbergen konnte. Frühzeitig durch die Ausschweifungen des Hofes entnervt, hatte er den Schlägen, die in der letzten Zeit statt auf seine beabsichtigten Opfer auf ihn selbst gefallen waren, keine Kraft entgegenzusetzen gehabt, und was einen Charakter, der

nicht nur den Willen, sondern auch die Kraft zur politischen Verrätherei gehabt, gestachelt haben würde, das hatte ihn zermalmt. Kaum dreißig Jahre, fühlte er schon die Erschlaffung des Alters; dabei waren, leider, seine Ansprüche, seine Pläne noch seinen Jahren gemäß, und das Gefühl von dem Misverhältniß zwischen seinem Wollen und seinem Können machte ihn so reizbar, so rastlos und so unzufrieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt, daß es höchst unbehaglich war, sich in seiner Gesellschaft zu befinden.

Margarethe bereuete bald genug, daß sie gekommen, besonders da sie sich gestehen mußte, daß sie gar Nichts zu seiner Erheiterung vermöge, sondern daß ihre Gesellschaft ihm eher verdrießlich als wohlthuend sei. Das war natürlich. Ein Kranker von d'Anjou's Art kann an Andern Alles nicht leiden, was er selbst nicht mehr hat. D'Anjou sah seine Schwester

noch in der vollen Blüthe ihrer Schönheit und im ganzen Besitz ihrer genußfähigen Gesundheit; er sagte sich: daß Margarethe älter sei als er, und daß der allgemeinen Annahme nach die Männer länger jung bleiben sollen als die Frauen. Hier fand er das umgekehrte Verhältniß, und das erbitterte ihn. Die Schönheit, die ihn sonst entzückt, die er förmlich angebetet hatte, dünkte ihm jetzt eine Verhöhnung seiner widerlichen, unnatürlichen Gestalt, und er wandte sich mehr als ein Mal mit stummer Wuth von der Schwester weg, die ihn nicht begreifen konnte, sondern nur fühlen mußte, daß sie ihm zur Last sei. In andern Augenblicken, wo in etwas das bessere Selbst in ihm rege ward, bezeigte er sich zwar gegen Margarethe freundlicher, man könnte sagen, menschlicher; aber seine allgemeine Stimmung blieb auch dann dieselbe, d. h. vergiftet bis auf den Grund, ohne ein einziges gesundes Gefühl.

Umsonst suchte Margarethe ihm vorzustellen: daß er ja mit seinen Erwartungen künftiger Größe nicht auf die Niederlande angewiesen, sondern der rechtmäßige Erbe des französischen Thrones sei.

Er antwortete ihr: Und die Schande, mit der das Mislingen meines Anschlages mich bedeckt hat?

Der Schändlichkeit des Anschlages schämte er sich nicht. Wo war denn der Franz von Valois, der über Coligny's Tod geweint? O wahrlich, furchtbar ist die Gemeinschaft mit Bösen! Lieber in Pestluft athmen, als in einer moralisch vergifteten Atmosphäre.

Margarethe erwiederte: Man vergißt Alles. Wäret Ihr jetzt Herr der Niederlande, so hättet Ihr Ruhm, das ist wahr; aber mögt Ihr auch keinen haben — das ist ganz gleich, wenn Ihr erst König von Frankreich seid.

Ja, wenn ich es bin, sprach d'Anjou finster. Aber wann werd' ich es sein?

Wann es Gott gefällt, mein Bruder.

Und wenn es nun Gott gefällt, dem Könige einen Sohn zu schenken?

Davor seid Ihr sicher, sprach Margarethe lächelnd.

Sei es, rief er; wann aber wird der König sterben?

Ha, sagte sie feindlich, wenn es von meinen Wünschen abhinge —

Ihr wißt, unterbrach er sie ungeduldig, daß Wünsche gleich ohnmächtig sind, das Leben zu erhalten, wie den Tod zu geben. Ich sage Euch, der König wird mich überleben.

Nein, nein, rief sie, gegen ihre eigene Befürchtung kämpfend, seine Gesundheit ist schlecht.

Und die meine erst, sagte er bitter lachend, ist die etwa besser? Wißt Ihr, wie ich mich fühle? Als saugte mir ein nie schlafendes

Fieber Tag und Nacht langsam das Mark aus den Knochen.

Lasset Aerzte kommen, bat Margarethe dringend.

Damit sie mich vergiften? fragte er wild. Glaubt Ihr, meine Feinde würden sich eine solche Gelegenheit entgehen lassen?

Wenn Ihr das fürchtet —

Wenn? Habe ich Unrecht? Hatte ich Unrecht, den Besuch unserer Mutter abzulehnen?

Man glaubte damals an Alles, nur nicht an Gott und die Tugend.

Ich kann nicht sprechen: vertrauet, sagte Margarethe. Gewiß ist es, daß der König Euch nicht liebt, und daß unsere Mutter nur ihn liebt und Alles thut, um ihm zu schmeicheln und ihm einige Liebe für sich abzulocken, mit der er gegen sie ebenso kargt, wie er sie an seine Mignons verschwendet. Also habt Ihr auf jeden Fall gut gethan, ihren Besuch nicht

anzunehmen; denn sie hätte sich nicht als gute Mutter gezeigt und Euern Gemüthszustand durch Vorwürfe nur noch verschlimmert. Aber daß sie in einer so unmütterlichen Absicht gekommen wäre, kann ich nicht glauben — es wäre zu entsetzlich.

Dennoch meintet Ihr eben —

Daß Ihr Euch nicht unbedingt sicher glauben sollt? — ja wol, das meine ich, und rathe Euch auch dringend, nicht an den Hof zu gehen; denn Ihr habt viele Feinde, mein Bruder, und was der eine nicht thut, kann der andere thun.

Niemand kann es so gut thun wie ein Großer, oder eine Große, meinte d'Anjou brütend. Glaubt mir, meine Schwester, unser Bruder, der König Karl, ist nicht nach Gottes Rathschluß so jung gestorben.

Schweigt, ich bitte Euch! bat Margarethe. In ihr lebten noch Schauer, die sich gegen solche Gedanken sträubten. D'Anjou war schon

vertraut mit diesen; wer selbst Verrath aus-
geübt hat, der fürchtet überall Verrath.

Warum sollte der König dieses Aeußerste
wollen? Diese Frage that Margarethe nach
einigem Schweigen.

Weil er mich fürchtet.

So lebt auf eine Art, daß seine Furcht vor
Euch aufhöre.

Wie, in Dunkelheit? rief d'Anjou heftig.
Das mag ich nicht. Eher sterben. Ich muß
meine Niederlage vor Antwerpen vergessen
machen.

Mein Bruder, Ihr habt nicht die Kräfte
zu neuen Feldzügen.

Das zu beurtheilen werdet Ihr mir erlau-
ben, antwortete er hochmüthig.

Wie Ihr mich misversteht! sagte sie gedul-
dig. Seid doch gut gegen mich.

O, Ihr seid ebenso gut meine Feindin, wie
alle Welt mir feind ist, sprach er hart. Habt

Ihr Euch nicht mit Chanvalon eingelassen, einem Elenden, den ich weggejagt?

Chanvalon bereuet den Fehler, den er begangen, sprach sie, selbst die Beschimpfung ihres Geliebten ertragend; gewiß, wenn Ihr ihm erlaubtet, wieder vor Euch zu erscheinen, Ihr hättet einen treuen Freund an ihm.

Ich mag Nichts von ihm wissen; ich brauche ihn nicht — Ihr könnt ihn behalten, erwiederte d'Anjou roh.

Lassen wir das, sagte Margarethe, Chanvalon soll uns nicht trennen; wir haben gemeinsame Freunde gehabt, die uns Beiden gleich theuer waren —

Nennet sie nicht! fiel er mit zorniger Geberde ein.

Warum? fragte Margarethe ahnungslos.

Ich mag nicht von ihnen hören — nicht von der Vergangenheit. Ha, wenn ich mein Leben vergessen könnte!

Sein Gewissen verwandelte ihm selbst die Erinnerung an seine beiden treuesten Diener zur Qual; er hatte Beide verrathen.

Margarethe sah ihn mit einem großen Mitleiden an, aber ohne die Wahrheit zu ahnen. Verrath an Freunden war etwas, das noch nicht in ihre Seele gekommen war.

Sagt mir, fragte d'Anjou jetzt plötzlich, habt Ihr schon einen Tod auf Eurer Seele?

Die Königin von Navarra fuhr vor einem blitzschnellen Gedanken an du Gua zusammen, faßte sich jedoch sogleich wieder und fragte: Wie kommt Ihr darauf?

O, ich will Euch Eure Geheimnisse nicht ablocken, antwortete d'Anjou gleichgültig; wenn Ihr keine Sünde auf Euch habt, so will ich es Euch gönnen; ich fragte nur, um zu wissen, ob Ihr Euch das Gefühl denken könnt, welches man Gewissensangst zu nennen pflegt?

Habt Ihr denn dergleichen Thaten auf der Seele? frug Margarethe entsetzt.

Er fing unheimlich an zu lachen. Nicht so, schöne Schwester; Nichts für Nichts. Ehrliches Spiel — Ihr schweigt — ich schweige auch. Lasset uns von etwas Anderem sprechen.

Machet Ihr Euch wegen La Mole Vorwürfe?

Und wenn ich es thäte?

So würde ich sagen, daß sie Euerm Herzen Ehre machten, aber daß Ihr Euch nicht so von ihnen daniederdrücken lassen dürft. Wodurch Ihr La Mole's Untergang herbeigeführt, das war eine Unüberlegtheit der Jugend, und erinnert Euch, daß er selbst es war, der Euch dazu drängte. Darum vergebt Euch den Antheil, den Ihr an seinem Tode hattet — er hat ihn Euch vergeben.

Woher wißt Ihr das? fragte d'Anjou düster.

Weil er sanft und gut war, und weil man

erst verzeihen muß, ehe man selbst Verzeihung erhalten kann.

Und Bussy? fragte d'Anjou langsam, durch einen unwiderstehlichen Antrieb genöthigt, den Namen dessen auszusprechen, an dem er die schändlichste That seines Lebens begangen.

War es denn Eure Schuld, daß der König den Brief aus Eurer Tasche entwendete? fragte Margarethe; denn so hatte d'Anjou ihr die Begebenheit erzählt und seine Erzählung, die so ganz den dieses Mal zufällig wahren Gerüchten entgegenlief, mit seinem ritterlichen Fürstenwort verbürgt.

Er konnte nicht weiter, nicht offen sprechen, so heftig er auch das Bedürfniß empfand, sich selbst anzuklagen, und so sein Gewissen in etwas zu erleichtern. Margarethe hätte ihn auf immer verachtet, und sie war das einzige Wesen, das es noch treu mit ihm meinte. Darum wagte er nur mit Beklommenheit den Wunsch

zu äußern, daß er den unseligen Brief gleich nach dem Empfange desselben verbrannt hätte. Denn so, wie es jetzt gekommen ist, setzte er hinzu, bin ich doch immer die mittelbare Veranlassung zu Bussy's Tode.

Ihr seid krank, sonst würden Euch solche Phantasieen nicht beunruhigen, sprach Margarethe sanft. Ich bitte Euch dringend, mein Bruder, erholt Euch in der Ruhe.

Glaubt Ihr denn, daß man in der Ruhe von einem Uebel, wie das meinige, genesen kann? frug er heftig. Ich sage Euch, Ihr versteht Nichts von meiner Krankheit. Die kann ich nur durch Anstrengung noch niederzuringen hoffen.

Nun wol, mein Bruder, wenn Ihr Anstrengung, Bewegung und Thätigkeit begehrt, so hört auf meinen Vorschlag, erwiederte die Königin und trug ihm den Plan zur Wiederbelebung der Ligue und zu einem Bündnisse

zwischen ihm und den Guisen vor. Aber d'Anjou wollte von diesem Vorschlage Nichts hören. Ihr habt Euch verblenden lassen, sagte er rauh, weil Ihr noch immer nicht vergessen könnt, daß Guise Euer Liebhaber war, und Mayenne nicht minder; doch ich, der ich nie in eine der Frauen von der Familie verliebt war, ich bringe zu dieser Angelegenheit ein paar gesunde Augen mit und sehe, wie die Sache eigentlich steht. Ich habe keine schlimmeren Feinde als Eure Guisen.

Ihr irrt. Der Herzog hatte erst neulich die vortheilhaftesten Anerbietungen vom König Philipp; er antwortete jedoch, daß, Gott sei Dank, Ihr noch lebtet, und deshalb jedes Bündniß mit einem auswärtigen Monarchen überflüssig sei.

So hat er Euch seine Antwort erzählt, meine schöne Schwester; aber durch Zufall habe ich die erfahren, welche er wirklich gegeben hat,

und die lautet bedeutend anders. Nicht, so lange ein Bruder des Königs lebt, hat er gesagt; aber wenn ich den letzten Valois auf dem Throne sehe, dann werde ich handeln. Was sagt Ihr dazu, meine schöne Schwester?

Ich glaube nicht an diese Antwort.

Ich sage Euch, daß sie verbürgt ist. Nun sagt Ihr mir: welcher Sinn liegt in dieser Antwort?

Nur der, daß im unglücklichen Falle Eures Todes der Herzog das Reich lieber für sich nehmen, als es meinem Manne lassen will. Und verdenkt Ihr ihm das?

Ah, wie — Ihr hasset wol jetzt gar unsern guten Bearner? fragte d'Anjou, halb erstaunt, halb gleichgültig.

Er ist mein Tyrann, sprach Margarethe leidenschaftlich.

Er? — fragte d'Anjou. Geht doch, meine Schwester; mir macht Ihr Nichts weiß; ich

kenne ja sowol Euern Mann wie Euch. Ihr wollt, weil Ihr in Chanvalon verliebt seid, nicht nach Nerac zurück; darum ist Euer Mann auf ein Mal ein Tyrann geworden.

Und was kann Euch denn daran liegen, daß ich zurück soll? fragte Margarethe, dem Weinen nahe; denn das ist's doch, was Ihr meint.

Ganz recht, und Ihr sollt gleich einsehen, warum. Ich habe an Euern Mann geschrieben und ihm angeboten, daß wir Beide uns gegen die Mignons verbünden und den König zwingen wollten, sie vom Hofe zu entlassen, und dagegen uns in die uns gebührenden Stellen und Würden einzusetzen.

O mein Gott, welche Thorheit! rief Margarethe. Dem Könige von Navarra, der Euch so geringschätzt, dergleichen Anerbietungen machen!

Der mich geringschätzt? sprach d'Anjou

hochmüthig. Das wird er sich hoffentlich nicht einfallen lassen.

Es ist doch so, sprach Margarethe gereizt. Wüßtet Ihr, mit welchem Widerwillen er seinen Offizieren erlaubte, Euch nach Flandern zu begleiten, Ihr würdet Euch wirklich seiner Schätzung nicht rühmen.

Pah, er hätte seine Offiziere sammt und sonders behalten können, schrie d'Anjou. Der Rosny kam nur, um die Güter seines Großvaters zu bekommen, und als ihm das nicht glückte, ließ er mich so gut wie im Stich und hielt sich zum Prinzen, und dasselbe thaten alle die andern hugenottischen Verräther. Hätte ich auf sie rechnen können, und besonders auf Montpensier und Biron — o, ich wollte, ich hätte sie sammt und sonders in meiner Gewalt; sie sollten mir meinen vereitelten Anschlag bezahlen.

Ich hätte es Euch vorhersagen wollen, daß

Ihr mit Biron Nichts machen würdet; bemerkte Margarethe mit Schärfe. Biron hatte in dem letzten Kriege einst auf Nerac geschossen, während die Königin mit ihren Damen auf der Mauer gewesen war, um der Belagerung wie einem hübschen Schauspiele zuzusehen. Eine Kugel war ziemlich nahe bei ihr eingeschlagen, und diese Verletzung der ihr gebührenden Ehrerbietung konnte sie Biron nie verzeihen. Der König, der damals noch einige Rücksicht auf sie nahm, war durch ihre Klagen genöthigt gewesen, Biron zurückzurufen und durch Matignon zu ersetzen.

Ihrer jetzigen bitteren Anspielung auf diese Begebenheit antwortete d'Anjou durch einen solchen Strom von Verwünschungen und Schmähungen, nicht nur gegen Montpensier, Biron, Oranien und seine hugenottischen Offiziere, sondern auch gegen den König, Katharina und den ganzen Hof und die ganze Welt,

daß Margarethe, so sehr sie auch an dergleichen rohe Ausbrüche der gehässigsten Leidenschaften gewöhnt war, sich doch verletzt fühlte, und sich zur schleunigsten Abreise entschloß. Es war ihr so ziemlich zu Muthe, als befinde sie sich unter vier Augen mit einem wilden Thiere.

D'Anjou that durchaus Nichts, um sie zurückzuhalten; aber als der Augenblick der Trennung kam, wurde er plötzlich weich. Sein Bewußtsein warf ihm vor, seiner Schwester die Anhänglichkeit, welche allein sie zu diesem Besuch vermocht hatte, durch eine fast pöbelhafte Begegnung vergolten zu haben, und er bat Margarethe um Verzeihung, und zugleich darum, ihm ihre Freundschaft auch ferner noch zu schenken; wenn Ihr nämlich großmüthig genug dazu seid, setzte er hinzu; verdient habe ich es nicht.

Margarethe antwortete melancholisch: Wir verdienen selten, was uns zu Theil wird, weder

das Gute, noch das Böse. So habe ich von Euch die Aufnahme nicht verdient, die Ihr mir habt angedeihen lassen, indessen will ich sie gern vergessen und mich nur an unsere Kindheit erinnern, wo wir glücklich waren. Sie reichte bei diesen letzten Worten ihrem Bruder die Hand, und der Glanz ihrer Augen, der schon getrübt gewesen war, erlosch völlig in den heißen Thränen, welche jenen Erinnerungen, den einzigen reinen ihres Lebens, flossen.

D'Anjou hielt ihre Hand fest und wiederholte ihre Worte: wo wir glücklich waren!

Ich war's seitdem nie mehr, fuhr Margarethe fort, und ich wollte, daß man mich als Kind begraben hätte. Da wäre ich zu Gottes Engeln gekommen.

Ja, sprach d'Anjou mit einer finstern Verzweiflung, leben heißt sündigen. O ja, wer unschuldig gestorben wäre! Die Reue ist furchtbar und — nutzlos.

Nein, sagte Margarethe sanft, wie sonst in stillen, morgenländischen Nächten die Verkündigung sprach, nutzlos nicht. Sie erringt das Paradies wieder.

Glaubt Ihr, daß sie rein wäscht? fragte d'Anjou zweifelhaft.

Unsere heilige Kirche hat den Schlüssel zu einem unerschöpflichen Gnadenquell, lispelte Margarethe.

Ja, ich werde viel beten, und auch Messen lesen lassen. Und Ihr, meine Schwester, Ihr werdet auch für mich beten?

Margarethe gelobte es und fragte dann zum letzten Male, ob er nicht in die Ligue willigen wolle.

Quält mich nicht, erwiederte er ungeduldig. Ich würde in jeder Art nur für den Herzog auftreten. Denn entweder machte er sich selbst zum Könige, oder er legte, wenn ich es auch würde, mir ein solches Joch auf den Nacken,

daß ich Nichts wäre als sein Sklave. Nein, nein; mit den Guisen will ich Nichts zu schaffen haben. Schlägt Euer Mann meine Anerbietungen aus, so werde ich weiter sehen, was zu machen ist; aber mit den Lothringern lasse ich mich ein für alle Mal nicht ein. Uebrigens, setzte er mit plötzlicher Verdüsterung hinzu, wer weiß denn, ob ich noch irgend Etwas auf Erden werde unternehmen können? Vielleicht lauert die Stumpfnase schon auf mich; ich habe heute wieder einen solchen Druck auf dem Herzen und solche Entmuthigung darinnen — ich fürchte, mir bleibt bald Nichts mehr zu thun übrig, als mit Anstand mein Sterbekleid anzuziehen.

Margarethe versuchte zum letzten Male, ihn zu beruhigen; es gelang ihr nicht. Der Schweiß stand ihm vor der Stirn; er trocknete sich ihn mit zitternden Händen ab, und sagte: Gebet Acht, wir sehen uns nicht wieder.

Ich werde Euch wieder besuchen, sprach Margarethe tröstend.

Ihr werdet nicht dürfen, und wenn Ihr auch dürftet, Ihr würdet mich nicht mehr finden. Ja, es ist das letzte Mal, daß ich Euch sehe; bewahrt mir ein gutes Andenken.

Aber es ist schrecklich, daß ich Euch in diesem Zustande verlassen muß! rief Margarethe mit zerrissenem Herzen. Alle ihre frühere Zärtlichkeit für diesen Bruder erwachte bei dem Anblick seines Gesichtes, das so bleich und so entstellt war, als habe es der Tod schon bezeichnend berührt. Sie warf sich ihm um den Hals und küßte ihn mit Innigkeit, als wollte sie ihm von ihren Lippen Lebenswärme einhauchen. Er erwiederte ihre Liebkosungen, aber ohne Seele, mit Zerstreutheit, als thäte er es nur aus der mechanischen Bewegung der Erinnerung.

Ich will bei Euch bleiben, mein Bruder;

sagte Margarethe, und es war ihr Ernst mit diesem Anerbieten.

Glaubt Ihr denn, sie würden Euch bei mir lassen? fragte er bitter. Nein, reis't, meine Schwester; habt Dank für Eure Güte, verzeihet mir und reiset.

Aber — wenn Ihr zu sterben fürchtet — wandte Margarethe zögernd ein — dann wäret Ihr allein.

Es ist meine Strafe, allein sterben zu sollen. Ich muß es mit Muth erwarten. Am Ende — bin ich nicht ein Mann — ein Prinz? Und doch wird es furchtbar sein. Erinnert Ihr Euch, wie unser Bruder, der König Karl, starb?

Margarethe bejahte stumm, fast zernichtet durch diese Erinnerung, die sich noch zu den zerschneidenden Empfindungen der Gegenwart gesellte.

Es war ein gräßlicher Tod, sprach d'Anjou

weiter, Gott bewahre in seiner Gnade jeden Christen vor einem solchen — und doch wird meiner noch entsetzlicher sein, denn ich werde allein sein, und unser Bruder hatte seine Frau, treue Diener, seine Amme, Euch —

Aber ich sage Euch, ich bleibe! schluchzte Margarethe.

Ihr seid doch immer gut, sprach d'Anjou gerührt. Wer anders als Ihr hätte solche Nachsicht mit mir gehabt und liebte mich noch nach meinem rücksichtslosen Betragen, nach Allem, was Ihr schon um meinetwillen erlitten? O meine Schwester, sagt mir noch ein Mal, daß Ihr mir Alles vergebt — Alles, wiederholte er mit einem geheimen Bezuge auf Bussy.

Unter neuen und schmerzlichen Liebkosungen versicherte Margarethe es ihm. Er brach in Thränen aus. O mein Gott, du weißt es, rief er jammernd — wenn man mir erlaubt hätte, gut zu werden, ich wäre nicht schlecht

geworden und dürfte dann jetzt nicht zittern, vor dir zu erscheinen. Aber sie haben mich im Laster unterrichtet, als wäre es ein Handwerk, und ich bin ein nur zu gelehriger Lehrling gewesen. O meine Schwester, unsere Mutter hat viel zu verantworten; Gott vergebe ihr, was sie an mir und an Euch verschuldet!

Auch an unsern andern Geschwistern, ausgenommen den König, setzte Margarethe hinzu. Ja, mein Bruder, Ihr habt Recht, zu sagen: Gott vergebe ihr das Alles!

Der Abschied konnte nach diesem letzten Auftritte nur ein trostloser sein. Margarethe kam in der trübsten Aufregung nach Paris zurück, und selbst Chanvalon's Zärtlichkeit vermochte Anfangs Nichts über ihre Stimmung, die durch rohe Aeußerungen des Königs über d'Anjou noch kränker wurde. Allmälig jedoch, das will sagen: nach zwei Tagen, gerieth ihre Reise und mit dieser auch der Herzog in Ver-

gessenheit; ja, es wurde förmlich Mode am Hofe, seiner so wenig zu erwähnen, als sei er nicht mehr in der Welt, und Margarethe hatte einen jungen feurigen und angebeteten Geliebten und war jetzt ebenso genial im Leichtsinne, wie sie es sonst in der wahren Empfindung gewesen; genug, ihre Augen wandten sich bald wieder von der ganzen Welt ab, um sich tief und trunken in die Schönheit des Geliebten zu versenken.

Sechstes Kapitel.

Diana d'Andouins, Gräfin von Guiche und Wittwe des bei La Fère gefallenen Grafen von Grammont, trug ihren Taufnamen ebenso gut mit dem höchsten Recht, wie die Namen der edlen und alten Familien, die stolz darauf waren, daß sie ihnen angehörte. Sie glich mit ihrer schlanken, hohen Gestalt und ihren gebietenden, hellbraunen Augen ganz der griechischen Göttin, die am Tage in mädchenhafter Freiheit die Wälder durcheilte, und in der Nacht in keuscher Schönheit am Himmel dahinfuhr. Und wenn Endymion nach Einigen ein König, ganz gewiß

aber ein Jäger war, so ahmte die schöne Gräfin ihrer göttlichen Namensschwester auch in der Wahl eines Lieblings nach, denn Heinrich von Bourbon war sowol König, wie einer der besten Bärenjäger von Bearn.

Diese Frau liebte ihn wahrhaft, mit der ganzen Begeisterung, die ein schwärmerisches, großartiges Gemüth schon für bloße Ideale so heftig empfinden kann, und in welcher, glaubt es sein Ideal im Leben verkörpert zu finden, es ganz und gar aufgeht. Nie war Heinrich von Navarra vorher so geliebt worden, nie sollte er von einer Frau wieder so geliebt werden. Denn Diana hatte eine Idee gehabt, wie ein Mann sein sollte: einfach, tapfer, froh am guten und stark am schlimmen Tage, nicht den Tod, wohl aber Gott fürchtend. Grammont war nicht so gewesen — überhaupt glaubte die Gräfin, in diesem entnervten Zeitalter auf einen Mann verzichten zu müssen,

der ihre Anforderungen, mit denen sie ein halbes Jahrhundert zu spät gekommen war, zu erfüllen vermöchte. Da entwickelte der Charakter des Königs von Navarra sich in Gefechten und Gefahren glänzender und glänzender, kühner und kühner, sein Name wurde das Lieblingswort des Volkes, und Diana staunte immer freudiger; denn das war ihr Held. Und als er, da er sie kaum kennen gelernt, ihr schon zu Füßen lag, wer könnte sich da verwundern, daß sie ihn mit hoher Freude zum Geliebten annahm? Selbst das hielt sie nicht zurück, sich ihm mit Grenzenlosigkeit hinzugeben, daß sie Katholikin war. Das kirchliche Glaubensbekenntniß eines Helden war ihr gleichgültig; eine Religion stand ihr am höchsten: die der Ehre. Und so war sie denn nicht nur mit ihrer Schönheit und ihrem Herzen, sondern auch mit ihren Reichthümern und ihrem Einflusse unbedingt des ritterlichliebenswürdigen Königs von Navarra.

Doch durfte er sie nicht oft besuchen. Sie wollte nicht, daß der Held ein Schäfer werde — sie wollte nicht Omphale, oder Cleopatra spielen. Am liebsten wäre sie ihrem Geliebten in Schlacht und Rath unaufhörlich als seine schöne Ermuthigung zur Seite gewesen; aber da das nicht sein konnte, begnügte sie sich lieber damit, sein begeisternder Gedanke zu sein, als ihn zu oft seinen Pflichten und seinen Freunden zu entziehen. Er beklagte sich zwar oft über diese Strenge und that es auch jetzt, wo er die Erlaubniß erhalten hatte, einige Tage bei Diana zubringen zu dürfen; aber sie antwortete ihm jetzt, wie immer, mit lieblicher Ruhe: Sind wir jetzt, nachdem wir muthig entbehrt haben, nicht um so glücklicher?

Bourbon schüttelte den Kopf. Mein süßes Leben, das Glück, bei Euch sein zu dürfen, bedarf des Stachels der Entbehrung nicht.

Das meinte ich auch nicht, sprach sie zärt-

lich. Ich habe das Vertrauen in Eure Liebe, daß Ihr Jahre hindurch zu jeder Stunde gleich glücklich mit mir sein würdet. Was ich meinte, war nur, daß wir durch freiwillige Entbehrung des Glückes, uns zu haben, würdiger würden.

Ihr sprecht von freiwilliger Entbehrung, meine Diana. Ach, das ist sie nur von Eurer Seite; ich unterwerfe mich ihr blos aus Furcht vor Euch.

Sagt aus Liebe, mein König; das ist mir süßer.

Dennoch ist es wahr, daß ich große Furcht vor Euch habe, sprach er mit komischer Ernsthaftigkeit.

Und bei aller dieser Furcht — wenn Ihr öfter kommen wolltet —

Kommen wolltet! unterbrach er sie. Theure, geliebte Diana, das ist es ja eben, was ich will.

Nun also, wenn Ihr darauf beständet, öfter

zu kommen, sprach die Gräfin lächelnd. Wenn Ihr so gar genau auf den gehörigen Nachdruck der Worte sehet, so wollen wir diese nehmen.

Gut denn, wenn ich darauf bestände, öfter zu kommen — was wäre da, meine Schöne?

Könnte ich Euch die Thür weisen?

O ja, das könntet Ihr; dazu fehlt es Euch durchaus nicht an Entschlossenheit und auch nicht an Strenge — nein. Ich bitte Euch, thut nicht so demüthig — bürdet mir nicht das Verdienst dieser Enthaltsamkeit auf. Tugenden, die man mir unverdienter Weise aufdringt, quälen mich weit mehr als Fehler, von denen ich mich allmälig zu bessern hoffe, wenn Ihr die Gnade haben wollt, mich weiter zu lieben. Noch ein Mal: daß ich nicht öfter bei Euch bin, ja, daß ich nicht ohne Aufstehen zu Euern Füßen liege, und Krieg und Frieden, meine Freunde und mich selbst in Euerm An-

schauen vergesse, das ist durchaus nicht mein Verdienst, sondern ganz allein das Eure.

Theurer Sire, sprach die schöne Frau zärtlich, Eure Diana müßte ja vor der Ehre, Eure Dame zu sein, erröthen und sich schämen, wenn ihr Euer Ruhm nicht tausend Mal theurer wäre, als das Glück Euch zu sehen. Nein, nein; ich will Euch nicht eigennützig lieben. Bleibt immer mein Heinrich; aber seid auch immer der würdige Sohn Eurer Mutter, der Stolz Eurer Partei und die Hoffnung Frankreichs.

Ich fürchte, sprach Bourbon halb traurig und halb sorglos, Frankreich hofft auf Nichts eifriger als auf meinen Tod.

Die Königlichen und die Liguisten — ja — die Bessern aber, alle brave und wahrhaft patriotische Herzen hoffen auf Euch, und ihren Erwartungen müßt Ihr entsprechen, ihrer Liebe Euch in jedem Augenblicke würdig zeigen.

In jedem Augenblicke? Meine schöne Predigerin — ist das nicht zu viel von einem armen Menschen verlangt?

Von einem armen Menschen wol, sprach sie mit edler Schwärmerei, aber nicht vom Könige von Navarra, nicht von Heinrich von Bourbon, dem Sohne Johanna's d'Albret.

Ihr erwähnt meines Namens Bourbon; darin liegt die Erinnerung daran, daß ich nicht nur der Sohn Johanna's d'Albret, sondern auch der Anton's von Bourbon bin.

Was wollt Ihr damit sagen?

Daß es noch nicht gewiß ist, ob ich Eigenschaften von meiner Mutter geerbt habe, aber leider nur zu gewiß, daß mein Vater mir einige seiner schlimmsten vermacht hat.

Nicht doch!

Ach, ich kann es weder vor Euch, noch vor meinem Gewissen verhehlen, daß es so ist.

Schon die eine, die unglücklichste fast: daß ich alle Eindrücke von denen annehme, mit denen ich umgehe. Bin ich in guter Gesellschaft, so bin auch ich leidlich gut; aber kaum komme ich in schlechte — fahre wohl, meine Tugend. Ich sage das jetzt scheinbar im Scherz, aber in der Wahrheit nicht ohne eine herbe Reue. Denkt an das, was ich am Hofe gewesen.

Da hätte ich den jungen, lebenslustigen Mann sehen wollen, der sich an Eurer Stelle nicht auch hätte verführen lassen!

Erzogen und gewarnt, wie ich war? Nein, meine Diana, seid nicht zu nachsichtig; scheltet mich eher. Ich höre, wie ich Euch schon sagte, weit lieber von den Fehlern, die ich habe, als von den Tugenden, die ich nicht habe.

Nun, wenn ich wirklich parteiisch genug sein sollte, Euch dergleichen zuzuschreiben, so dürft Ihr, um nicht länger durch unverdientes Lob leiden zu müssen, Euch ja nur

die Tugenden erwerben, die ich bei Euch vor=
aussetze.

Das will ich, meine Diana! rief er zärtlich. Schon allein um nur eines Lächelns von Euch würdig zu werden, muß ich mit allen meinen Kräften nach Veredlung ringen. Und ich hoffe auch, daß ich dahin gelangen werde. Seit Ihr mir die Huld erweist, mich zu lieben, bin ich ein anderer Mensch geworden. Ich schäme mich, wenn ich auf die letzten Jahre zurücksehe, und kaum kann ich es begreifen, wie dergleichen er=
bärmliche Netze mich zu bestricken vermochten. Jedes edle Gefühl, welches von diesen schönen, geliebten Lippen kommt, findet einen freudigen Wiederhall in meiner Brust, und ich könnte mir fast glauben, ich sei noch der Knabe, der bald mit den Ziegen um die Wette zwischen den Felsen kletterte, bald von den Helden des Alterthumes hörte und vor Begierde brannte, es ihnen gleich zu thun.

Die Gräfin betrachtete ihn mit einem Ausdruck stolzer Zärtlichkeit — er sah sie mit dem Entzücken des Liebhabers an.

Welch ein schönes Werk Gottes seid Ihr! rief er.

Wenn Gott mich schön gemacht hat, so ist es Euretwegen, daß ich ihm dafür danke, antwortete sie; aber doch wünschte ich, daß Ihr noch etwas Anderes als diese vergängliche Schönheit an mir lieben möchtet.

Thu' ich es nicht? Sagte ich Euch nicht eben, daß Ihr mich zum edelsten Ehrgeiz begeistert, zu dem, einst ein würdiger König Frankreichs zu werden, wenn es Gott gefallen sollte, mich einst zu solcher hohen Stelle zu berufen?

Ah, aber wenn ich alt und häßlich wäre, da würden meine Gesinnungen nicht den Einfluß auf Euch ausüben, den Ihr ihnen jetzt zuschreibt, sprach die Gräfin ernsthaft.

Ist das eine Sünde, lieber auf Ermahnungen von einem frischen und rosigen Munde zu hören, als auf solche, die aus einem graubärtigen kommen — ja, dann bin ich strafbar. Aber könnt Ihr mir wirklich deswegen zürnen?

Eigentlich, streng genommen, soll es ganz gleichgültig sein, aus welchem Munde die Moral kommt.

Ach, wenn doch Duplessis-Mornay Euch hörte; es müßte seinem innersten Herzen wohl thun.

Ich weiß, er tadelt Eure Liebe zu mir, bemerkte Diana ohne Empfindlichkeit.

Was tadelt er nicht? fragte Bourbon gutmüthig ärgerlich. Ich sage Euch, d'Aubigné ist schon bärenhaft genug; aber gegen Mornay ist er sanft und fast strafbar nachsichtig; Mornay kann den Stammvater des ganzen Bärengeschlechtes vorstellen, so unglaublich, so unnatürlich ist er, so in allen Tönen und bei allen

Gelegenheiten versteht er es, sein Gebrumme anzubringen. Zuerst wird Gott angebrummt, daß er die Welt so unvollkommen geschaffen. Dann bekommt die Welt ihr Theil. Die Welt ist sündhaft — die Welt ist schändlich — die Welt ist ein Lasterpfuhl — an der Welt ist auch nicht ein gutes Haar — Knox kann nicht ärger gedonnert haben, als er von seiner Kanzel in Edinburg gegen die arme, schöne Königin Maria herzog. Auf die Welt kommt der Hof an die Reihe, versteht sich, der Hof Frankreichs, und über diesen Gegenstand kann Mornay wirklich mit dem Pfarrer von Meudon selbst wetteifern. Da entgeht keine Creatur, nicht hoch und nicht niedrig dem Bade von Lauge. Der König und der Stallknecht — die Prinzessin und die Küchenmagd — Alles ist gleich vor ihm — d. h. gleich nichtswürdig und niederträchtig. Zuletzt wird mir denn der Kopf gewaschen, und Gott weiß, daß er mich,

den er liebt, ebenso wenig schont, wie alle die, welche das Vergnügen haben, sich in seinen Widerwillen theilen zu dürfen.

Ihr übertreibt, sprach die Gräfin, lächelnd und doch tadelnd. So habe ich ihn noch nie schildern hören.

Ihn so kennen zu lernen, gehört auch zu den auserlesenen Süßigkeiten der Vertraulichkeit, erwiederte Bourbon humoristisch. Ah, meine Seele, was für eine schöne Sache ist es um die Vertraulichkeit! Wenn alle Welt Euch mit Höflichkeit, mit Achtung, ja sogar mit Anbetung begegnet, von Euern vertrauten Freunden, oder gar von Euern Verwandten hört Ihr doch nur Grobheiten. Die Höflichkeit küßt Euch die Hand — die Freundschaft drückt sie Euch — die Vertraulichkeit ballt die ihrige zur Faust und schlägt Euch so ins Gesicht. Man sagt mir, die Königin, meine Frau, mache jetzt am Hofe diese angenehme Erfahrung.

Von wem denn?

O, vom Könige, unserm und Frankreichs Herrn. Ihr wißt gar nicht, meine schöne Gräfin, wie liebenswürdig geradezu Se. Majestät sein kann.

Eine schöne Majestät, dieser König Heinrich! sagte Diana nichtachtend. Der Spott seiner Bürger, der Schimpf des Thrones, der Blutigel seines Reiches, während er der Vater desselben sein sollte!

Hm, bemerkte Bourbon launig, wenn er nicht der Vater seines Reiches ist, so ist er doch wenigstens der seiner Mignons.

Ha, sagte die stolze Frau, wie demüthigt es mich, einen Namen zu tragen, der durch solche Günstlingschaft befleckt ist!

Ein Name, den Ihr tragt, meine Seele, ist immer ein ehrenvoller, sprach Bourbon ernstlich.

Ich wenigstens werde ihn nicht entehren.

Die Liebe zu Euch ist ein Ruhm, und eine andere werde ich nie haben.

Auch ich werde keine Frau mehr lieben als Euch, betheuerte Bourbon. Er meinte es aufrichtig. Schade, daß es hier, wie so oft in unserm armen Dasein, beim guten Willen blieb.

Sagt mir, fragte die Gräfin, nachdem sie dem geliebten Könige durch ein vertrauungsvolles Lächeln gedankt, ist es wahr, daß d'Epernon Euch am Hofe immer das Wort reden soll?

Man versichert mir es.

Das wäre ein Zeichen, daß sein Geist männlicher wäre, als die Stellung, die er einnimmt.

Es ist wol nicht anders zu erwarten. Hat er doch an meinem kleinen Hofe seine erste Ausbildung empfangen! Daß er mich dann verließ, war natürlich; er ist grenzenlos ehrgeizig, und ich habe nicht, gleich dem Könige von Frankreich, Provinzen zu vergeben. Aber

eine Anhänglichkeit an mich muß ihm geblieben sein, denn er war edlen Gemüthes.

Joyeuse dagegen ist für die Ligue?

Auch natürlich, seiner Heirath wegen.

Der ist in meinen Augen ein Geschöpf, welches nicht länger den Namen eines Mannes verdient.

Nicht so, meine Diana! Joyeuse ist ein so tapferer Edelmann, wie es nur einen in Frankreich gibt. Glaubt mir, die Erde hört eher auf, ehe ein Franzose aufhört, tapfer zu sein, und der ächten, ritterlichen Tapferkeit, die gleichsam unwillkührlich ist, die nicht anders kann als darauf und hinein, für welche der ruhmvolle Tod ein Bräutigam zu sein scheint, in dessen Arme sie liebeglühend fliegt, mit einem Worte, der wahren französischen Tapferkeit — ich gestehe es Euch, der verzeihe ich viel.

Wie gut und nachsichtig Ihr seid, selbst gegen Eure Feinde.

Meine Seele, wo wäre das Verdienst davon, wenn man es nur gegen seine Freunde sein wollte? Uebrigens war, was ich jetzt eben von Joyeuse sagte, nicht Nachsicht, sondern nur Gerechtigkeit.

Die ist noch schwerer zu üben als Nachsicht; aber darum eben auch eine unerläßliche Eigenschaft eines Helden. Nachsichtig kann man aus Schwäche sein —

Wie ich, schaltete Bourbon lächelnd ein.

Nein, rief die Gräfin lebhaft, Ihr seid es aus Güte!

Ein bischen Leichtsinn ist auch dabei, setzte er mit einem neckenden Blicke hinzu.

Ich sage Euch, nein! rief sie. Ihr habt Geduld, weil es Euch schwer wird, böse zu sein. Naturell ist dabei, das weiß ich recht gut; aber warum auch nicht? Die Güte muß vielmehr, soll sie ächt sein, den Grund der ganzen Natur bilden. Wie Ihr sagt: die Ta-

pferkeit könne nicht anders, so muß auch die Güte nicht anders können!

Schön, schön, sagte Bourbon lachend. Ich ergebe mich darein, aus ächter Güte nachsichtig zu sein; aber sagt mir, was wolltet Ihr für eine Vergleichung zwischen der Nachsicht und der Gerechtigkeit anstellen, als ich Euch unterbrach?

Ich wollte sagen, daß Nachsicht auch aus Schwäche entstehen und gleichfalls durch Uebermaß zu einer Schwäche werden könne — Gerechtigkeit aber niemals. Gerechtigkeit kann nie im Uebermaß dasein, nur in der Vollkommenheit; sie ist immer und unter jedem Verhältnisse eine Tugend. Und ich glaube, es rührt dieses daher, weil Nachsicht eine Gefühlseigenschaft sein, und als solche nur der Natur entspringen kann, Gerechtigkeit aber ein für alle Mal eine Gesinnungseigenschaft ist, und daher dem ewigen Geiste angehört. Meint

Ihr nicht auch? Und was seht Ihr mich so an?

Ich dachte darüber nach, wie schön Ihr sprecht. Ich habe doch schon viele geistreiche Frauen gehört, aber keine sprach schöner als Ihr.

O, schmeichelt mir doch nicht, wenn ich mich meinem Gefühle überlasse! bat sie erröthend.

Kann ich dafür, daß ich Euch bewundern muß?

Das überlasset mir bei Euch! rief sie.

Nun wohl, so will ich Euch nur lieben, antwortete er und drückte sie an seine Brust.

Unter solchen Gesprächen, in welchen sich in die Ausdrücke einer frischen und edlen Neigung immer der Ernst der Zeit und der Umstände einmischte, vergingen dem Könige von Navarra und der Gräfin von Guiche die Stunden und die Tage ihres Beisammenseins, und Heinrich von Bourbon wünschte oft mit zärt-

licher Heftigkeit, diese kleine Oasis möchte sich so ausbreiten, daß sie sein ganzes noch zu hoffendes Leben bedeckte. Noch nie hatte er sich so glücklich gefühlt wie jetzt, wo er zum ersten Male eine zugleich schöne und sittliche Frau liebend, und von ihr mit gleicher Lebhaftigkeit wieder geliebt, sowol in seinen sinnlichen, wie in seinen höheren Ansprüchen befriedigt war, und indem er sich dem Glücke überließ, keine Vorwürfe von seinem Gewissen zu fürchten hatte. Denn daß dieses Verhältniß irgendwie tadelnswerth sein könnte, das fiel ihm nicht ein, und, Duplessis-Mornay ausgenommen, der um ein Jahrhundert zu früh den Puritaner spielte, allen Andern ebenso wenig.

Dennoch war es gerade dieser strenge Sittenrichter, der plötzlich in der Zurückgezogenheit der Liebenden erschien. Aber sein Erscheinen wurde vollkommen durch die Nachrichten erklärt, die er mitbrachte. Sie bestanden eines-

theils in dem Antragsbriefe d'Anjou's, andern- theils in den Anerbietungen, mit welchen zwei Abgesandte Philipp's von Spanien zu Du- plessis-Mornay gekommen waren, um ihn zu bitten, daß er sie seinem Herrn mittheile. Du- plessis-Mornay that es; sie bestanden in dem Versprechen, dem Könige sogleich zweimalhun- derttausend Thaler zu zahlen, und in der Ver- heißung von funfzigtausend Thalern jeden Mo- nat, wenn er einen neuen Krieg anfangen wollte.

Ich brauche Euch nicht zu fragen, was Ihr thun werdet, sprach Diana, als Bourbon ihr die Briefe vorgelesen hatte.

Nein, das braucht Ihr nicht erst, erwie- derte er. Daß der König Philipp wüthend auf das Haus von Valois sein mag, kann ich mir denken; ich begreife es selbst; denn er be- trachtet sich doch als den einzigen rechtmäßigen Souverain der Niederlande, und Monsieur hat

ihm mehr als ein Mal da hineingepfuscht. Aber ich will ihm nicht als Werkzeug seiner Rache dienen. Armes Frankreich! Es ist genug zerrissen worden; die Ruhe wäre ihm endlich zu gönnen. Es wird sie nicht finden; wie könnte das bei einem solchen Könige, bei solchen unruhigen Vasallen wie die Guisen, und bei einem Feinde wie der König von Spanien, wol in den ersten zwanzig Jahren möglich sein? Der Tod muß eine reiche Ernte halten, ehe dieses unglückliche Reich auf die Frucht des Friedens hoffen darf. Doch nicht ich will noch ein Mal derjenige sein, der es neuer Verwirrung preisgibt. Bitter genug habe ich schon den einen Krieg bereuet, den ich angefangen; die Einnahme von Cahors — so glänzend und glücklich sie war — mir hat sie keine Siegesfreude gewährt; denn ich hatte sie durch französisches Blut erkauft. Und nun gar mich mit Spanien verbünden, gegen mein eigenes Land

mit einer fremden Macht — was hat der König von Spanien für einen Begriff von mir?

Er muthet Euch nur zu, was er selbst thun würde, mein Heinrich, sprach die Gräfin, deren Augen geleuchtet hatten, während Bourbon sprach.

Ei, ich danke ihm dafür, daß er mich nach sich beurtheilt! rief Bourbon unwillig. Er erweist mir eine schlechte Ehre. Laß ihn zu den Guisen gehen.

Heißt ihm das nicht, Sire, sprach Duplessis, er könnte Euerm Rathe folgen, und dann gnade Gott diesem armen Lande und — uns.

Mein Freund, sprach Heinrich von Bourbon mit ruhiger Heiterkeit, Gott würde uns auch da noch gnädig sein, wenn nicht nur der König Philipp mit den Guisen, sondern wenn die ganze Welt sich gegen uns verbände. Er weiß, daß ich nicht um eitlen Ruhmes, sondern nur um der Wohlfahrt meiner Brüder willen

kämpfen würde, und auch nur dann, wenn ich nicht anders könnte. Mit diesem Bewußtsein im Herzen kann man sich ohne Furcht dem göttlichen Schutze anvertrauen. Aber für dieses arme Reich wäre es ein schreckliches Unglück, wenn der König von Spanien sich etwa mit den Guisen in Verbindung setzen sollte, und wie wir das verhindern können, das wollen wir ernsthaft und vernünftig überlegen.

Das Ergebniß dieser Ueberlegung war der Beschluß, Maximilian von Rosny sogleich nach Paris zu senden, und durch ihn den König von den Absichten Philipp's in Kenntniß setzen zu lassen.

Und dem Herzog d'Anjou — was werdet Ihr dem antworten? fragte Diana. Vor ihm könnt Ihr den König nicht warnen lassen.

Liebste, der ist so ungefährlich, sagte Bourbon lächelnd, daß es gegen ihn keiner Sicherung braucht. Was will er denn? Eine Partei

hat er nicht; alles Vertrauen hat er sich durch die nichtswürdige Art verscherzt, auf welche er in Antwerpen seine eingeschlossenen Truppen preisgab. Man kennt ihn in ganz Frankreich so, wie er ist; d. h. als feig, untüchtig und treulos — ein solcher Charakter ist gerichtet; er ist so gut wie nicht mehr vorhanden.

Aber was werdet Ihr ihm schreiben?

Daß ich seinen Antrag bereits vergessen habe, antwortete Bourbon lächelnd.

Mit diesem Briefe und weitläufigen mündlichen Aufträgen reiste Rosny ab und kam glücklich in Paris an. Dort aber sah er sogleich, daß der Ausführung seiner Sendung große Schwierigkeiten im Wege lägen. Der König befand sich zu Vincennes und war nur für seine Lieblinge sichtbar, und als Rosny die Königin von Navarra ersuchte, für ihn, als den Ueberbringer wichtiger, geheimer Botschaft eine Ausnahme zu erwirken, antwortete sie aus-

weichend und verlegen. Rosny äußerte sich gegen ihre Ehrendame und seine Verwandte, Mademoiselle von Bethune, verletzt darüber, daß die Königin sich so lau zeige, wo es gelte, ihren Mann in einer dringenden Angelegenheit zu verpflichten. Ach, mein Freund, sagte Mademoiselle von Bethune, machet das der Königin nicht zum Vorwurfe. Gott weiß, wir führen hier ein elendes Leben. Dieser d'Epernon — Ihr kennt ihn ja von früher her — ich sage Euch, er behandelt die Königin, als wäre sie das niedrigste Geschöpf. Glaubt mir, auch mit dem besten Willen kann die Königin Nichts thun, um Euch zu helfen.

Aber warum, in aller Welt, ist die Königin denn in solche Geringschätzung gefallen? fragte Rosny mistrauisch. Es ist doch unnatürlich — die einzige Schwester, die der König noch hat — und wenn er sie auch nicht besonders liebt, so gibt es doch Gesetze des Anstandes.

Des Anstandes? fragte Mademoiselle von Bethune kläglich. Ach, mein Vetter, wie könnt Ihr an diesem Hofe Anstand verlangen?

Ei, mein Gott, es ist doch ein Hof und keine Schenke; es kann doch hier nicht zugehen wie unter betrunkenen Bauern!

So nicht, aber toller, erwiederte die Bethune. Und sie erzählte ihrem Vetter einige der neuesten Anekdoten, die wirklich arg waren.

Ja, aber der Grund zu der Geringschätzung der Königin? Auf dieser Frage beharrte Rosny.

Mademoiselle von Bethune war herzlich verlegen. Sie wollte ihre Gebieterin nicht preisgeben; Margarethe wurde von ihren Umgebungen sehr geliebt, das hatte man bei der Torigny gesehen, die sich kaum zu einer höchst glänzenden Heirath hatte entschließen können, weil die sie von Margarethe trennte. Die Bethune hing ihr zwar nicht so enthusiastisch an, aber doch genug, um die Geheimnisse, bei denen

Verhüllung Noth that, treu und entschlossen zu bewahren. Daher befand sie sich jetzt in großer Unruhe und wünschte aufrichtig, daß ihr Vetter entweder gar nicht gekommen, oder wenigstens minder gründlich in seinen Fragen wäre.

Nun, fragte inzwischen Rosny wieder, könnet Ihr mir nicht antworten?

Ein glücklicher Gedanke kam der Dame. Ich scheute mich, es Euch zu sagen, sprach sie in erkünstelter Verwirrung, die Königin ist viel mit Messieurs von Guise umgegangen, und Ihr wißt — der König und die lothringischen Herren —

Ja, ich begreife jetzt sehr wohl, erwiederte Rosny; aber wie kann die Königin auch gerade mit den Prinzen Freundschaft machen, welche die offenkundigen Gegner unsers Königs sind?

Das Schicksal wollte jedoch, daß der Baron

von Rosny auch genöthigt sein sollte, sich an die liguistische Partei zu wenden, oder doch wenigstens an eine Person, die derselben nothwendig anhing, da sie das Haupt der Ligue liebte. Ohne Räthselhaftigkeit: Rosny fand es geradezu unmöglich, zum Könige zu gelangen, und sah keine andere Auskunft, als seine Aufträge auf einem Umwege, nämlich durch die Königin-Mutter an die unsichtbare Majestät gelangen zu lassen. Und um eine Audienz bei Katharinen zu erlangen, konnte er wieder kein anderes Mittel ausfindig machen, als einen Besuch bei Madame von Sauve und eine Bitte an diese Dame, sie möge aus alter Freundschaft für seinen Herrn sich ihm ebenso hülfreich erweisen, wie sie es einst zu Blois gegen d'Aubigné gethan.

Charlotte war das gutmüthigste Geschöpf von der Welt und hatte Heinrich von Bourbon noch immer lieb. Sie erwiederte daher

in Ausdrücken der größten Bereitwilligkeit und versprach, Alles zu thun, was in ihren Kräften stände.

Aber es wird schwer sein, setzte sie hinzu. Ihr glaubt nicht, wie die Königin-Mutter, die sonst so gern den ganzen Hof um sich sah, jetzt verschlossen lebt. Besonders seit sie zu den Büßerinnen gezogen ist, sieht man sie kaum. Es ist auch wahr, daß die Mignons sie gleichsam vom Hofe weggetrieben haben. D'Epernon besonders behandelt sie, als wäre sie das gewöhnlichste alte Weib.

D'Epernon scheint sich in dieser Behandlung von Königinnen auszuzeichnen, bemerkte Rosny.

Ja, Eure arme Königin von Navarra kann auch ein Lied davon singen, sagte Charlotte kopfnickend. Ich möchte dem d'Epernon manchmal ins Gesicht fahren, so wüthend bin ich auf ihn über die Art, mit welcher er einer so schö-

nen Frau begegnet. Wenn sie noch häßlich wäre! Aber sie ist unbezweifelt noch immer die schönste Frau von ganz Frankreich.

Ja, schön genug ist sie, wenn sie nur auch so klug wäre.

Was meint Ihr damit?

Sie hat, wie meine Cousine mir erzählt, eine genaue Freundschaft mit Messieurs von Guise angeknüpft. Nun will ich durchaus Nichts weder gegen Monsieur von Guise, noch gegen Monsieur von Mayenne sagen — Niemand schätzt die großen Eigenschaften der lothringischen Prinzen mehr als ich; aber trotzdem ist es doch nicht zu läugnen, daß zwischen dem Könige von Navarra und Messieurs von Guise und Mayenne eine kleine Spannung obwaltet, und da wäre es, dünkt mir's, angemessener gewesen, wenn die Königin sich mit dem Hause von Guise nicht so genau verbunden hätte.

Charlotte lachte hell auf. Mein theurer

Baron, was für ein vortrefflicher Diplomat seid Ihr geworden! Was für schöne Wendungen findet Ihr, um das, was Ihr sagen wollt, dem Anschein nach nicht zu sagen! Ich hätte gar nicht gedacht, daß man sich an Euerm kleinen Hofe nicht nur in der Kriegskunst, sondern auch in der Diplomatie so ausbilden könnte!

Vergesset nicht, daß wir das Glück hatten, die Königin-Mutter und — den engern Ausschuß ihres Hofes eine Zeit lang an unserm kleinen Hordenhofe zu haben, erwiederte Rosny. Einige Monate in solcher Schule genügen vollkommen.

Das sehe ich, sagte sie fein. Aber da Ihr so klug seid, so bringt nicht etwa zu Nerac die Brühe wegen der armen Königin von Navarra auch zum Ueberkochen, weder wegen ihrer Freundschaft mit dem Hause von Guise, noch wegen ihrer kleinen Tändelei mit Chanvalon.

Wie? fragte Rosny. Wäre es denn wahr?

Ah, mein Gott, da bin ich dumm gewesen! Aber wer kann denn auch denken, daß Ihr zugleich so diplomatisch und unschuldig seid!

Ich bitte Euch, erklärt mir das. Sollte die Königin sich erlaubt haben —

Jetzt seid Ihr es, der dumm ist, mein lieber Baron, sagte Charlotte kurz und verdrießlich. Was erlaubt denn der gute König von Navarra sich? Man hört in ganz Frankreich von ihm und der Wittwe des schönen Grammont.

Ah, das ist eine edle Liebe.

Nun, versetzte sie trotzend, das ist auch eine edle Liebe — die zwischen der Königin und Chanvalon — wer kann das Gegentheil sagen? Und ist sie das, so hat die Königin ebenso gut ein Recht auf sie, wie der König auf die seine — was der Mann hat, kann die Frau auch haben.

Das ist ein großer Unterschied, Madame, rief Rosny.

Gar keiner, sage ich, erklärte Charlotte unumwunden. Wahrhaftig, ihr seid göttlich, Messieurs. Euch soll Alles erlaubt sein — uns Nichts. Ihr wollt von allen Lippen naschen — wir sollen geduldig und ungeküßt dasitzen und warten, bis die Reihe auch wieder ein Mal an uns kommt. Höchst bequeme Moral das für euch; aber gehorsamsten Dank von den Frauen dafür. Was in aller Welt, sind die Gesetze der Kirche denn nur für uns gegeben? Durchaus nicht, sondern für Männer und Frauen gleich. Ihr überspringt sie nach Herzensgelüst; gut, wir springen euch nach. Wir wissen zu gut, daß es die Pflicht einer gehorsamen Frau ist, ihrem Manne in allen Stücken nachzufolgen, als daß wir es nicht thun sollten. Und dann — lebten wir immerfort heilig und ließen euch allein sündigen, so kämen wir ja sammt und

sonders ins Paradies, während ihr ebenso in die Hölle kämt. Dann wären wir für die Ewigkeit von euch getrennt, hätten uns in diesem Leben gelangweilt, und langweilten uns im nächsten wieder — nein, das geht nicht. Entweder die Männer auch tugendhaft, oder die Frauen auch galant. Einer von beiden Fällen nur kann als Regel dienen.

Ich würde den ersteren vorziehen, bemerkte Rosny.

Ich nicht, rief Charlotte. Frank und frei, ich habe es immer höchst amusant gefunden, mit den Liebhabern zu wechseln, wie mit den Kleidern.

Aber Ihr hättet doch Nichts dagegen, wenn eine Frau den entgegengesetzten Geschmack hätte?

Ganz und gar nicht. Ich lasse Jeden und Jede leben und nicht leben, wie es ihnen gefällt. Da ist z. B. Madame von Guise; die sieht seit dem Tode des armen Saint-Megrin

keinen Mann mehr an, ausgenommen als pflicht-getreue Frau ihren eigenen. Kann man dagegen etwas haben? Es ist ihre Neigung so — sie hat die Freiheit, dem Todten treu zu sein. Als Tugend rechne ich es ihr nicht an, ebenso wenig, wie ich es Eurer Königin als Fehler anrechne, daß sie einem Manne nicht treu bleibt, der ihr in den ersten Monaten untreu geworden ist. Es ist eben auch ihre Neigung.

Bequemes System das, Madame, sagte Rosny, wider Willen über den Amtseifer lachend, mit welchem die hübsche Sünderin ihre Sache verfocht.

Ja, antwortete sie selbstzufrieden, auf die Bequemlichkeit halt' ich.

Aber Ihr werdet mir die Aeußerung erlauben, daß ich keine Pariserin zur Frau wünsche.

Von Herzen gern, wenn die Frauen in der Provinz besser sind, erwiederte Charlotte friedfertig. Ich wollte Euch mit allen meinen Re-

den nur beweisen, daß Ihr nichts Klügeres thun könnt, als über die kleine Liebelei der Königin zu Nerac ganz und gar zu schweigen.

Und wenn der König, mein Herr, diese kleine Liebelei, wie Ihr sie nennt, auf einem andern Wege erfährt und mich dann um Bestätigung fragt?

So lächelt Ihr, und er wird das verstehen.

Und ein Auge zudrücken, meint Ihr?

O, er kann auch beide zudrücken, mein lieber Rosny, sprach Madame von Sauve trocken. Er thut, im Vergleiche mit dem, was er gethan, wirklich nicht zu viel damit. Doch jetzt lasset mich sehen, ob ich Euch Eure Audienz bei der Königin-Mutter verschaffen kann.

Es gelang ihr. Charlotte war jetzt, wo Katharina der Aufheiterung bedurfte, mehr denn je deren Liebling. Nicht leicht schlug die Königin ihr etwas ab, und so sagte sie auch jetzt, nachdem Charlotte ihr Gesuch vorgetragen,

mit der Miene einer Mutter, die ihrem verzogenen Kinde nachgibt: Gut, gut, Mignonne, lasse ihn denn kommen, den Abgesandten deines Königs von Navarra, da du ihm nun doch dankbar dafür bleibst, daß er ein Mal den Kopf deinetwegen verloren hat.

Zwei Mal, Madame, berichtigte Charlotte ernsthaft. Ich bitte Ew. Majestät sehr, mir meine Ehre nicht zu schmälern. Für ein Mal würde ich mich ihm nicht so verpflichtet glauben — das wäre nur gewöhnlich — aber zwei Mal, das macht eine Verschiedenheit aus; das ist ungewöhnlich und fordert Erkenntlichkeit.

Ich sage ja nicht Nein, Mignonne; im Gegentheile, ich will dich in deinem löblichen Eifer unterstützen, indem ich diesen kleinen Rosny annehme.

Nehmt Euch in Acht, Madame. Dieser kleine Rosny ist ein gewandter Hofmann geworden.

Nun, er wird mir doch nicht zu gewandt sein? fragte Katharina gemüthlich.

Ich meine nur, daß Ihr ihn nicht zu obenhin ansehen möget, Madame, erwiederte Charlotte.

Gut, wir wollen fein mit ihm umgehen, sagte die Königin-Mutter. Bringe ihn am Nachmittage zu mir.

Es geschah, und Rosny war so höflich und benahm sich so behutsam und überlegt, daß Katharina, so gut wie Charlotte es gewesen, erstaunt über eine solche Veränderung war. Italienisch lebhaft, wie sie immer noch war, gab sie es dem jungen Abgesandten zu erkennen und sagte ihm, der König, sein Herr, habe keinen geschickteren Botschafter wählen können. Mein Erfolg in dieser meiner ersten Sendung wird ganz von dem Grade der Gnade abhängen, welchen Ew. Majestät anzuwenden geruhen wird, antwortete Rosny bescheiden.

Ich will sehen, was ich kann, sprach Katharina.

Madame, wer sollte mehr können als Ihr? fragte Rosny. Seid Ihr nicht gleichsam die Seele vom Rathe des Königs?

Der König ist nur jetzt eben zu sehr mit seinem Seelenheile beschäftigt, sprach die Königin, um viel auf weltliche Angelegenheiten zu achten. Es ist erstaunlich, wie er täglich an Tugend und Frömmigkeit zunimmt. Wahrlich, er wird schon auf Erden die dritte Krone tragen, von der sein Wahlspruch spricht.

Heinrich's Sinnbild waren drei Kronen mit der Umschrift: Manet ultima coelo.

Habt Ihr nicht von der neuen Brüderschaft der Büßer unserer lieben Frau gehört? frug Katharina.

Ich habe davon gehört, Madame, und zwar mit dem höchsten Erstaunen.

Ueber die Frömmigkeit des Königs?

Wie Ihr sagt, Madame.

Was sagt man im Reiche darüber? fragte die Königin scheinbar sorglos.

Das kann Ew. Majestät selbst ermessen, erwiederte der junge Baron, der mit dem ältesten Hofmanne wetteifern konnte, vollkommen ernsthaft.

Ich höre so wenig, bemerkte Katharina, ohne allen Anschein, als fühlte sie sich geschlagen. Man wird alt, Monsieur von Rosny; die Welt verliert den Reiz; man fragt kaum mehr nach dem Aeußern. Der König möchte mich dieser Zurückgezogenheit entreißen — seiner kindlichen Liebe thut es weh, in mir nicht mehr die lebhafte, theilnehmende Mutter zu finden, die er sonst gekannt. Aber ich sage zu ihm: Mein Sohn, an Euerm Wohl werde ich nach wie vor den wärmsten Antheil nehmen — das liegt im Herzen — aber gegen die Angelegenheiten des Hofes, gegen Feste und derglei-

chen muß ich gleichgültiger sein — das liegt darin, daß ich eine alte Frau geworden bin. Gebt Ihr mir darin nicht Recht, Monsieur von Rosny?

Gewiß, Madame; entgegnete dieser, der den Muth bewunderte, womit sie die Wunden verhüllte, welche die Gleichgültigkeit ihres Idols ihr geschlagen hatte. Daß sie Gram gehabt, sah man auf ihrem Gesicht; denn der Gram schreibt sich in andern Zügen ein als das Alter. Aber sie wollte weder klagen, noch beklagt sein, und dieser Wille ist immer die Bürgschaft für eine starke Seele, ob stark im Guten, oder im Bösen, davon ist hier nicht die Rede; genug, stark muß die Seele sein, die von der geliebtesten Hand verwundet, keinen Schrei ausstößt. Und wenn man mit dem größten Verbrecher in dem Augenblicke, wo er büßt, noch sympathisiren kann, warum nicht auch mit Katharina von Medicis, jetzt, da sie sich am

Kummer über Heinrich's Undankbarkeit langsam verzehrte?

Rosny that es, und Katharina, die sich schon überlegt hatte, welchen guten Gebrauch sie von seinen Mittheilungen machen könnte, behandelte ihn mit solcher Güte, und entwickelte ihre florentinische Liebenswürdigkeit so ganz, daß Rosny fast von ihr bestochen worden wäre, und daß es wirklich zu bewundern war, wie er trotz der scheinbaren Vertraulichkeit Katharinens doch immer auf seiner Hut blieb und die Fragen, welche die Königin überraschend that, stets mit solcher Sicherheit beantwortete, daß sie nach einer Unterhaltung von mehreren Stunden nicht ein Wort mehr von ihm herausbekommen hatte, als ihm vom König von Navarra aufgetragen worden war.

Siebentes Kapitel.

Auf einem Ruhebette im Kabinet der Königin von Navarra lag der schöne Chanvalon hingestreckt, und auf dem Boden neben ihm kniete, üppig auf Polster hingeworfen, die liebende Königin.

Beide waren nur leicht bekleidet, denn Margarethe haßte bei ihrem Geliebten die Putzkleider, welche, wie sie sagte, ihr seine Schönheit stahlen. Und Chanvalon seinerseits sah auch lieber den köstlichen Nacken bloß und schlang die Arme lieber um den schwellenden Wuchs, wenn derselbe ungefesselt athmete, als wenn Seide oder Goldstoff ihn umhüllte.

Jetzt jedoch erinnerte der junge Mann seine königliche Geliebte an ihren Anzug. Die Sonne geht nieder, sagte er. Vergeßt nicht, meine Königin, wen Ihr heute zu empfangen die Ehre haben sollt.

Ja, den König von Frankreich, sprach sie, sich mit Zärtlichkeit an dem Lächeln ihres jungen Geliebten weidend. Aber nicht meinen König. Der ruht hier, und ich kniee vor seiner göttlichen Gewalt und bete seine entzückende Majestät an.

Chanvalon war an dergleichen enthusiastische Aeußerungen schon so gewöhnt, daß er sie, nicht gleichgültig annahm — nein, sie klangen ihm noch immer gleich lieblich — aber doch nicht länger als ihm nicht gebührend abzulehnen suchte. Anfangs hatte er es wol gethan; aber was eignen wir uns wol leichter und lieber an als die Anbetung? Nur der wahrhaft Liebende bleibt bescheiden, und glaubt immer,

ihm geschehe zu viel Ehre. Chanvalon's Liebe, die ein Geschöpf aus Eitelkeit und Sinnlichkeit war, hatte sich es bald gefallen lassen, die Huldigung solcher Worte als einen rechtmäßigen Tribut aufzunehmen.

Darum sagte er jetzt auch nur lächelnd: Ihr werdet nicht mehr fertig werden.

O, noch zehn Mal, sagte sie in der Trägheit des Liebesglückes, den prächtigen Kopf an Chanvalon's Schulter schmiegend. Ich putze mich nicht sehr; ich ziehe das neue weiße Kleid an, mein eigenes Haar, Diamanten darinnen, und den großen, weißen Schleier, den du die Wolke nennst. Siehe, damit werde ich fertig in zehn Minuten, also lasse mich noch eine bei dir.

Meine Margarethe, wird der Anzug nicht zu einfach sein? fragte Chanvalon, mit der Miene eines Denkers, der irgend ein Problem zu lösen hat.

Glaubst du? Aber ich werde schön darinnen sein. Nicht?

O, wie der Mondschein, erwiederte der Liebhaber zärtlich; aber ich weiß nicht, ob Se. Majestät ein Freund vom Mondschein ist.

Warum nicht, zur Veränderung? Ernstlich, mein Chanvalon, ich glaube, daß mein Anzug gerade seiner Einfachheit wegen dem Könige sehr gefallen wird.

Glaubt Ihr wirklich?

Margarethe bekräftigte ihre wichtige Versicherung nochmals und setzte dann bittend hinzu: Nimm doch, anstatt an meinen Anzug zu denken, lieber diese letzten Minuten, die wir heute noch für uns haben, noch recht wahr, um mich zu küssen.

Ich habe Euch heute schon genug geküßt, sagte er mit verstelltem Ernst.

O, rief sie mit dem Lachen des Jubels, du spielst den Spröden, den jagddurstigen Adonis,

der nicht mehr Zeit hat, Venus zu küssen. Aber eine liebestolle Göttin ist stark — so hielt Venus ihren Adonis und küßte ihn! Und Margarethe wand ihre mächtigen Arme mit trunkener Gewalt um den schlanken Hals des Jünglings, und zwang den Geliebten, sein Antlitz ihren durstigen Küssen hinzugeben.

Mit der graziösen Koketterie der geschmeichelten Eitelkeit überließ der junge Mann sich der starken, liebeswilden Frau. Aber als Margarethe, erschöpft vom Genusse ihrer Lippen, endlich aufhörte und mit lautem Athem und halbgeschlossenen Augen mit der Stirn auf seiner Brust ruhte, sagte er plötzlich, sich aufrichtend und seine Arme seinerseits um sie herschlingend: Jetzt will ich Euch küssen.

Er that es. Seine Küsse leckten jedoch nicht wie Flammen — kamen nicht im Sturme über ihre erwartende Schönheit. — Leise, wie mit Luftgeflüster, tändelnd, wie von Tauben-

schnäbeln, glitten sie über das schwere, feuchte Haar, das in glänzenden Massen sich gelöst hatte und auf den Nacken und die Schultern gefallen war. Es war, als könnten die Lippen des Jünglings sich nicht genug in dieser dunklen, duftenden Haarflut baden. Endlich aber bahnten sie sich einen Spalt hindurch und hefteten sich langsam, fast zaudernd, als wollten sie sich den Kuß durch Erwartung köstlicher machen, auf das weiche, warme Fleisch, das wie eine Frucht unter Blättern, unter den vollen Flechten verborgen lag.

Ein Empfinden der Wollust rieselte durch Margarethens hingegossene Gestalt. Es war so, als würde eine schlafende Meereswelle von einer Südluft überschauert und bewegt.

Dann murmelte sie, erstickt, wie ihre Stimme durch ihre Stellung war: Komm, lasse mich dich ansehen; ich durste schon wieder nach deinem Anblick.

Chanvalon erhob sich langsam und ließ sich ebenso in seine alte Stellung zurücksinken. Margarethe richtete den Kopf vom Ruhebette auf, stützte beide Ellenbogen auf dieses, das Kinn auf die ineinandergeschlossenen Hände, und so betrachtete sie ihren Geliebten und sagte nach einigen Augenblicken: Gott, wie du schön bist!

Seid Ihr nicht die Königin der Schönheit? Wie könnte ich denn Euer König sein, wenn ich nicht auch schön wäre?

Bist du denn gern mein König? fragte sie neckend.

Welcher König herrscht wol über ein köstlicher Land als ich, der ich über deine Reize als Herr gebiete?

O ja, mein Herr und mein Gebieter bist du! rief sie flammend. Bisher hat alle Welt mir gedient, und mir ist alle Huldigung zu Füßen gelegt worden; aber jetzt bin ich die

Magd, deine Magd, du, mein Herr und Gebieter, oder hast du's noch lieber: deine Sklavin; und die Krone, die ich als Dame der Schönheit getragen habe — ich nahm sie lange vom Haupt und legte sie vor dir in den Staub.

Ich weiß es, Margarethe, sprach, sie mit Genugthuung betrachtend, der junge Edelmann.

Wie du schön bist! wie du schön bist! wiederholte sie, sich leise hin- und herwiegend. Wie deine Locken weich sind — wie deine Augen sanft und deine Lippen frisch sind! Sage mir — Aurora gibt dir wol Morgenroth, um dir damit die Lippen anzumalen? Oder gehst du zu den Rosen, und sind die, wie sie jung und unerfahren im Thau ihres ersten Blüthemorgens stehen, so entzückt von deinem Anblick, daß sie dir ihre lieblichste Röthe überlassen? Oder hat ein Zauberer dir eine Auflösung von Korallen gegeben, in

welche du den Mund tauchst? Sag' mir, sag' mir, was du mit deinen Lippen machst?

Ich küsse die Königin der Frauen — die Madonna der Liebespilger, die heilige Jungfrau aller derer, welche Schönheit anbeten — die Frühlingsblume der Wiesen — dich, Margarethe, antwortete Chanvalon stolz.

Davon sind deine Lippen so roth?

Ja, sagte er mit einem Lächeln, welches seine Zähne schimmern ließ, davon.

O, lächle immer! sprach sie melodisch. Wenn du lächelst, bist du lieblich wie der Liebesgott selbst. Aber sei minder flatterhaft als er, Chanvalon, ich bitte dich. Aus Mitleid für mich, die da stürbe, wenn sie dich verlöre, sei nicht, wie der Liebesgott, nur in der Unbeständigkeit beständig, kein göttlicher Schmetterling. Sei gleich dem Sonnengotte treu, der jeden Morgen wieder auftaucht aus dem Meer. Kennst du die Sage von Clytie, die aus Liebe

zu ihm zur Blume ward, zur Sonnenblume? Ja, das arme verwandelte Mädchen blickt jeden Morgen hoffnungsvoll nach dem Aufgange, und siehe, jeden Morgen erscheint ihr Gott, ihr Geliebter, ihr Licht, ihr Leben, gleich schön, gleich strahlend, gleich mild, und sie empfängt neues Dasein von ihm. Also, Chanvalon, mein Chanvalon, erscheine du mir immer und immer, alle Tage, jeden Morgen, du, mein Apollo, mein Lichtspender, mein Sonnengott!

O, ich will es wol, meine Königin. Aber das Geschick wird mir es nicht für immer erlauben.

Was sagst du? fragte sie, zerstreut durch sein Anschauen.

Ich werde alt werden — ich werde aufhören schön zu sein. Und dann nehme ich Abschied von dir, Margarethe.

O, wie kannst du denn an das Alter denken?

Wenn ich nicht an das Alter denke, so wird das Alter an mich denken. Und ich will mich nicht länger vor dir sehen lassen, wenn ich nicht mehr schön bin.

O, rief sie schwärmerisch, ich will blind werden und denken, du seist es ewig.

Nein, das nicht, Margarethe. Aber wenn deine Augen mir sagen, daß meine Schönheit abnimmt, wenn ich nicht länger dein Entzücken und dein Idol bin, dann nehme ich Abschied von dir und begrabe mich in die Einsamkeit und erzähle mir selbst, daß die Königin von Navarra, die schönste Frau dieser Erde, mich geliebt hat.

Du könntest also leben ohne mich?

Ja, um der Erinnerung willen, daß ich Euch besessen — daß Ihr mir angehört.

Ja, ganz, sprach sie mit großen Augen an ihm hängend. Mit dem Leibe, mit der Seele, mit dem Herzen, mit jedem Gedanken —

ganz — Chanvalon, mein Geliebter, mein Gebieter!

Glaubt Ihr denn, ich könnte es ertragen, wenn Ihr nur mit einem Gedanken von mir abließet? fragte er.

Aber das wird nicht sein! rief sie.

Das wird wol sein, sobald ich nicht länger die Schönheit besitze, die Euch jetzt blendet. Mit jedem Reize, der an diesem Körper, auf diesem Antlitz, in diesen Augen auslöscht, zerreißt ein Faden in der Liebeskette, die Euch jetzt an mich fesselt.

Nein, rief die Königin mit hochlodernder Leidenschaft, du hast Unrecht, Chanvalon! Ich bin auf immer an dich gefesselt durch die Erinnerung an deine unvergleichliche Schönheit und an die unermeßliche Beseligung, die sie mir gewährt. Gleich dir werde ich nie wieder einen Mann sehen — wie sollte ich einen andern nach dir lieben können?

Könntest du so treu sein, wie du lieben kannst? fragte er ungewiß. Dann brauchte Chanvalon keinen alten Gott zu beneiden, wenn es ihm gelungen wäre, auf immer die Königin von Navarra zu fesseln.

Ich bin dein bis zum Paradiese, flötete schmelzend Margarethe.

Im Paradiese sind wir, rief er hingerissen.

Ja, du hast Recht, mein Geliebter! Es rieselt mit seinen Quellen um uns her — es singt mit seinen Vögeln um uns her, um dich und mich, den ersten Mann und das erste Weib. Die Bäume, die wir sehen, sind nicht die unserer irdischen Gärten; die Luft, die wir athmen, ist nicht die unserer Erde. Wir essen Brot des Lebens und haben zu Früchten unsäglichen Genuß, ungeahnte Erquickung. Ein Licht, wie von Gottes eigenem Angesichte, ist über uns, und wir wandeln darinnen als die ersten Menschen; es hat noch kein Liebes-

paar gegeben; wir, du und ich, sind das erste.

Ja, noch nie liebten Zwei einander so, wie wir uns lieben.

Wir sind das erste Priesterpaar der Liebe, fuhr Margarethe fort. Ein Tempel aus Saphir und Gold, aus Himmel und Licht, umgibt uns; da sollen wir den Gottesdienst der Liebe begehen. Die Menschen sollen kommen und auf unsere Reden horchen, und daraus die Liebe lernen. Sie sollen dich lächeln sehen und den menschgewordenen Sonnenschein erkennen. Sie sollen mich schmachten sehen, und die Sehnsucht begreifen. Sie sollen uns einander küssen sehen, und die Seligkeit ahnen, die im Fleische genossen werden kann. Wir sind die Verkündiger der Liebe, Chanvalon.

Verkündigen wir sie nicht, Margarethe, sprach er beklommen. Seien wir selbst hier nicht so dreist — sprechen wir scheu, küssen wir

uns unhörbar. Mir ist immer, als hätte die Luft hier ein Antlitz, welches auf uns lauerte, um dann, wenn es uns erspäht, seine Lippen mit schadenfrohem Lachen zu öffnen und uns mit schneidendem Gelispel an die Schlangen zu verrathen, die rund um unser Paradies in häßlichen Windungen herschleichen, um wo möglich einen Spalt zu finden, durch den sie hereinschlüpfen könnten.

Still, still! flüsterte die Königin und blickte mit großaufgerissenen Augen nach den Fenstern. Du machst mir selbst vor dem Tage bange. Der Jungfrau Dank, daß die Vorhänge herunter sind — hu! das geisterhafte, lächelnde Luftantlitz draußen — Chanvalon — wie kannst du schauerlich malen!

Habe keine Furcht, Geliebte, sprach der junge Mann liebkosend; die Luft thut dir Nichts. Ach, wenn wir nur sie zu fürchten hätten, da wollte ich in ewiger Sicherheit mit

dem Haupt auf deinem Schoose ruhen. Was könnte sie anders, als allenfalls ein Gewitter heraufziehen lassen, das uns mit einem Blitzstrahl zerschmetterte? Wäre denn ein solcher Tod furchtbar, Margarethe?

O, sagte sie mit glühender Schwärmerei, er wäre, wie unsere Liebe, eine Flamme.

Chanvalon drückte die herrliche Gestalt, gen Himmel blickend, an sein Herz. Sie murmelte: Chanvalon, ich möchte so sterben.

Ich möchte doch noch lieber mit dir leben, Margarethe, rief er. Siehe, man erzählt sich von Menschen, einzelnen, wunderbaren, die sollen nicht sterben. Nicht in dem Sinne, wie die Kirche es uns lehrt, daß die Seele unsterblich sei — sie sterben mit dem Körper nicht; die Fessel, welche die Seele an ihr irdisches Haus kettet, ist eine unauflösbare, eine unzerstörbare; das Leben kann sie nicht zernagen, der Tod nicht aufknüpfen. Die Jahre sind

diesen Menschen wie Tage, die Jahrhunderte wie Jahre. Hast du schon davon gehört?

Ja; in Mährchen.

Nein, Margarethe, ich meine es ernsthaft. Es gibt solche Menschen; man hat es mir in den Niederlanden zugeschworen. Es ist keine Träumerei, keine Erdichtung, kein Wahnsinn — es ist die Wahrheit. Solche Menschen leben. Sie gehören einer geheimnißvollen Brüderschaft an, die sich aus den Erben uralter, morgenländischer Geheimnisse gebildet hat. Diese Geheimnisse bestehen eben in der irdischen Unsterblichkeit und in der Erhaltung der Jugend, der Gesundheit und der Schönheit. Sagt mir, meine Königin, möchtet Ihr mit Chanvalon so unsterblich sein?

Ob ich es möchte? rief sie schmerzlich. Ach, du bist grausam! Du ahmst Jupiter nach, da er Tantalus dazu verdammte, immer Quellen zu hören und Früchte herabhängen zu se-

hen, und doch weder trinken, noch seinen Hunger stillen konnte, weil er an den Armen gefesselt war.

O, einen solchen Wissenden finden! rief Chanvalon, mit einem solchen vergeblichen Ausstrecken der Hände, wie es die Unmöglichkeit so oft der sterblichen Thorheit entreißt. Wäre es denn eine Sünde, Margarethe, in unendliche Jahre hinaus den Genuß verlängern zu wollen, den ich von dir empfange und dir gebe?

Ich weiß es nicht, Chanvalon; frage mich nicht. Wie sollte ich denn wider meine glühendste Sehnsucht Ja sagen? Das wäre übermenschlich. Was ich weiß, daß Tausende dir mit betäubendem fanatischem Geschrei Ja antworten würden.

Oh, sagte Chanvalon spöttisch, sie besitzen das Geheimniß nicht.

Ah, ich wollte nicht sagen, daß sie es zurückweisen würden, wenn es ihnen mitten in

ihrem Geschrei angeboten würde. Im Gegentheile, sie griffen so gierig danach, wie Geizige nach Gold, es möge gestohlen sein, wo es will. O nein, mit der Ueberzeugung, mit der vom Sinai herab in einer neuen Wolke verkündeten Gewißheit: es sei Sünde, es anzunehmen, würden sie es doch verschlingen, gleich Hunden. Aber sie thäten es nur aus Furcht vor dem Tode — nicht aus Begreifen des Lebens.

Denn was wissen sie, die Tausende, die Gewöhnlichen, von der Göttlichkeit der Schönheit? fuhr nach einigem Innehalten die Königin mit dem Spotte des geistvollen Weibes fort. Was wissen sie von der Liebe als Cultus, und von ihrem Wahnsinn als Begeisterung? Ihnen ist der Körper nichts als eine Gestalt von Knochen und von Muskeln; nicht ein harmonisch in Formenrundung erscheinender Gedanke des größten Meisters — des ewigen Schöpfers. Ein Gefängniß ist er ihnen, in

dem die Seele hungert und durstet — nicht ein Tempel, den eine Gottheit mit ihrer Gegenwart erfüllt. Wie sollten sie denn da die Liebe der Seele zu ihrem Körper und den Wunsch derselben begreifen, ihn immer bewohnen zu können? Das kann nur der, welcher Schönheit besitzt und begreift. O Chanvalon, ich will deine Seele befragen, was sie lieber wolle: im Himmel gleich den andern Seelen sein, oder immer diese Augen erfüllen, diese Lippen lächeln, diese Stimme klingen machen — sie wird das Letztere wählen, denn du kennst deine Schönheit, Chanvalon; du weißt, welch ein Wunder du bist.

Ja, sagte Chanvalon lächelnd, ich begreife den schönen Jüngling Narciß —

Und ich die arme Nymphe Echo, sprach Margarethe demüthig, aber doch etwas traurig, daß sie ihrem Geliebten mit ihren poetischen Lobsprüchen so gar keine Neuigkeit mehr sage.

Mit dem Vorbehalt, daß er die Königin von Navarra nicht gesehen, setzte der junge Edelmann betonend hinzu.

Ah! lispelte die Königin, und eine Sonnenglut der Freude verbreitete sich über ihr Antlitz.

Wie ich Euch schön machen kann! rief er mit hochmüthigem Entzücken.

Mein Apoll, mein Herr, mein Chanvalon, mein junger König! Diese zärtlichen Namen flüsterte sie ihm wie mit der Süßigkeit des Bienengesumses zu.

Meine Königin, meine Luna, meine weiße Blume, meine mächtige Armida! erwiederte Chanvalon.

Nicht Armida! Nenne mich nicht so. Rinaldo verläßt Armiden.

Aber Chanvalon nicht Margarethe.

Wenn man dir jetzt einen Schild vorhielte und dich dein Bildniß sehen ließe — was würdest du thun?

Ich würde sagen: Gelobt sei der Himmel, daß ich so schön bin, sonst hätte die Königin von Navarra mich nicht geliebt.

Du mein Eigenthum! rief sie. Du mein kostbares Juwel, mein Schatz, meine Krone!

Du meine Perle, sprach er mit Beziehung auf ihren Namen. Die Perle, die Cleopatra ihrem Antonius zutrank, war nicht köstlicher als du.

Was ist denn noch kostbarer als Perle und Diamant? fragte sie schwärmend. O, der Augapfel, die Perle des Angesichtes. Du bist mein Augapfel, Chanvalon; du bist der Stern meines Auges. Ohne dich wäre es Nacht in der Welt.

Du bist der Puls in meinem Herzen, erwiederte Chanvalon. Ohne dich stände mein Blut still.

Dich sicher haben, rief sie schmerzlich. Dich gewiß haben, bis zu meinem Tode wenigstens.

Sicher vor der Bosheit, vor dem Neide, vor den Gesetzen, vor der Welt. Sie begreifen ja nicht, daß ich dich anbeten muß. Andere haben ein gemaltes Heiligenbild, vor dem sie knieen, in dessen Glorie sie den Abglanz Gottes anbeten — ich habe dich zum Heiligen. Daß du lebst, ist das Vorwurf für mich? Ist die athmende Gestalt nicht gottvoller, als ein Bild aus todten Farben? Aber das wollen sie nicht einsehen. Was sie, auf den Knieen vor einem Altar liegend, Frömmigkeit und Andacht nennen, das heißen sie bei uns Abgötterei und sündliche Lust. O ja, mein Geliebter, du hast Recht; rund um unser Paradies her schleichen die Schlangen. Und sie werden hereinzukommen wissen und uns umwinden, wie sie einst den Laokoon umwanden, und wir werden in ihrer entsetzlichen Umschlingung ersticken.

Darum, meine Königin, vorsichtig, ich be-

schwöre Euch! Ich bin es; aber Ihr — Ihr lasset Euch immer hinreißen.

O, es ist so schwer, Flammen einzuschließen.

Aber, Margarethe, wenn man sie herauszucken läßt, und sie ergreifen das Dach, und das Haus, das unsere Liebe schützt, geht verloren?

Mein Gott, ein Haus, das unsere Liebe wirklich schützte! sagte die blendende Königin mit dem Blick einer Bettlerin, die um eine Stelle bittet, wo sie ihr Haupt hinlegen könne. Sie drückte die Stirn an die offenen, mit den Fingern verschränkten Hände. Die Verzweiflung der Heimathlosigkeit war in dieser Geberde. Auch sagte Margarethe dumpf: Siehst du, ich habe kein eigenes Haus. Was die ärmsten Unterthanen des Königs haben: eine Stätte, das habe ich, die Tochter von Frankreich, nicht! Das Kind eines Bauern hat eine Heimath unter des Vaters Dach, das Kind des Zigeu-

ners an des Vaters Feuer. Ich, die Tochter und die Schwester der Könige von Frankreich, ich habe weder Dach, noch Feuer, das mein eigen wäre. O Chanvalon, wäre ich die geliebte Tochter eines armen Bauern!

Wünsche das nicht, rief Chanvalon lebhaft. Glaubst du denn, du würdest als eine arme Bauerntochter die Frau sein, die du als Margarethe, die Tochter von Frankreich, bist?

Wäre ich nicht gleich schön? fragte sie träumerisch.

Für mich nicht, sprach er stolz.

Ha, sagte sie, du liebst die Königin und nicht die Frau.

Ich liebe dich, wie du bist, und wie du nicht wärest, wenn man dir das Bewußtsein deiner Majestät, und deiner Schönheit das Piedestal der Größe nähme, auf der sie steht, wie eine Bildsäule auf einem Altar.

Du hast Recht, sprach sie nachdenkend. Und doch —

O ja, sagte er zärtlich, ich möchte wol auch dich, so wie du bist, in Sicherheit für mich haben.

Ein Schloß — hoch — einsam — zwischen Bergen und Wäldern. O Chanvalon, die Pyrenäen, wo Gott so sichtbar ist — da allein mit dir und nur dein und ganz dein!

Während die beiden Liebenden so mit schmerzlicher Begehrlichkeit nach allen Richtungen hin in die Unmöglichkeit hineingriffen, welche das eigentliche Nichts ist, zog sich über ihren Häuptern das Wetter zusammen, welches ihr Glück zerschmettern sollte. Joyeuse, der nicht immer so albern war, wie er in seiner Mignonrolle zu sein sich stellte, befand sich in diesem Augenblicke am päpstlichen Hofe, um von dem heiligen Vater eine neue Erlaubniß zum Verkaufe von Kirchengütern zu erwirken.

Nur beiläufig will ich erwähnen, daß seine Sendung nicht glücklich ausfiel; dieser unerwünschte Erfolg hat Nichts mit den Begebenheiten zu thun, die zu schildern ich versuche. Dagegen hatte ein im Vergleiche zu den großen Vorgängen der Zeit geringfügiger Umstand, der aus der Anwesenheit Joyeuse's in Rom hervorging, einen entscheidenden Einfluß auf Margarethens Geschick, und folglich auf den ferneren Verlauf dieser meiner Geschichte. Der König hatte nämlich seinem Liebling einen Courrier geschickt, und der war unterwegs getödtet und des Briefes, den zu überbringen er beauftragt war, beraubt worden. Diese Nachricht kam fast in derselben Minute im Louvre an, wo Heinrich, begleitet von der Königin Louise, Madame von Joyeuse und d'Epernon, sich zu seiner Schwester begeben wollte, bei der er sich in einer Anwandlung von Gnade, wie man schon aus dem Gespräche zwischen Mar-

garethe und Chanvalon vermuthet haben wird, für heute zum Abendessen eingeladen hatte. Der Himmel weiß, wie die launenhafteste aller Majestäten auf den Einfall kam, die Königin von Navarra habe die Ermordung des Couriers befohlen, und ihr sei der geraubte Brief überbracht worden. Genug, der Einfall kam in das königliche Gehirn, verwandelte sich augenblicklich in eine bestimmte Einbildung, und brach in einem gewaltigen Sturme hervor. Umsonst versuchte die sanfte Königin dringende Gegenvorstellungen; umsonst wagte Madame von Joyeuse die Möglichkeit anzudeuten, daß Seine Majestät sich irren könnte. Die Majestät erklärte: sie irre sich nicht. Sie kenne ihre Schwester von Navarra. Margarethe könne nicht Frieden halten, Margarethe wisse Nichts von Dankbarkeit. Sie, die Majestät, wollte ihrerseits nicht länger etwas von Schonung wissen. Sie hätte diese Schande ihres erlauchten

Hauses lange genug an ihrem Hofe geduldet. Sie wollte es nicht länger. Ein solches Beispiel verderbe die Sitten, äußerte die Majestät mit tugendhafter Entrüstung. Die Majestät fühlte die erhabene Aufgabe, die öffentliche Moral zu sichern. Die mußte zu Grunde gehen, wenn es der Königin von Navarra gestattet wurde, sich ungestraft einen Liebhaber zu halten. Es konnte, durfte und sollte nicht sein. Seine allerchristlichste Majestät, Heinrich von Valois, faßte einen Entschluß, der ihrer sittlichen Vortrefflichkeit und der Würde des Thrones gemäß war. Die brüderliche Liebe schwieg vor der Verpflichtung des Monarchen, sein Land vor dem Untergange zu retten. Anstatt daß der König in seine Kutsche stieg, um zu seiner Schwester zu fahren, wurde einer der Kammeredelleute mit dem Befehle an diese geschickt, sich unverzüglich im Kabinet des Königs einzufinden.

Achtes Kapitel.

Etwa zwei Stunden später kam die Königin von Navarra zu ihrer Mutter. Katharina lag bereits im Bette; aber die Bitten der Königin waren so dringend, daß ihr der Eintritt gestattet wurde.

Dennoch fragte Katharina nicht ohne üble Laune: Meine Tochter, hättet Ihr nicht morgen wiederkommen können?

Nein, nein, antwortete Margarethe in der heftigsten Aufregung. Keine Stunde, keine Minute ist zu verlieren, Madame. Habt die Gnade und schickt Eure Damen hinaus, damit wir wenigstens scheinbar allein seien.

Geht, sprach Katharina zu ihren Ehrenfräulein, die bei ihrem Niederlegen gegenwärtig gewesen waren und jetzt vor Neugier fast starben. Aber geht ein wenig weiter, in das Vorzimmer, wenn es euch gefällig ist, setzte sie ironisch hinzu. Die Damen gehorchten mit sichtlich verzogenen Mienen, und Katharina wandte sich an Margarethe und fragte: Nun wohl, was gibt's?

Margarethe trug den Anzug, von dem sie gegen Chanvalon gesprochen, denn sie hatte sich bereits geputzt gehabt, als der Befehl des Königs gekommen war. Nun hatte diese ganz jungfräuliche Kleidung zwei Stunden früher vollkommen mit ihrer blühenden und glühenden Schönheit übereingestimmt — da konnte kein Stoff luftig, kein Schmuck licht genug für solche Frische sein — jetzt aber stach gerade dieser Putz schneidend gegen die Gestalt ab, die er umhüllte; denn in diesem Augenblicke sah

man in Margarethen statt der in scheinbar ewiger Jugend schimmernden Geliebten eines feurigen Jünglings die Frau von dreißig Jahren, die schon gelebt hatte. Der Einklang der Züge war gestört, der Glanz der Haut ausgelöscht. Das Blut war in Stockung gerathen und bildete da, wo es gehemmt worden, unheimliche Flecken, welche die allgemeine fahle Blässe des Antlitzes und alles sichtbaren Fleisches nicht belebten, sondern nur greller hervorhoben. Die Augen schienen erstorben und nur künstlich von einem unnatürlichen Feuer erhellt, die Lippen gleichsam versengt. — Mit einem Worte, wer Margarethe vorhin auf den Knieen neben Chanvalon und jetzt im Schlafzimmer Katharinens gesehen hätte, der würde staunend gefragt haben: Ist das dieselbe Frau? Man hätte darauf geschworen, zwanzig Jahre, und noch dazu schwüle, schwere Jahre müßten zwischen diesen beiden Erscheinungen liegen.

Katharina konnte nicht umhin, Margarethens Zerstörung zu bemerken. Wie seht Ihr aus, meine Tochter?

Was habe ich aber auch erfahren, Madame! erwiederte die junge Königin dumpf. Gott, mein Gott, ich begreife nicht, wie ich es überlebt habe.

Man überlebt sehr viel, meine Tochter, und Ihr besonders faßt Alles mit einer gewissen Ueberspannung auf, so daß die Sache immer zehn Mal weniger Bedeutung hat, als Ihr meint, bemerkte Katharina gemüthsruhig.

Wirklich, Madame? fragte Margarethe spöttisch. Und wenn ich jetzt eben mit Schimpf und Schande vom Hofe fortgejagt worden wäre, würdet Ihr das auch eine Sache ohne Bedeutung nennen?

Ha, Ihr sagt das nicht? fragte Katharina zur Aufmerksamkeit erregt und sich auf dem Ellenbogen aufrichtend.

Ich sage es, weil es wahr ist, Madame, versetzte Margarethe heftig und bitter. Der König, der König Heinrich von Frankreich, Madame, Euer Sohn und mein Bruder, er hat mir jetzt eben — ha! schrie sie, sich mit Wuth unterbrechend, das ertragen müssen und sich nicht rächen können!

Aber so sprecht, rief Katharina, auch heftig. Wenn Ihr tobt, anstatt mir zu erzählen, was Euch widerfahren, so kann ich Euch nicht helfen.

Nun wohl, sprach Margarethe, sich gewaltsam fassend, Ihr wißt, Madame, daß der König —

Sich für heute zum Abendessen bei Euch angesagt hatte, unterbrach Katharina sie. Ich weiß das; nur weiter.

Ich nahm es als einen Beweis seiner wiederkehrenden guten Gesinnung gegen mich an, fuhr Margarethe fort.

Ihr hättet es weit eher als eine Laune an-

nehmen sollen, fiel Katharina hart ein. Aber so ist es mit Euch — Ihr seid verwöhnt worden — immer denkt Ihr, die ganze Welt müsse Euch lieben und Euch Alles nachsehen.

Die ganze Welt — mir? fragte die Königin von Navarra mit Erstaunen. Nun wahrlich, Madame, wenn ich bei meinen Erfahrungen zu dieser Einbildung gelangt wäre, müßte ich wirklich nicht nur eine Gäns, sondern geradezu verrückt sein.

Wenn Ihr so bescheiden und so klug seid, es einzusehen, daß Ihr nicht einen Freibrief für alle Eure Handlungen habt, warum erlaubt Ihr Euch denn Alles?

Und was habe ich mir denn erlaubt, Madame?

Ihr habt Euch durch und durch mit Unklugheit benommen. Erstens war es ganz taktlos, daß Ihr hierherkamt —

Aber, großer Gott, wer hat mich denn

eingeladen? rief die Königin von Navarra zornig.

Kommt man immer, wenn man eingeladen wird? fragte Katharina geringschätzig. Ihr hättet doch den König kennen sollen, und mich auch, setzte sie schamlos hinzu.

Ja, ich hätte es gesollt, murmelte Margarethe zwischen den Zähnen; Ihr habt Recht.

Man kommt nur, wenn man weiß, daß man unentbehrlich ist, fuhr Katharina fort. Hier waret Ihr ganz entbehrlich, das werdet Ihr doch wol einsehen. Möglich, daß ich in dem Augenblicke, wo ich Euch einlud, irgend eine Absicht mit Euch hatte; es kann sein — bei so wechselnden Zuständen, wie die Frankreichs sind, hat man alle Tage eine andere Absicht und wirft ihr zufolge die Augen auf irgend Jemand, der als Werkzeug ihrer Ausführung dienen soll, an den man jedoch am nächsten Tage, wenn man die Absicht wieder mit

einer andern vertauscht hat, nicht im Geringsten mehr denkt. So ist es vermuthlich auch mit meiner Einladung an Euch beschaffen gewesen.

Ganz gewiß, Madame; aber ich konnte das nicht wissen, erwiederte Margarethe mit tiefer Verachtung.

Ja wohl konntet Ihr es wissen, sprach Katharina mit einem rohen Lachen, denn Ihr seid am Hofe erzogen worden und wißt, in welchem Werthe da eine Person steht, und wäre sie selbst so schön wie Ihr, meine Tochter. Ich dächte, es wäre keine Rücksicht auf Euch genommen worden?

Katharina ließ sich Margarethen gegenüber ganz in ihrem innern Cynismus gehen; sie wußte, daß es eine eitle Mühe sein würde, vor der Tochter auch nur einen Augenblick lang eine moralische Maske vorzubinden, und dann wußte sie auch, daß Margarethe vor ihrem wahren Antlitz immer schauderte, und das

machte ihr Vergnügen. Sie hegte seit dem Siege, den Margarethens Koketterie zu Nerac über sie gewonnen hatte, gegen die junge Königin den Haß der überlisteten Intriguantin, und sie liebte es, diejenigen zu peinigen, die sie haßte.

Auch saß Margarethe, wie erdrückt von einer eisigen Luft, in dem Lehnsessel neben ihrem Bette und fragte fast gleichgültig: Also gebt Ihr dem Könige Recht gegen mich?

Gegen Euch — ja, aber nicht gegen sich selbst. Ihr tragt die größere Schuld, denn Ihr habt ihn zu diesem Ausbruche gereizt. Wäret Ihr, da Ihr doch ein Mal kommen mußtet, gleich, nachdem Ihr den Boden hier untersucht, wieder abgereist, denn das saht Ihr doch augenblicklich, daß es für Eure Unternehmungen kein günstiger sei? Nicht?

Madame, ich untersuchte ihn gar nicht, denn ich dachte an keine Unternehmungen.

Katharina zuckte die Achseln.

O mein Gott, ist es denn so unnatürlich, seine Familie besuchen zu wollen! seufzte Margarethe.

Ja, wenn man seine Familie liebt, meinte Katharina kalt.

Margarethe wollte sprechen; Katharina unterbrach sie. Ihr werdet mir doch nicht einreden wollen, daß Ihr mich, oder den König liebt? Ihr wäret zu dumm, wenn Ihr noch Zärtlichkeit für uns hättet, und ich bin nicht so dumm, es zu glauben. Wen Ihr liebt, das ist Euer Bruder d'Anjou, obgleich ich auch nicht recht begreife, wie Ihr es noch könnt, nachdem er Euch durch Bussy's Tod so mitgespielt hat. Denn wenn auch Bussy sich Nichts aus Euch machte, so waret Ihr doch verliebt in ihn, und habt ihn, wie wir gelesen haben, auf die lächerlichste Art beklagt.

Mein Bruder kann unmöglich eines Todes

wegen leiden sollen, an welchem er unschuldig ist, Madame, sprach Margarethe.

Euer Bruder unschuldig an Bussy's Tod? Von wem hat denn der König Bussy's Brief erhalten?

Er hat ihn sich genommen.

Das ist die Geschichte, wie sie Euer Bruder Euch erzählt hat, nicht wahr? Und Ihr glaubt an diese Lügen? Meine Tochter, Ihr seid wahrhaftig dumm.

Margarethe wollte unwillig einreden. Schweigt, sprach Katharina gebieterisch. Ich kann über diese Angelegenheit am besten sprechen, denn ich habe es gesehen, mit meinen Augen gesehen, wie mein Sohn d'Anjou dem Könige den Brief gab, und mit meinen eigenen Ohren gehört habe ich, wie er dabei sagte: Hier, Sire, ist ein Brief, der Euch unterhalten wird. Euch wird er freilich eine andere Geschichte erzählt haben; aber ich wieder-

hole es Euch: Ihr seid sehr dumm, daran zu glauben.

Warum nicht auch das? Warum sollte mir etwas erspart werden? fragte Margarethe sich selbst. Zwei brennende Thränen drangen in ihre Augen; sie beugte den Kopf, um sie zu verbergen. Dann, als sie sich gefaßt hatte, sah sie ihre Mutter mit finsterer Ergebung an und fragte: Ihr wollt mir also nicht beistehen, Madame?

Das habe ich durchaus nicht gesagt, erwiederte Katharina lebhaft. Im Gegentheile, Ihr sollt sehen, daß ich Alles wieder in Ordnung bringen werde. Nur wollte ich Euch überzeugen, daß Ihr selbst diese Unannehmlichkeiten über Euch gebracht habt, und daß Ihr mir folglich die größte Dankbarkeit schuldig seid, wenn ich Euch heraushelfe.

Ich bin überzeugt, Madame.

Dann sprecht; denn ich weiß noch immer nicht den Verlauf der Sache.

Der ist kurz und leicht erzählt. Ich hatte meine Anstalten mit möglichstem Glanze getroffen und war eben mit meinem Putze fertig geworden, in dem Ihr mich sehet —

Euer Anzug ist sehr gut, unterbrach Katharina sie.

Ich glaubte nicht, ihn zu einer solchen Beschimpfung anzulegen, erwiederte die Königin von Navarra mit stolzem Unwillen. Der König ließ mir befehlen, zu ihm zu kommen. In demselben Augenblicke, wo ich glaubte, ihn ankommen zu sehen, empfing ich diese Botschaft. Mir ahnte nichts Gutes. Dennoch gehorchte ich.

Was hättet Ihr denn anders thun wollen, meine Tochter?

Wahr, Madame. Auch gehorchte ich ja. Als ich im Louvre ankam, fiel das betretene Ansehen Aller mir auf. Man wußte schon, daß der König mich erwartete, um mich zu be-

schimpfen. Ich war in sein Kabinet bestellt worden. Ich fand ihn nicht da. Er war bei der Königin. Ich begab mich dahin. Der König erwartete mich, und nicht er allein — der halbe Hof. Und da —

Margarethe hatte in Absätzen und mit Anstrengung gesprochen; jetzt hielt sie ganz inne; sie konnte nicht weiter reden.

Nun, und da? fragte Katharina.

Fragt morgen ganz Paris, Madame, was der König mir gesagt hat, sprach Margarethe halb erstickt vom Zorne; ganz Paris wird es wissen. Er hat seine Anstalten gut getroffen, um meine Schande öffentlich zu machen. Obgleich er mich zum Scheine in das Kabinet der Königin nahm, trug er doch Sorge, so laut zu reden, daß alle im Zimmer Anwesende es hören konnten.

Ja, das ist eine üble Angewohnheit, die er angenommen hat, bemerkte Katharina gelassen.

Aber sagt mir, worüber machte er Euch hauptsächlich Vorwürfe?

Die Königin von Navarra starrte Katharina von Medicis wie stumpfsinnig an. Sie begriff nicht, daß diese Frau ihre Mutter sein sollte.

Nicht wahr, er warf Euch den kleinen Chanvalon vor? fragte Katharina wieder.

Ja, antwortete Margarethe gedankenlos.

Da hatte er sehr Recht.

Mir es so öffentlich vorzuwerfen? fragte Margarethe, immer noch mechanisch.

Die Oeffentlichkeit ist ein für alle Mal ein großes Unrecht, noch mehr, eine große Thorheit. Der König ist gar nicht zu entschuldigen, daß er Euch und durch Euch die ganze königliche Familie preisgibt. Dieser verdammte d'Epernon muß ihm in den Ohren gelegen haben. Mein Gott, warum macht man alle diese Dinge nicht länger im Familienkreise ab? Nie-

mand hat je gewußt, was ich über Eure Tanten gedacht habe. Es ist nicht königlich, und es ist nicht klug. Aber dieser Umstand ist bei der Angelegenheit der einzige, in welchem ich den König tadle. In den Vorwürfen selbst, die er Euch gemacht, hat er ganz Recht. Eure Aufführung ist eine Schande und ein Aergerniß.

Wirklich, Madame? fragte Margarethe.

Ja, meine Tochter. Sehet so ironisch aus, wie es Euch gefällt; das ist die Wahrheit. Ihr entehrt Euch und uns.

Ah?

Wo hat man je gehört, daß eine ehrbare Prinzessin sich Liebhaber gehalten hätte? fragte Katharina mit Frechheit.

Das ist ohne Beispiel, allerdings, antwortete die Königin von Navarra mit dem Lächeln der Verachtung. Aber die Prinzessinnen, die nicht ehrbar sind, thun es.

Ha, Ihr gesteht es also ein?

Warum denn nicht? Was weiter? In diesem Augenblicke war die Tochter ebenso cynisch wie die Mutter.

Einen kleinen Edelmann von Nichts! sagte Katharina verächtlich.

Wenn es noch wenigstens ein Kardinal wäre, nicht wahr, Madame? fragte Margarethe.

Warum nicht, wenn er es so gut verstände, den Galanten zu spielen, wie Monsieur von Lothringen? fragte Katharina, ohne im Geringsten durch die geradezu treffende Anspielung außer Fassung gebracht zu sein.

Lassen wir dergleichen Reden, sprach Margarethe, ihren Ton zu kalter Bestimmtheit umändernd. Man kann mir unmöglich ernstlich vorwerfen, was meine ganze Familie bisher ungestraft gethan hat.

Eure Schwestern ausgenommen, schob Katharina betonend ein.

Wahr, antwortete die Königin von Navarra wieder spottend, doch das beweist nur, daß sie keine ächte Valois waren, sondern nur Eure Töchter.

Katharina sah ihre Tochter mit wahrer Bewunderung an. Sie hatte nicht gedacht, daß Margarethe sich je zu dieser Höhe der Unverschämtheit erheben könnte. Was wolltet Ihr sagen, als ich Euch unterbrach? fragte sie.

Ich wollte Euch fragen, in welcher Art Ihr für mich zu handeln gedenkt?

Der König hat Euch befohlen, augenblicklich den Hof zu verlassen?

Ja, und nach Nerac zurückzukehren, antwortete Margarethe schaudernd.

So beschimpft, wie Ihr in diesem Augenblicke seid, geht das nicht.

Nicht wahr, Madame?

Nein. Ihr dürft erst abreisen, wenn der König erklärt hat, daß er sich geirrt habe,

wenn Ihr von ihm Beweise einer erneuerten Freundschaft empfangen habt, gleichviel ob sie wahr oder falsch sei.

Also abreisen muß ich in jedem Falle? fragte die junge Königin langsam, stockend.

Was wollt Ihr denn hier noch machen? fragte Katharina laut lachend.

Margarethe wurde blaß, als hätte sie ihr Todesurtheil gehört.

Ah, ich sehe, was es ist! bemerkte Katharina, die ihr ins Gesicht sah. Ihr fürchtet, Euern Chanvalon hierlassen zu müssen. Ja, freilich, meine Tochter, den könnt Ihr nicht mitnehmen. Wenn auch der König, Euer Mann, sich dergleichen kleine Freiheiten gestattet hat und noch gestattet, so ist das mit Euch ein ganz verschiedener Fall. Euch kann er solche unschuldige Vergnügungen nicht erlauben, selbst wenn er ein guter Mann sein wollte, und immer blind sein, wie bei Turenne, kann er

auch nicht. Ihr würdet ihm bei Chanvalon mit Gewalt die Augen öffnen; Ihr seid ja so toll auf dieses Männchen, daß Ihr Euch gar nicht zu halten vermögt. Wäre es nicht so, wie hätte denn die Geschichte so nackt und ganz ans Tageslicht kommen können? In Euer Kabinet kann man nicht sehen, und in Euer Schlafzimmer noch minder. Was da geschah, das war geschehen, und Niemand dadurch klüger. Aber Ihr hattet keine Ruhe; Ihr mußtet Eure Versessenheit ordentlich anschlagen. Nun sehet Ihr, was herausgekommen ist. Nein, Euern Chanvalon müßt Ihr hierlassen, wiederholte Katharina, und es war sichtlich, mit welchem Genusse sie ihrer Tochter diese stechenden Dinge sagte.

Aber Margarethe hatte nicht auf sie gehört. Die beiden Gedanken: Paris verlassen! und: nach Nerac zurückkehren! diese beiden Gedanken hatten ihr Gehirn gleich zwei betäubenden

Schlägen getroffen; sie saß stumpf und starr. Dann fuhr sie plötzlich angstvoll in die Höhe, als sei sie vom wiedererwachenden Bewußtsein mit einer elektrischen Pein durchzuckt worden, und rief, die Hände ineinander pressend und aus großen Augen einen flehenden Blick auf ihre Mutter heftend: Ich kann nicht nach Nerac zurück!

Katharina sah sie einige Augenblicke an, dann zuckte sie die Achseln und sagte wegwerfend: Meine Tochter, Ihr seid toll.

Ich sterbe, wenn ich zurück muß! stöhnte Margarethe.

Dummheiten! Ihr werdet so wenig davon sterben, wie ich von tausend Dingen gestorben bin, die mir begegnet sind.

O, Ihr, Madame!

Ja, freilich, habt Ihr Recht; so albern, wie Ihr, habe ich mich nie angestellt.

Meine Mutter, Mitleid!

Meine Tochter, Menschenverstand!

Am Ende seid Ihr doch meine Mutter! schrie Margarethe verzweiflungsvoll. Erbarmt Euch!

Ich bin Eure Mutter, das merke ich aus der Plage, die Ihr mir noch immer verursacht, sprach Katharina humoristisch. Aber eben, weil ich Eure Mutter bin, will ich Euer Bestes, und das Beste für Euch ist, nach Nerac zurück, sobald Ihr vom Könige Eure Ehre wiedererhalten habt.

Meine Mutter, könnt Ihr Eure Tochter so weinen sehen?

O ja, entgegnete Katharina philosophisch.

Fast wahnsinnig durch Wuth und Verzweiflung kam Margarethe in ihr Hôtel zurück. Ihre Damen, Madame von Duras und Mademoiselle von Bethune, erwarteten sie angstvoll. Ihre Angst wurde durch die Rasereien Margarethens nicht vermindert. Sie zerraufte

sich das Haar, sie zerriß ihren Schleier, sie stampfte auf ihre Diamanten. Ihr Geschrei tönte bis auf die Straße herab.

Die Herzöge von Guise und von Mayenne kamen, obgleich es schon Mitternacht war; bald folgte auch die Herzogin von Montpensier. Das Gerücht hatte seine Flügel bereits entfaltet. Die Guisen nahmen den heftigsten Antheil. Die Sprache war in ihren stärksten Ausdrücken kaum stark genug für den Unwillen, den Katharina von Guise über den König ergehen ließ.

Als ob nicht Eure Liebe, gegen seine schändlichen Vergnügungen gehalten, so rein wie ein Weihgeschenk wäre! rief sie.

Margarethe biß die Zähne zusammen. Ihre rechte Hand schloß sich krampfhaft. Sie haßte den König, wie sie nur je du Gua gehaßt. Aber zu sprechen getraute sie sich nicht.

Laßt es gut sein, Madame, sprach die Herzogin, die ihre Bewegungen gefaßt hatte, ich werde Euch eines Tages an ihm rächen.

Die Königin wandte ihre großen, nachtdunklen Augen auf die Verheißerin und schlug sie dann voll von einem fieberhaften Racheburst zum Himmel auf.

Zu Chanvalon, der das Hôtel schon verlassen hatte, als Margarethe noch den König erwartete, war mehrere Male geschickt worden, aber keiner der Boten hatte ihn getroffen. Die Angst um ihn vermehrte die Qualen der Königin noch. Endlich gegen Morgen erschien er unvermuthet, völlig verstellt durch eine Verkleidung und auch, als er diese abgeworfen, fast unkenntlich durch die Verstörung, die seine Schönheit so gut durchwühlt hatte, wie die seiner königlichen Geliebten.

Der Augenblick erhob über alle Rücksichten. Margarethe ergriff ihren Liebling bei den

Händen und fragte ihn: Chanvalon, was hast du mir zu sagen?

Ich habe den Befehl erhalten, augenblicklich den Hof zu verlassen, antwortete er fast tonlos und sank im Ausbruch der Verzweiflung vor ihr auf die Kniee.

Sie faßte seinen Kopf und drückte ihn fest an sich, während sie den andern Arm um seinen Nacken schlang. Da ist's ja gleich, ob ich bleibe oder abreise, sagte sie zu Guise, der nicht ohne eine sonderbare Bewegung neben dem prachtvollen Geschöpf stand, das einst so ganz von seinen Augen abgehangen hatte, und jetzt diesen knieenden, schluchzenden Jüngling mit der Gewalt der Leidenschaft umfaßt hielt. Es machte ihn das so zerstreut, daß er nicht gleich zu antworten wußte. Mayenne kraute sich unterdessen hinter den Ohren und murmelte: Sie ist immer gleich schön, mag sie nun wüthend, oder zärtlich sein. Der verdammte kleine Chanvalon. Ich gönn' es ihm.

Da Margarethe keine Antwort erhielt, wiederholte sie mit einem bittern Gelächter: Ja, es ist ganz gleich, ob ich bleibe oder abreise. Elend so, wie so. Eile, Chanvalon, rette dich.

Ich will hier sterben, murmelte Chanvalon, ohne den Kopf zu erheben.

Nein, fliehe; und ich, ich werde abreisen.

Nicht also, Madame, nahm jetzt Guise, sich besinnend, das Wort. Erlaubt der König Euch, am Hofe zu bleiben, so verspreche ich Euch, Monsieur von Chanvalon so zu verbergen, daß Ihr ihn bisweilen sehen könnt.

Margarethe warf ihm einen thränenlosen Blick zu, in welchem Erinnerung und Dankbarkeit ineinander schmolzen.

Glaubt mir, ich bin Euer Freund, sprach er ernst. Der König behandelt Euch unwürdig in jeder Art. Könntet Ihr nur Monsieur dahin bringen, sich mit uns zu vereinigen.

Was wollt Ihr denn mit einem solchen

treulosen Prinzen? fragte die Königin, sich zum ersten Male wieder dessen erinnernd, was Katharina ihr von d'Anjou erzählt hatte. Die Königin, meine Mutter, hat mir heute versichert, daß sie mit eigenen Augen gesehen, wie er den Brief, den Bussy ihm über die Liebelei mit Madame von Montsereau geschrieben, dem Könige gezeigt habe.

Margarethe nannte Bussy's wahre, vom Tode blutig besiegelte Liebe immer nur eine Liebelei.

Guise sagte nachdrücklich: Madame, dieses Mal hat die Königin-Mutter die Wahrheit gesagt.

Nun wol, fragte Margarethe mit dem Hohn der Melancholie, wozu wollt Ihr einen solchen Prinzen?

Um uns seines Namens zu bedienen, Madame, antwortete der Herzog. Begreift Ihr denn nicht: der Name Valois macht die Un-

ternehmungen des Herzogs von Guise rechtmäßig.

Oder gibt ihnen wenigstens den Anschein, daß sie es sind, bemerkte Mayenne.

Verschafft meinen Brüdern diesen Namen, Madame, sagte die Herzogin bedeutungsvoll. Dann werdet Ihr eine schöne Rache sehen.

Wenn es möglich ist, den todten Willen meines Bruders nochmals zu beleben, so will ich euch die Bedeckung seines Namens verschaffen.

Uns und — Euch, Madame, sprach mit Nachdruck Madame von Montpensier.

Es muß bald Morgen sein? fragte die Königin mit nervöser Aengstlichkeit.

Nicht weit davon, entgegnete Guise. Die Nacht war in der That über die mannigfaltige Unruhe, welche die Königin und ihre Freunde bewegt hatte, fast ganz vergangen.

Chanvalon kniete noch immer vor der Königin, die in einem Armsessel saß.

Kommt, Monsieur von Chanvalon, sprach Guise. Die Königin muß einige Stunden ruhen, und dann darf Euch der Tag hier nicht finden.

Ruhen kann ich nicht, antwortete Margarethe, durch und durch schauernd, aber du, Chanvalon, gehe mit Monsieur dem Herzoge.

Laßt mich noch hier, bis Ihr Nachricht von der Königin-Mutter habt, flehte Chanvalon.

Es ist gefährlich, wenn Ihr noch bleibt, sprach Guise. Die Königin-Mutter kann der Königin nicht eher Nachricht senden, als bis sie mit Sr. Majestät gesprochen. Und Ihr wißt, wann Se. Majestät aufsteht.

Bis dahin noch warten! murmelte Margarethe, die Hand auf ihr Herz pressend. Ich werde ersticken.

Guise machte der Herzogin ein Zeichen, das sie verstand. Ich werde mich zuerst entfernen, sagte sie zur Königin. Kommt mit mir, mein

Bruder von Mayenne. Es ist für jetzt noch besser, daß man von unserer kleinen Rathssitzung bei der Königin Nichts erfahre.

Mayenne schickte sich ungern an, fort zu gehen. Er war noch immer verliebt in die Königin, und was noch mehr ist, er war ihr gut. Sie in solcher Betrübniß zu verlassen, wurde ihm schwer. Aber seine Schwester drängte ihn, und Margarethe selbst schien sowol sein Bleiben, wie sein Gehen mit der höchsten Gleichgültigkeit anzusehen. Also entschloß er sich, küßte der Königin die Hand und versicherte ihr, sie solle stets einen Freund und einen Diener in ihm finden, und dann sagte er zur Herzogin: Meine Schwester, jetzt warte ich.

Gleich, gleich, antwortete sie. Madame, sprach sie, sich zur Königin wendend, ich werde Euch schreiben.

Ihr nehmt also Alle Abschied von mir? fragte Margarethe mit mühsam unterdrückter

Angst. Ich kann ja noch die Erlaubniß erhalten, zu bleiben?

Rechnet nicht darauf, erwiederte Madame von Montpensier. Um der Kraft willen, die Ihr nöthig haben werdet, bitte ich Euch, Madame, laßt Euch nicht von falscher Hoffnung betrügen. Sie entnervt. Setzt muthig das Aergste voraus.

Ihr glaubt, die Königin, meine Mutter, werde Nichts ausrichten?

Madame, d'Epernon ist ihr und Euer tödtlicher Feind.

Geht, geht, rief die Königin, in Thränen ausbrechend; ich sehe es, mir bleibt Nichts mehr, als zu sterben.

Nichts mehr, als Euch zu rächen, wollt Ihr sagen, Madame, sprach ermuthigend die Herzogin. Brave Prinzessinnen sterben nicht an Nichtswürdigkeiten; sie verachten sie.

Ich danke Euch; lebt wohl; sprach Marga=

rethe, sich mit leidlicher Fassung erhebend und die Herzogin umarmend.

Chanvalon war auch aufgestanden. Die Herzogin fragte ihn: Kommt Ihr vielleicht mit uns, Monsieur von Chanvalon?

Ich werde ihn mit mir nehmen, meine Schwester, antwortete Guise für den jungen Edelmann. Madame, sprach er, als die Herzogin, von Mayenne geführt, das Gemach verlassen hatte, erlaubt mir, Madame von Duras und Monsieur von Lodon noch einige Rathschläge darüber zu geben, wie im unglücklichsten Falle Eure Reise am besten eingerichtet werden kann. Wenn ich wiederkomme, begleitet Monsieur von Chanvalon mich. Und auch Guise verließ das Kabinet.

Chanvalon! sagte Margarethe.

Er sah sie mit Verzweiflung an und lächelte.

Die Schlangen sind im Paradiese, sprach er.

Glaubst du nicht, daß ich Erlaubniß erhalte? Nein; sie sind mitleidlos.

Aber, meine Liebe, sagte sie verwirrt, ist denn das möglich? Denke doch, Chanvalon, gestern — gestern, wo du hier lagst, und ich neben dir kniete! Und heute ewige Trennung! Aber das ist ja nicht möglich!

Der junge Edelmann starrte sie stumpfsinnig an.

Bist du denn brav? rief sie halb irr, lässest dir deine Liebe nehmen!

Was soll ich denn thun? Den König tödten?

Dann stürbest du ja, wie La Mole, sprach sie schaudernd.

Was soll ich denn da thun? wiederholte er.

Kein Ausweg! jammerte sie weinend, die Hände vor die Augen pressend.

Nach Nerac kann ich dich nicht mitnehmen, sagte sie nach einer Pause. Das Herkommen

zog um die Leidenschaft der Königstochter seine Grenzen.

Jesus, mein Heiland, wenn meine Mutter Nichts ausrichtet! rief sie verzagend.

Sie warf sich an Chanvalon's Brust und schlang die Arme um seinen Nacken. Er stand, die Arme herunterhängend, in stumpfer Hoffnungslosigkeit da.

Du sagst mir Nichts, Chanvalon?

Was soll ich sagen? fragte er bitter. Aus dem Staub erhoben — in den Staub zurückgeworfen!

Alle seine gestrigen Schwärmereien vom Leben in der Erinnerung und was dergleichen noch mehr war, zersprangen jetzt wie Wasserblasen, und auch alle Sterne waren an seinem Himmel, den sie noch kaum mit Glanz angefüllt, in die Finsterniß zurückgetreten.

Küsse mich! schluchzte Margarethe an seinen Lippen.

Nein, das ist nicht mehr für mich, antwortete er finster und feindlich. Behaltet Eure Küsse, Madame.

O Chanvalon — Hohn in dieser Stunde! rief sie schmerzlich.

Verzeihung, sagte er. Aber ich kann nicht sanft aussehen und reden. Ich habe den Tod im Herzen.

Wie ich.

Nein, Ihr werdet nicht sterben, aber ich.

O, dich lassen ist Tod! murmelte sie.

Lasset mich gehen, sprach er kalt. Wozu diese Qual verlängern?

Chanvalon, hoffen wir noch! Vielleicht —

Nein, antwortete er heftig, ich sage Euch: nein!

Ein Liebespaar der Gegenwart würde in einem solchen Falle gewiß von gemeinschaftlichem Sterben gesprochen haben. Ob es vom Sprechen zum Thun gekommen wäre, das ist

eine andere Sache, aber in Vorschlag wäre diese Auflösung gebracht worden. Damals jedoch kannte man diese dramatische Manier noch nicht. Anstatt sich selbst zu ermorden, ging man ins Kloster, und die Geliebte oder den Geliebten überließ man dem Grame, der sie oder ihn entweder tödten, oder in ein anderes Kloster führen, oder endlich so langweilen konnte, daß der oder die unglückliche Liebende sich zu trösten suchte. Weder die Königin, noch Chanvalon dachte daran, daß es für verfolgte Liebe einen solchen Hafen gebe, wie gemeinsamen Tod. Margarethe hing noch an dem so unsinnig geliebten Jünglinge, obgleich sie nicht mehr den Muth hatte, seine vergötterte Schönheit anzusehen. Gegen ihre Angst versuchte sie noch, ihm Hoffnung zuzuflüstern. Chanvalon wies diese Tröstungen bitter zurück und verließ, dem Herzog von Guise folgend, mit zertretenem

Stolze das Hôtel, wo er den Abgott gespielt.

Margarethe sah keine von allen den Personen, die in dieser Nacht Abschied von ihr genommen hatten, jemals wieder. Der König bewies sich am andern Morgen unerbittlich, gegen alle Gründe und Beschwörungen Katharinens taub und verstockt. Mit Schmach bedeckt, wie sie war, mußte die Königin von Navarra die Residenz ihres Bruders verlassen. Chanvalon ging nach Deutschland, und ich habe keine Nachricht mehr über ihn auffinden können. Vermuthlich also zehrte die zernichtete Eitelkeit seine Jugend auf. Wenn Karl von La Tour aus Gram darüber starb, daß er die Garderobe seines Herrn, des Königs Karl IX., nicht erhielt, so kann Chanvalon wol aus Zorn darüber gestorben sein, daß die schönste Frau der Zeit, und was noch mehr, eine Tochter, Schwester und Frau von Königen, nicht länger seine Geliebte war.

Neuntes Kapitel.

Es klingt unglaublich und ist doch wahr, daß der König Heinrich III. von Frankreich mit den Demüthigungen, welche er seiner Schwester, der Königin von Navarra, angethan hatte, noch nicht zufrieden war.

Man kann nichts Anderes annehmen, als daß sein Haß gegen sie ein aus Eifersucht entstandener war, denn nur ein Haß, der diese lächerlichste und furchtbarste der Leidenschaften zur Mutter hat, kann so unvernünftig verfahren wie der Heinrich's gegen Margarethe.

Umsonst bat die Königin Louise, umsonst

erschöpfte Katharina von Medicis zum zweiten Male nutzlos ihre Beredtsamkeit, umsonst machte der Kardinal von Bourbon, in der Absicht, wirklich etwas zu sagen, seinen Mund auf, umsonst sprach selbst d'Epernon: Sire, es ist genug. Heinrich hatte einen wahren Durst darauf, seine Schwester noch mehr zu beschimpfen; er war erpicht, versessen, toll auf diesen Genuß; keine andere Macht, als eine überirdische, hätte ihn davon zurückzuhalten vermocht. Und da eine solche natürlich es nicht der Mühe werth hielt, vom Himmel herabzukommen, um die alberne Majestät von einer Dummheit mehr zurückzuhalten, so eilte, der festen Einbildung des Königs gemäß, daß seine Schwester Chanvalon mit sich nehme, Larchant mit sechzig Bogenschützen der Königin von Navarra nach, erreichte sie auf dem Wege nach Palaiseau, hielt ihre Sänfte an und riß ihr die Maske ab, um sich, seinem Auftrage getreu, zu über-

zeugen, daß sie wirklich sie selbst sei. Als ihm darüber kein Zweifel blieb, nahm er ihren Haushalt gefangen und brachte sowol Damen, wie Edelleute gut militairisch in die Abtei von Ferrières bei Montargis, wo der König sie erwartete, um sie, getrennt von einander, alle einzeln einem strengen Verhör über das Leben seiner Schwester zu unterwerfen. Aber zu seinem größten Aerger bekam er gar Nichts heraus, und konnte mit dem besten Willen zum Skandal Nichts weiter thun, als seine Gefangenen freizugeben, und seiner Schwester zu gestatten, ihre angenehme und freiwillige Reise fortzusetzen.

Doch ja, etwas Boshaftes und Dummes konnte er noch thun: einen Brief, der sein Verfahren rechtfertigte und die Sitten Margarethens anklagte, an den König von Navarra schreiben; und das that er auch redlich. Der Brief kam rasch und glücklich in Nerac an.

Heinrich von Bourbon hatte bis jetzt, ganz in dem Geiste, den Charlotte von Sauve von ihm verlangte, nicht nur ein, sondern beide Augen zugedrückt; aber das ging nun nicht länger. Se. Majestät Heinrich III. von Frankreich sagte gar zu deutlich: Mein Bruder, machet die Augen auf und sehet.

Verwünscht sei er, sagte Heinrich von Bourbon, halb verdrießlich, halb launig; er läßt einen selbst nicht in Frieden blind sein.

Daß er Euch die Augen öffnet, ist das einzige Vernünftige, das er seit langer Zeit gethan, sprach etwas strenge Katharina von Navarra.

Heinrich sah seine Schwester lächelnd von der Seite an und fragte: Meine Liebste, glaubt Ihr denn, daß der König mir die Augen öffnet?

Ihr habt das doch nicht geahnt?

Bourbon zog seinen Schnurrbart zusammen.

Mein Bruder! rief befremdet die Prinzessin.

Nun wol, meine schöne Schwester? fragte er artig.

Ich frage Euch, ob Ihr das geahnt habt?

Geahnt nicht.

Nun, was wollt Ihr denn da sagen?

Daß ich es gewußt habe, erwiederte er trocken.

Ha! rief sie, erröthet vor Zorn.

Ereifert Euch nicht, sagte er beschwichtigend.

Wer hat denn die Frechheit gehabt, Euch dergleichen zu sagen?

Sagt man denn dergleichen? fragte er lachend.

Dann habt Ihr es also errathen?

Durchaus nicht. Ich verstand nie etwas, weder Lächeln, noch Blicke.

Und ließet Eure Schande gehen, sprach herb die Prinzessin.

Meine Schwester, erwiederte Heinrich von

Bourbon mit herzlicher Gutmüthigkeit, könnt Ihr Euch denn noch immer nicht in die Welt finden, wie sie nun doch ist?

Nein, das werde ich nie, antwortete sie stolz und heftig.

Es wäre doch sehr gut. Denn erstens macht Euch Eure Unzufriedenheit das Leben bitter, und zweitens kann man mit Euch nie von Geschäften reden, indem Ihr auf „Politik" immer „Moral" antwortet. Und Ihr wißt, Politik und Moral werden nie Freundinnen werden, indem die Moral von uns fordert, wir sollen dem Schaden Anderer den eigenen vorziehen, und die Politik uns gerade das Gegentheil räth.

Ja, ich ziehe die Moral vor, sprach Katharina von Navarra mit etwas von jenem Hochmuthe, der vortreffliche Menschen bisweilen unangenehm macht.

Heinrich von Navarra verdankte seiner na-

türlichen Heiterkeit eine sehr liebenswürdige und unermeßlich hülfreiche Eigenschaft, nämlich eine fast unermüdliche Geduld. Die half ihm auch jetzt nicht böse auf seine Schwester werden, und so sagte er mit jenem Lächeln, dem einst selbst seine Mutter nicht widerstehen konnte: Es wäre wirklich besser, theure Schwester, die Politik auch ein klein wenig anzuerkennen.

Das heißt, ich soll den Schmutz lieben.

Ich könnte nicht sagen, daß ich selbst gegen den Schmutz christliche Gesinnungen hegte, erwiederte Bourbon launig. Was ich von Euch verlange, ist nur, Ihr sollt Euch nicht weigern, die Straße, die zum Ziele führt, zu gehen, blos weil Schmutz darauf ist.

Also soll ich doch mich mit dem Schmutz aussöhnen?

Ei, Schmutz und wieder Schmutz! rief Bourbon, jetzt ein klein wenig ungeduldig, aber doch mit Lachen. Wer sieht denn auf den

Schmutz? Man geht so leicht wie möglich darüber hin und sieht dabei in die Höhe —

Und fällt dabei auf die Nase, unterbrach die Prinzessin ihren Bruder. Glaubt mir, fuhr sie fort, als er sie etwas nachdenklich ansah, es ist nicht möglich, mit reinen Schuhen über schmutzige Straßen hinwegzukommen.

Nun immerhin, antwortete der König von Navarra getröstet, was thut ein wenig Schmutz an den Schuhen, wenn nur die Füße rein sind. Die Schuhe kann man ausziehen, wenn man auf reinen Boden kommt.

Ihr macht es Euch leicht.

Nein, ich verlange nur nicht das Unmögliche.

Nach Euern Grundsätzen darf man sich also seinen Fehlern überlassen, weil man sie wieder ablegen kann, und hat die Erlaubniß zu sündigen, weil die Möglichkeit da ist, zu bereuen!

Ihr misversteht mich mit Willen, meine Schwester, wie es scheint, antwortete Bourbon

mit Sanftmuth. Leichtsinnig, wie ich bin, habe ich je meinen Leichtsinn entschuldigt, oder gar für unbedeutend gehalten? Gewiß nicht.

Nein; aber auch abgelegt habt Ihr ihn nicht, trotz alles des guten Rathes Eurer Freunde.

Theure Schwester, sagte der König von Navarra mit drolliger Kläglichkeit, wenn der gute Rath Thorheiten verhindern könnte, so wäre die ganze Welt weise; aber es ist die schlechteste Medizin, ich will sagen die unangenehmste Medizin, die es gibt, und kein Mensch will sie einnehmen.

Leider! seufzte die Prinzessin.

Leider, ja, leider! Aber was wollt Ihr bei diesem allgemeinen Unglück machen? Es ist nun einmal so und nicht anders. Die Vollkommenheit gibt es unter dem Monde nicht —

Das werde ich nie glauben, fiel Katharina von Navarra ein.

Wie es Euch gefällt, antwortete Heinrich von Navarra, aber ich habe sie noch nicht angetroffen, und so lange das der Fall ist, so lange ich mich nicht von dem wirklichen menschlichen Dasein dieser Idee überzeugt habe, so lange bleibe ich bei meinem Glauben, daß einige irdische Fehler und Schwachheiten, die unter den Umständen der Menschheit unvermeidlich sind, der unsterblichen Seele in der Barmherzigkeit Gottes keinen Schaden thun werden.

Ich wünsche, daß die göttliche Gerechtigkeit nicht anders richten möge, entgegnete die Prinzessin mit der Strenge eines Bewußtseins, welches sich so ziemlich untadelhaft glaubte.

Ich habe von der göttlichen Barmherzigkeit gesprochen, erinnerte Heinrich von Bourbon. Die göttliche Gerechtigkeit — wer könnte vor ihr bestehen?

Die Gerechten.

Und wo sind die? O, glaubt nun auch

ein Mal mir, meine Schwester: wir leben Alle nur von der Gnade unsers Gottes. Ich zittere vor Furcht und werde kleiner als ein Atom, wenn ich mich in der Gegenwart dieser Majestät sehe, die alle Dinge aus dem Nichts gezogen hat und alle dahinein zurücksinken lassen könnte, sobald sie ihre allmächtige Hand von ihnen abzöge. Hingegen berauscht von unnennbarer Freude fühle ich mich, wenn ich daran denke, daß diese Majestät auch die höchste Güte ist, und als solche ihre armen Kinder, die Menschen, unter ihren Fittichen hält.

Die Prinzessin war erstaunt, ihren Bruder so reden zu hören; dieser Ernst, diese Frömmigkeit waren ihr ganz fremd an ihm. Entweder mußte er diese Eigenschaften früher nicht gehabt, oder ihr nie gezeigt haben. Die letztere Annahme verletzte die Vertrauensansprüche der Prinzessin zu sehr, als daß sie nicht die erste hätte vorziehen, und folglich anerkennen

sollen, ihr Bruder habe sich in der letzten Zeit auffallend gebessert. Sonderbar genug war auch dieser Gedanke Katharinen von Navarra unangenehm. Vortreffliche Personen lieben kleine Schwächen an ihren Nebenmenschen; denn erstens tritt gegen solche Schwächen ihre Vortrefflichkeit deutlicher hervor, und zweitens geben diese Schwächen vortreffliche Texte zu moralischen Predigten, und vortreffliche Personen ermahnen gern. Und dann konnte diese Umwandlung Heinrich's einzig und allein durch den Einfluß bewirkt worden sein, den Diana, Gräfin von Guiche, auf ihn ausübte, und auf diesen Einfluß war, die Wahrheit zu gestehen, die Prinzessin ein klein wenig eifersüchtig. Alle diese instinctmäßigen Regungen zusammengenommen machten, daß sie ihrem Bruder kein Zeichen des Beifalls schenkte, sondern nur kühl sagte: Ihr sprecht sehr gut, mein Bruder; aber ich sehe den Zusammenhang Eurer letzten Rede

mit dem eigentlichen Gegenstande unseres Gespräches nicht ein.

Der ist doch leicht zu finden, meinte Bourbon. Der Gegenstand unseres Gespräches war, wie mir dünkt, die Art, in welcher ich bisher die Aufführung meiner Frau beschönigt habe. Ihr tadelt mich deswegen, und so habe ich Euch meine Gesinnungen über die allgemeine menschliche Gebrechlichkeit gesagt, um Euch zu erklären, warum ich so und nicht anders gehandelt habe.

Ich nehme Eure Erklärung nicht an, entgegnete lebhaft die Prinzessin. Hier ist die Frage nicht: wie sollt Ihr als Christ handeln? sondern die Frage ist: sollt Ihr Euch Befleckungen Eurer Ehre gefallen lassen oder nicht?

Verzeihung, meine Schwester. Das ist durchaus nicht die Frage.

Mir dünkt, es sei die wichtigste.

Das ist sie auch, nur war bisher von ihr noch nicht die Rede.

Zwischen uns?

Aber ja; zwischen Euch und mir.

Mein Gott, mein Bruder! rief ungeduldig die Prinzessin. Dann setzte sie, sich mäßigend und lächelnd hinzu: Kommt, lasset uns ein Mal logisch sprechen.

Einverstanden. Lasset uns logisch sprechen.

Die Königin-Mutter von Frankreich läßt Euch fragen, ob Ihr die Prinzessin, ihre Tochter, zur Frau wollt.

Und die Königin von Navarra, meine Mutter, antwortet für mich, daß ich die Prinzessin wolle.

Gut. Man gibt Euch diese Prinzessin —

Und ich nehme sie, schaltete Bourbon gravitätisch ein.

Ei, das weiß ich! Lasset mich doch ordentlich reden. Ich sage: man gibt Euch diese Prinzessin. Dann frage ich: wozu?

Das zu fragen ist, leider, nicht nöthig, erwiederte Bourbon plötzlich ernst. Coligny könnte aus dem Himmel darauf antworten.

Ich spreche hier von der Heirath nicht als politischer Angelegenheit, sondern als Privatsache, und darum frage ich: wozu hat man Euch die Prinzessin gegeben? Dazu, daß sie Eure treue Frau sein, oder dazu, daß sie Euch durch Liebschaften mit andern Männern entehren solle?

Ich glaube, daß selbst die Königin Katharina von Medicis eine Tochter nicht gerade darum verheirathen kann, daß sie ihrem Manne untreu werde.

Also —

Gab man mir die Prinzessin, damit sie mir eine treue Frau werde — zugegeben.

Und was hat sie gethan?

Das Gegentheil.

Folglich doch ihre Pflichten verletzt?

Gewiß.

Verletzt die Frau ihre Pflichten, wird da die Ehre des Mannes befleckt, oder nicht?

Befleckt.

Also ist Eure Ehre durch Eure Frau —

Befleckt worden —? Gewiß, sobald ich davon weiß.

Nun, Ihr sagt ja, daß Ihr es lange gewußt habt? Was antwortet Ihr mir nun? Ist es nicht die Frage, ob Ihr Euch dergleichen gefallen lassen dürft, oder nicht? Ihr müßt Euch dabei immer als König betrachten. Die Ehre eines Königs ist wichtiger als die jedes andern Mannes, weil der König erhöht vor allen Menschen steht, und daher alle Augen an ihm mustern und spähen können.

Sehr wahr, meine Schwester. Aber gestattet mir noch einen Augenblick, den ich zu der Frage anwenden will: gibt es in der Ehe nicht auch so etwas wie Pflichten des Mannes?

Allerdings, erwiederte Katharina etwas verlegen. Aber Ihr wißt —

Erlaubt, unterbrach er sie. Weswegen heirathet ein Mädchen? Damit der Mann ihr treu sein, oder damit er ihr nach den ersten Wochen untreu werden solle?

Die Prinzessin heirathete Euch nicht freiwillig —

Also weil sie ihrer Mutter und ihrem Bruder gehorsam war, hatte sie keine Ansprüche an mich?

Mein Gott, Ihr wurdet so verführt!

Und ist sie nicht verführt worden? Zuerst denkt daran, aus welchem Blute sie stammt. Glaubt Ihr, daß die Eltern ihren Kindern Nichts geben als ihren Namen?

Aber die Königin von Spanien und die Herzogin von Lothringen waren beide Töchter Katharinens von Medicis, fiel die Prinzessin ein.

Die Herzogin von Lothringen liebte ihren

Mann und wurde von ihm geliebt. Die Königin von Spanien war ein Engel, den Gott vermuthlich in diesem Hause geboren werden ließ, damit unter so vielen Sünden doch eine Unschuld zu finden wäre. Aber Engel werden nicht alle Tage geboren, und Margarethe ist keiner.

Nein, das ist ausnehmend wahr, bemerkte Katharina ironisch.

Deswegen sage ich es. Aber ich sage auch, daß sie eine gute Frau hätte werden können, hätte sie einen Mann gefunden, der sie gestützt und geleitet hätte, anstatt ihr, wie ich, für ihre bösen Neigungen ein böses Beispiel zu geben.

Dergestalt, daß Ihr die Schuld ihrer Aufführung tragt?

Theilweise gewiß, sogar größtentheils. Ganz nicht. Ihre Erziehung mußte sie zu solcher Aufführung geneigt machen.

Ja wol; niemals ist wol eine junge Prin-

zessin an einem verderbteren Orte aufgewachsen, bemerkte verächtlich die Prinzessin.

Kann das ein Vorwurf für sie sein? Muß es uns nicht im Gegentheile zum Mitleid für sie stimmen? Und dann — gezwungen, mich zu heirathen, den sie nicht leiden konnte —

Sagt das nicht; Ihr gefielt ihr ganz gut.

Nun wol, den sie doch durchaus nicht liebte, der ihr keine rechte Liebe zeigte, und bald in Thorheit und Rohheit mit dem ganzen Hofe wetteiferte — geht, meine Schwester, ich habe große Schuld an ihr.

Und die erlaubt Euch nicht, die Beschimpfung zu ahnden, die Euch in ihr, als Eurer Frau, widerfahren ist?

Mein Antheil an ihrem Betragen veranlaßte mich, dasselbe so lange wie möglich nicht zu bemerken, um nicht gezwungen zu sein, etwas gegen sie zu thun. Jetzt aber hat der König mir die Kenntniß davon aufgedrängt,

und nun allerdings kann ich nicht mehr als Heinrich von Bourbon nach meiner Neigung, ich muß als König von Navarra nach den Forderungen meiner Ehre handeln.

Ah! sagte die Prinzessin aufathmend. Und was werdet Ihr thun? fragte sie dann eifrig.

Bourbon antwortete: er werde seine Freunde befragen, und versammelte in der That sogleich seinen Rath. Da war denn nur eine Stimme für die Forderung einer Ehrenerklärung, aber als es an die Frage kam, wer diese Forderung thun sollte, erfolgten die Antworten weniger rasch. Keiner der Herren hatte besondere Lust, mit einem solchen Auftrage zu Sr. Majestät Heinrich III. zu reisen. Endlich erbot d'Aubigné sich, hinzureisen, nachdem er mit siegenden Gründen bewiesen hatte, daß er sich aufopfere. Man gönnte ihm diese Ausübung eines hohen Muthes, und er opferte sich so heldenmüthig auf, daß er in kürzester Zeit mit heiler

Haut und ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, wieder da war. Das Letztere war schlimm; indessen da man doch nun sah, daß Heinrich von Valois die Abgeordneten nicht geradezu aufesse, so fand der König von Navarra mehr allgemeinen Muth zu einer neuen Botschaft, als bei der ersten vorhanden gewesen war, und Duplessis-Mornay reiste ab, wie d'Aubigné abgereist war, und kam wieder, auch wie d'Aubigné wiedergekommen war. Diese Unterhandlungen, in den Memoiren d'Aubigné's und Duplessis-Mornay's enthalten, sind, was alle Unterhandlungen sowol für die handelnden Parteien selbst, wie für den Zuhörer oder Leser sind, langweilig, ermüdend und nur ihres Ergebnisses wegen wichtig. Da nun hier so gar kein Ergebniß herauskam, so halte ich es für ganz überflüssig, zu berichten: was d'Aubigné und Duplessis gesagt, und was Heinrich III. geantwortet. Genug, daß seine Antwort so

ziemlich in dem Sinne der Predigt war, die er dem Doktor Rose gehalten hatte. Er behauptete: er habe das Recht, seine Schwester zu behandeln, wie er wolle; dahingegen habe der König von Navarra durchaus nicht das Recht, der Schwester seines Herrn die Aufnahme zu verweigern — möge sie so beschimpft, wie sie wolle, zu ihm zurückkehren. Um seinem Bruder, dem Könige von Navarra, das zu beweisen, sandte er Monsieur von Bellièvre mit einem Briefe nach Nerac, während er zugleich durch die Königin-Mutter an Margarethe schreiben ließ, sie möge sich so lange unterwegs aufhalten, bis ihr eine gehörige Aufnahme zu Nerac gesichert sei. Margarethe gehorchte stumpfsinnig. Ihr war für den Augenblick Alles gleich: Schande und Ehre — Glück und Elend; Chanvalon war ihr genommen; sie hatte keinen Gedanken außer diesem, und erschien zum letzten Male, ganz eins mit einem übermächtigen

Gefühle, ganz starr in einem gewaltigen Schmerze, als eine Gestalt der Poesie.

Inzwischen begehrte sowol der Brief des Königs Heinrich's III., wie sein Ueberbringer vom Könige von Navarra ein und dieselbe Sache, nämlich ehrenvolle Aufnahme der öffentlich beschimpften Fürstin. Wahr ist es, daß Heinrich III. die Gnade hatte, von seinen früheren Mittheilungen einzugestehen, sie seien durch einen Irrthum veranlaßt worden. Die Könige sind dem Getäuschtwerden ausgesetzt, schrieb er, und die tugendhaftesten Prinzessinnen sind oft nicht sicher vor der Verläumdung. Ihr wißt, was man von der verstorbenen Königin, Eurer Mutter, gesagt, wie schlecht man von ihr gesprochen hat.

Auf diese so äußerst schickliche Erinnerung sagte Heinrich von Navarra in Gegenwart des versammelten jungen Adels lachend zu Monsieur von Bellièvre: Der König erweist mir

in allen seinen Briefen viel Ehre; im ersten setzt er mir Hörner auf, und im zweiten meinem Vater. Aber so witzig dieses Wort auch war, so wenig half es in der eigentlichen Angelegenheit. Nachdem die Unterhandlungen abermals eine Zeit lang gedauert hatten, bereiteten eines schönen Tages Heinrich und Katharina von Navarra sich vor, die Königin von Navarra, die zu Nerac angekommen und in einem besonderen Hause abgestiegen war, besuchen zu gehen.

Es werden manche Besuche wider Willen gemacht, und dieser Besuch gehörte entschieden zu ihnen. Die Prinzessin war sogar ein wenig außer sich, daß sie ihn machen sollte. Wie, rief sie, erst sie beschimpfen und dann verlangen, daß ihr von uns Ehre erwiesen werde! Ist es nicht, als habe er sie nur deswegen beschimpft, um uns zu erniedrigen, indem er sie, befleckt, wie sie ist, uns aufnöthigt?

Sein Grund dafür, daß er sie beschimpfte, braucht nicht so weit hergeholt zu werden, erwiederte Heinrich von Bourbon, der um ein gut Theil ruhiger als seine Schwester war, ja, sogar heimlich in guter Laune zu sein schien. Es gefiel ihm, seine Ungnade an ihr auszulassen, und jetzt gefällt es ihm, daß ich sie unter jeder Bedingung wiedernehmen soll, wahrscheinlich, weil er meint, die Ehre, des Königs Schwester zur Frau zu haben, sei für mich noch immer groß genug, selbst wenn diese Schwester Sr. Majestät eine fortgejagte ist.

Es ist tyrannisch! rief Katharina empört.

Es ist königlich, antwortete Bourbon gelassen.

Ha, ich hoffe doch nicht, daß Ihr „tyrannisch" für gleichbedeutend mit „königlich" haltet!

Was ich unter „königlich handeln" verstehe, das werdet Ihr ja sehen, wenn ich ein Mal

wirklich ein König werden sollte. Jetzt handelt es sich darum, was wir thun müssen.

Müßten wir es denn wirklich thun, mein Bruder, wenn wir nicht wollten?

Ob wir es müßten — hm, der König könnte uns nicht mit Gewalt in das Haus seiner Schwester bringen lassen, so lange Nerac nicht von seinen Truppen besetzt wäre —

Glaubt Ihr, daß er so weit gehen würde, einer Schwester wegen, die —

Wir auf seinen ausdrücklichen Befehl jetzt besuchen werden.

Nein, Krieg hätte er einer abschlägigen Antwort wegen nicht angefangen.

Seid Ihr so sicher? Alle Plätze rund um unsere kleine Stadt Nerac haben königliche Besatzungen, und Matignon spricht wol immer: Wartet! aber ich zweifle sehr, ob er warten würde, wenn es sich um einen kleinen Marsch hierher handelte.

Und wenn auch! Nerac hat sich gegen Biron vertheidigt; es würde sich auch gegen Matignon vertheidigt haben.

Sehr möglich, ich will selbst hoffen, daß es wahrscheinlich gewesen wäre; aber ich will keinen neuen Krieg, meine Schwester. Hätte ich die Absicht gehabt, Frankreich in neue Verwirrung zu bringen, so hätte ich ja nur die Anerbietungen des Königs von Spanien annehmen dürfen.

Für die Mittheilungen, die Ihr darüber der Königin-Mutter machen lassen, seid Ihr auch schlecht belohnt worden. Schändlich! Erst Alles anzuhören, und dann Alles dem Könige Philipp zu verrathen.

Ei, was thut denn das mir? Ich habe keine Geheimnisse vor dem Könige Philipp; er mag wissen, daß ich Frankreich liebe und ein loyaler Unterthan des Königs bin.

Wie Ihr das noch sein könnt!

Und wer sollte es denn sein, wenn der erste Prinz vom Geblüt es nicht mehr wäre?

Aber einem solchen Könige!

Er sei, wie er wolle, immer ist er unser rechtmäßiger Souverain, und ich möchte nicht, daß Eure Gesinnungen in der königlichen Familie herrschten, wenn ich einst König von Frankreich sein sollte.

O, Euch wird man lieben. Da sind solche Gesinnungen unmöglich.

Ah, da ist aber auch die Loyalität nicht länger eine Tugend. Wer die Person des Königs liebt, der kann leicht loyal sein.

Würdet Ihr als König nicht diese leichte Loyalität der schweren vorziehen?

Das ist etwas Anderes. Hier handelt es sich darum, ob ich recht thäte, wenn ich mich der Loyalität entzöge, weil sie durch die Persönlichkeit des Königs schwer gemacht wird. Und darauf antworte ich mit Nein.

Und dennoch habt Ihr schon Krieg gegen ihn geführt.

Nicht gern; Ihr wißt es, und dann auch nur als Oberhaupt meiner Religion. Dieser Krieg aber wäre ein rein persönlicher gewesen, und den würde ich mir nie vergeben.

Ihr werdet doch zum Kriege gezwungen werden. Gebt Acht, ob der König Philipp nicht in dem Herzoge von Guise denjenigen findet, den er in Euch vergebens gesucht hat.

Möglich.

Glaubt Ihr in dem Falle den Krieg vermeidlich?

Nein.

Nun wol?

Nun wol, Ihr habt schon den Trostgrund ausgesprochen, den ich in diesem Falle haben würde, indem Ihr sagtet, ich würde zum Kriege gezwungen werden. Ein Krieg, zu dem man mich

zwingt, kann mein Gewissen in keiner Art verwunden.

Dergestalt, daß wir jetzt unsern Besuch machen werden.

Ja; es dürfte Zeit sein, meine Schwester.

Ha, was würde unsere Mutter zu solcher Nachgiebigkeit sagen?

Daß sie sehr vernünftig sei.

Nein, sie würde sagen, daß es sich nicht lohne, tugendhaft zu sein, wenn dem Laster ebenso viel Ehre widerfahre wie der Tugend.

Das würde sie schwerlich sagen, wenigstens so viel ich mich noch auf ihre Grundsätze besinnen kann. Denn nach denen sollte, wie ich glaube, eine Frau nicht der äußern Anerkennung, sondern ihres innern Bewußtseins wegen tugendhaft sein.

Wahr — gewiß — allerdings, erwiederte Katharina von Navarra etwas verlegen. Aber

findet Ihr es nicht natürlich, daß eine tugendhafte Frau Erbitterung empfindet, wenn sie eine Frau von schlechter Aufführung ebenso geehrt sieht, wie sie selbst es verdient?

Meine Schwester, mir dünkt, die tugendhafte Frau könne dann höchstens nur das Urtheil der Welt verachten, nicht dadurch gekränkt sein. Und dann gibt es selbst in der Art, wie die Welt urtheilt, Schein und Wirklichkeit. Den Frauen, welche die Achtung verscherzt haben, läßt sie aus Rücksichten wol den Anschein derselben widerfahren, aber nur die, welche es verdienen, achtet sie wahrhaft.

Glaubt Ihr wirklich?

Habe ich nicht so oft selbst die sittenlosesten Männer in dieser Weise urtheilen hören? Ihr solltet nur ein Mal erfahren, wie man über Madame von Sauve spricht, und wie man sich dagegen über eine ehrenhafte Frau, z. B. über Euch äußert.

O, ich begehre durchaus keiner Anerkennung, meinte die Prinzessin.

Das weiß ich, erwiederte Bourbon mit der Miene der Treuherzigkeit; aber mir ist es angenehm, wenn sie Eurer Tugend zu Theil wird.

Ihr liebt mich, mein Bruder, sprach sie lächelnd. Doch nun lasset uns höflich aussehen und unsern Besuch machen.

Obgleich Heinrich von Navarra seine Schwester glücklich in etwas bessere Stimmung geschmeichelt hatte, so ging der Besuch doch noch mit mehr Steifheit vor sich, als mit der Annehmlichkeit übereinstimmte. Es ist wahr, daß man sich umarmte und küßte; aber die frostigsten Verneigungen wären wünschenswerther gewesen als diese Umarmungen und diese Küsse. Die Prinzessin von Navarra bemerkte nicht ohne innerliches Vergnügen, daß die Königin viel an der Frische der Schönheit verloren habe, und Margarethe sah hingegen mit bitterem

Verdrusse, wie frisch und blühend Katharina von Navarra erschien. Die Herren, die den König von Navarra begleiteten, gehörten fast alle der Partei an, welche gegen die Tochter und Schwester der Valois war. D'Aubigné und Duplessis waren darunter, und Beide hatten, wie Margarethe wohl wußte, eben erst äußerst stolz gegen ihre Rückkehr nach Nerac protestirt. Bourbon selbst endlich war nie so gegen sie eingenommen gewesen wie jetzt, wo sie ihm gleichsam aufgedrungen wurde. Genug, der Besuch konnte nur höchst steif ausfallen.

Die Unterhaltung war der Stellung der Hauptpersonen angemessen: befangen — stockend — nichtssagend, trotz aller Worte — beleidigend, trotz aller Höflichkeit. Ich weiß nicht, ob man vom Wetter sprach, ob überhaupt damals schon diese wundervolle Aushülfe bekannt war. Gewiß ist es, daß man nach den ersten Erkundigungen nach dem gegenseitigen Befinden

äußerst verlegen um etwas Anderes war, das man fragen, sagen oder erwiedern könnte.

Endlich fragte Katharina von Navarra: Ihr habt den Hof sehr glänzend gefunden, Madame?

Margarethe antwortete: Wie immer.

Aber es waren keine fremden Fürsten dort?

Nein.

Auch Euer Bruder ist noch immer nicht am Hofe erschienen? fragte Bourbon.

Nein; seine Gesundheit ist so schlecht.

Er hat einen angreifenden Feldzug in den Niederlanden gehabt, bemerkte die Prinzessin.

Rosny schrieb mir, daß er Monsieur besucht habe, sprach der König von Navarra, um die Unterhaltung von dem schlüpfrigen Boden abzuleiten, auf welchen die Aeußerung der Prinzessin sie gebracht.

Monsieur von Rosny hat sich verheirathet, sagte Margarethe.

Ja, mit Mademoiselle von Courtenay. Ist es eine so gute Heirath, wie er sie schildert? fragte Heinrich von Bourbon.

Die junge Dame ist schön und wohlhabend; doch muß seine Vermählung mit ihr Erstaunen zu Paris erregt haben, denn man sagte ihn allgemein verliebt in die Tochter des Präsidenten von St. Mesmin.

Man hat es nicht mit Unrecht gethan, erwiederte der König von Navarra lachend.

Ah! Warum hat er sie da nicht geheirathet?

Weil La Fond dagegen war. Ihr kennt doch La Fond?

Wer sollte Monsieur von Rosny's unentbehrlichen La Fond nicht kennen? Es ist der Diamant der Kammerdiener.

Nun wol, La Fond hat Mademoiselle von Courtenay gewählt, und Rosny hat, als guter Herr, gehorcht.

Und wo ist er jetzt?

Zu Rosny. Ich habe ihm Urlaub gegeben, damit er sein neues Glück in Ruhe genießen könne.

Wohl zu bemerken, schaltete Katharina von Navarra ein, daß dieses Glück wenigstens zur Hälfte in seinen Pferden besteht.

Ja, sagte Heinrich von Bourbon lachend zu seinen Edelleuten, eure Geldbeutel werden es fühlen, daß Rosny Pferde zureiten läßt.

Thut Nichts, Sire, antwortete d'Aubigné. Man bezahlt gern, wenn man für sein Geld solche vollendete Thiere bekommt, wie sie aus Rosny's Marstall hervorgehen.

Gut; aber du kaufe mir keine von ihm.

Ich werde mich wol hüten, Sire.

Monsieur von Rosny hat immer das Glück, die schönsten Pferde zu besitzen, bemerkte Monsieur von Bellièvre, der auch dem so lange verhandelten Besuche beiwohnte.

D'Aubigné antwortete auf diese interessante Bemerkung mit einer ebenso geistreichen Bestätigung.

Besonders waren alle Edelleute Monsieurs von einem Pferde voll, das Monsieur von Rosny mit nach Flandern brachte, fuhr Bellièvre fort. Sein Stallmeister Maignan hatte es in Paris erhandelt; es war ein Rappe aus Spanien mit einem einzigen weißen Flecke. Habt Ihr nicht davon gehört, Monsieur d'Aubigné?

Ja wol, Monsieur von Bellièvre; Rosny schrieb mir davon; aber er hob eines, das Maignan ihm zugleich mitgebracht hatte, noch mehr hervor — einen Neapolitaner, der dazu abgerichtet war, sich mit rollenden Augen und schäumendem Maule auf den Feind seines Reiters zu stürzen. Habt Ihr von dem Nichts gehört?

Gewiß, man sprach von beiden Pferden;

aber dem Spanier wurde allgemein seiner seltenen Schönheit wegen der Preis ertheilt.

Schade, daß der arme Rosny trotz aller seiner schönen Pferde seine flandrischen Güter nicht erhalten hat, meinte die Prinzessin.

Verwünscht sei ihre Zunge! dachte Bourbon, da sitzen wir wieder.

Die Königin von Navarra schien jedoch entschlossen zu sein, keine Anzüglichkeit zu bemerken, und antwortete ruhig: Ja, Monsieur bedauerte sehr, daß es nicht in seiner Macht gestanden, die Wünsche des Barons zu erfüllen.

Rosny hat in den Niederlanden viele interessante Erfahrungen gemacht, nahm Bourbon rasch das Wort, ehe die Prinzessin wieder etwas sagen konnte. Er hat Euch in Paris seine Aufwartung gemacht, meine Liebste; sollte er Euch Nichts von seinen Abenteuern erzählt haben?

Nein; ich sah ihn nur flüchtig.

Nun wol, denkt, daß er seine alte Tante, Madame von Mastin, zu La Bassée besucht hat. Der Graf von Barlaymont hatte ihm einen Paß gegeben, und er kam ungefährdet bei der alten Dame an. Aber die, denkt Euch, die empfängt ihn mit Schaudern und Grauen, geradezu als einen Anbeter des Teufels.

Wirklich? fragte die Königin von Navarra eiskalt.

Gewiß, fuhr Bourbon fort, ohne die ungünstige Aufnahme seiner Geschichte gewahr werden zu wollen. Sie hatte einen Beichtvater, den Pater Sylvester, der ihr steif und fest in den Kopf gesetzt hatte, ihr Neffe sei, als Hugenott, unter der unmittelbaren Hoheit Sr. höllischen Majestät. Rosny konnte sich die feierlichförmliche Aufnahme, die entsetzten Blicke und das fortwährende heimliche Kreuzschlagen seiner Tante gar nicht erklären, hoffte jedoch, sie würde ihm wol endlich die Erläute-

rung geben, und bemühte sich einstweilen, die alte Dame durch Ehrfurcht und Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Ihr wißt, er kann, wenn er will, sehr liebenswürdig sein; wie sollte er auch nicht? Er ist ja gewissermaßen Euer Schüler. Genug, es gelingt ihm, die arme, entsetzte Dame allmälig für sich zu interessiren, und ihr Zutrauen zu dem Menschen Rosny einzuflößen, und so nimmt sie ihn plötzlich mit sich in ein von ihr gegründetes Kloster und fragt ihn bei einigen Ahnendenkmälern, die sie dorthin bringen lassen, feierlich: ob er ein Christ sei? Als er das natürlich ebenso feierlich bejaht, umarmt sie ihn mit Thränen, bekennt ihm den Glauben, den sie bisher von ihm gehegt, freut sich seiner Rechtfertigung und verheißt ihm, er solle ihr Erbe sein. Ist das nicht hübsch?

Sehr hübsch, Monsieur.

Ob Rosny wirklich Aussicht auf diese Erbschaft haben sollte? meinte d'Aubigné zweifelhaft.

Ich würde an seiner Stelle auch fürchten, die Rechnung ohne den Wirth, d. h. ohne den Pater Sylvester, gemacht zu haben, erwiederte der König von Navarra lachend. Dann wandte er sich wieder an Margarethe und sagte: Auch zu Bethune, der Stadt, aus welcher seine Familie stammt, war Rosny, und da ist ihm viel Ehre geschehen, indem die Bürger ihm, aus ehrfurchtsvoller Erinnerung an ihre alten Oberherren, Wein, Gebackenes und eingemachte Früchte überreichten.

Da Margarethe es nicht für nöthig erachtete, auf diese Mittheilung etwas zu antworten, so herrschte einige Augenblicke lang ein neues beklemmendes Stillschweigen.

Die Prinzessin war abermals diejenige, die es unterbrach; aber, leider, war ihre Aeußerung ebenso wenig diplomatisch, wie ihre früheren, denn sie sagte: Ich bedaure,

daß Rosny nicht hier ist. Unser Hof wird der Königin nach einem so langen Aufenthalte an dem des Königs so langweilig dünken, daß es sehr wünschenswerth wäre, einen so unterhaltenden Gesellschafter, wie Rosny, mehr zu haben.

Niemand antwortete dieser allgemein hingesprochenen Bemerkung, und obwol Katharina von Navarra ganz gut sah, daß Margarethe heftig erröthet, und Bourbon unruhig geworden war, so konnte sie sich doch nicht in soweit beherrschen, das Wort zu haben, ohne es noch ein Mal gegen ihre Schwägerin zu schleudern. Wisset Ihr, sprach sie, ich fürchtete, Ihr, meine Schwester, würdet gar nicht mehr zu uns zurückkehren.

Das war Heinrich von Bourbon zu viel. Er stand rasch auf und sprach: Es hieße, Eure Geduld misbrauchen, meine Liebste, wenn wir

noch länger bleiben wollten. Ihr müßt Euch von Eurer Reise ausruhen.

Ja, fügte die Prinzessin hinzu, sie war so rasch und so angreifend.

Zehntes Kapitel.

Wart Ihr denn toll, meine Schwester? fragte Bourbon, als er die Prinzessin auf ihr Zimmer begleitete.

Ich werde mich rächen, sprach Margarethe mit flammendem Blicke zu Madame von Duras.

Wenn es gut ist, die Gleichgültigkeit eines großen Schmerzes gegen die Beweglichkeit geringerer Leidenschaften zu vertauschen, so hatte dieser Besuch gut auf Margarethen gewirkt, denn sie war zum ersten Male seit dem Abschiede von Chanvalon wieder erregt und schien sich vollkommen wieder bewußt zu sein, daß es

eine Welt gebe, und in dieser Welt Neid, Haß, Beleidigungen und Rache.

Ich werde an meinen Bruder schreiben, sprach sie wieder. Er muß Monsieur von Guise seinen Namen geben; ich will sowol an dem Könige, meinem Bruder, wie an dieser verwünschten Prinzessin von Navarra gerächt sein.

Aber noch ehe sie die Feder zu einer Aufforderung angesetzt hatte, die mit mächtigen Klängen umsonst an ein eingeschlafenes Ohr gekommen wäre, erhielt sie von der Herzogin von Montpensier einen Brief und in diesem die Nachricht, daß Monsieur plötzlich am Hofe erschienen, bei der Königin-Mutter abgestiegen und von dem Könige, den er auf die demüthigste Art um Verzeihung gebeten habe, äußerst gnädig aufgenommen worden sei. Die Herzogin fügte hinzu, daß man natürlich jeden Gedanken, den Herzog d'Anjou sich der Ligue anschließen zu sehen, gänzlich aufgeben müsse.

Margarethe war außer sich. Ist es möglich, fragte sie Madame von Duras. Ist es möglich, daß man so erbärmlich handeln kann?

Handeln? Ihr nennt das handeln, Madame? fragte Madame von Duras spöttisch. Ich nenne es Kriechen.

Ueberlasset ihn seinem bösen Sterne, meinte Monsieur von Lodon.

Ja, er möge verderben, da er sein Verderben gewollt hat, sprach die Königin. Aber wenn ich ein Mann wäre!

Ja, wenn! Da stünde es besser um Frankreich, sagte Madame von Duras.

Ihr werdet sehen, es ist sein Tod, daß er wieder an den Hof gegangen, sprach Margarethe.

Nun, so laßt ihn sterben, Madame. Ist er Eures Bedauerns werth?

Aber dann ist der König von Navarra Thronerbe.

Sollte da nicht schon eine Auskunft gefunden sein, Madame? fragte Madame von Duras fein.

Aber wie war es möglich! wiederholte Margarethe noch ein Mal.

Der König von Navarra äußerte dagegen im Gespräche mit der Prinzessin: Es überrascht mich gar nicht. Er ist ebenso arm an jeder edlen Eigenschaft, wie an aller Anmuth der Gestalt, und was er besonders nicht ein Mal dem Namen nach kennt, das ist die Selbstachtung. Nein, es wundert mich gar nicht, daß er sich so weit erniedrigen konnte, die Vergebung eines Bruders anzuflehen, der dem Rechte nach an ihm eine unwürdige Behandlung gut zu machen hätte.

Die Nachrichten, die weiter über den Herzog von Paris nach Nerac gelangten, schienen den Ausspruch Margarethens zu bestätigen. Bereits Mitte März war er durch einen heftigen Blut-

sturz so geschwächt, daß die Königin=Mutter nach Château=Thierry abreiste. Ende Mai wiederholte sie ihren Besuch, und jetzt war es schon allgemein bekannt, daß der Herzog an der Schwindsucht leide. Am 10. Juni 1584 starb er.

Jetzt leben nur noch zwei Valois — der König und ich, sprach Margarethe. Der letzte Valois sitzt auf dem Throne; wer wird der letzte Sproß am Leben sein?

Ihr, Madame, antwortete Madame von Duras.

Jetzt seid Ihr Thronerbe, mein vielgeliebter König, sprach mit leuchtenden Blicken Diana von Guiche zu Bourbon, der eben bei ihr war, als er die Nachricht von diesem Tode erhielt.

Noch nicht, sprach er, wider Willen erregt. Der König kann —

Ah bah! unterbrach die Gräfin ihn lachend.

Nun wol, wie Gott will, sprach er.

Ja, Gott will es! rief die begeisterte Frau. Gott will Frankreich trösten. Glückliches Frankreich, was für einen König wirst du haben!

Glaubt Ihr, meine Diana, daß Frankreich mich lieben wird?

Wenn es Euch kennt? Oh! sagte sie und schlug die Augen voll andächtigen Triumphes gen Himmel auf.

O, sagte er bewegt, so, wie Ihr, wird doch Niemand mich lieben.

Nein, sprach sie mit stolzem Bewußtsein, das weiß ich, Heinrich. Die Liebe der ganzen Erde könnte es der meinigen nicht gleichthun.

Ich will ein guter König sein, rief Bourbon, wäre es auch nur, um zu beweisen, daß Ihr Eure Liebe an keinen Unwürdigen verschwendet habt.

Ihr werdet ein edler König sein, weil es in Eurer Natur ist, erwiederte feurig die

Gräfin. Nicht mein Geschöpf seid Ihr, sondern das Meisterstück Gottes.

Gott hat mir die guten Anlagen gegeben, das gestehe ich Euch zu; aber ich hatte ihrer so ganz vergessen, daß es Eurer Stimme bedurfte, um mich wieder an sie zu erinnern.

O, was für liebenswürdige Dinge Ihr zu sagen wißt, sprach sie mit Freudenthränen.

Ja, Ihr seid mein Gewissen, bekräftigte er zärtlich.

Lasset mich immer Eure Liebe bleiben, bat sie ebenso.

Diana, welche Frau wäre denn würdig, in dem Herzen eines Mannes auf Euch zu folgen? fragte Heinrich von Navarra ernstlich. Ich wünschte sogar, daß in meinem Herzen nicht eine einzige Frau Euch vorangegangen wäre. Doch so ist es auch, setzte er lebhaft hinzu; ich habe bis jetzt wol Frauen genossen, aber noch keine, außer Euch, geliebt. O, die

Liebe ist etwas so Anderes als der bloße Genuß. Und Ihr bittet mich, Euch immer zu lieben? Meine Seele, wenn ich anders könnte, tödtete ich ja mit eigenen Händen meine Glückseligkeit. Nein, nein, das kann, das wird nie sein. Ich werde, sollte es Gott gefallen, mich auf den Thron zu berufen, das Glück meines Volkes zu machen suchen; aber Ihr werdet es immer ganz allein sein, die mein Glück ausmachen kann.

Heinrich von Bourbon meinte es mit diesen Liebesschwüren so ehrlich wie möglich. Zu Nerac aber dachte in diesem Augenblicke Niemand außer ihm an Liebe — Alles nur an die Thronfolge. Mit unmäßiger Neugier erwartete man weitere Nachrichten vom Hofe.

Margarethe war die erste, welche ausführliche empfing. Die Herzogin von Montpensier wußte, mit welchem Antheil die Königin jetzt die Schicksale der Ligue verfolgte, und theilte

ihr daher alle Vorfälle mit, die darauf Bezug hatten. Natürlich war der Tod Monsieurs der wichtigste darunter.

Franz von Valois hatte nicht umsonst ahnungsvoll vor der Art seines Todes geschaudert. Sein Sterben war das eines verlassenen Elenden gewesen; ein Bettler hinter einer Hecke hätte nur scheinbar, aber nicht in Wahrheit einsamer sterben können als dieser Königssohn. Der König Heinrich, sein gnädiger Bruder, war nicht bei ihm gewesen; Katharina von Medicis, die zärtliche Mutter, war auch nicht bei ihm gewesen. Sie hatte von den Aerzten sein Todesurtheil gehört und sofort seine kostbarsten Sachen zu Wasser nach Paris bringen lassen, wo auch sie am 1. Juni eintraf, während zu Château-Thierry der Todeskampf ihres jüngsten Sohnes bereits begonnen hatte.

Der Verdacht der Vergiftung war allgemein, nur darüber herrschte Ungewißheit, ob

Frankreich oder Spanien anzuklagen sei. Der unglückliche Herzog selbst hatte geäußert, er müsse die gute Bewirthung am Hofe theuer bezahlen. Uebrigens hatte er, wie man sich damals ausdrückte, einen sehr schönen Tod gehabt, d. h. er hatte seine Sünden und Thorheiten zu spät bereuet.

Für sein Begräbniß hatte der König zweimalhunderttausend Thaler ausgegeben, eine Summe, die, wie die Herzogin von Montpensier sehr richtig bemerkte, weit besser dazu angewandt worden wäre, die Schulden, welche der verstorbene Herzog zu den Kriegen in Flandern gemacht hatte, wenigstens bis auf ein Drittel zu tilgen. Denn jetzt, setzte die Herzogin hinzu, folgen ihm die Thränen und Seufzer aller der Unglücklichen, die er nicht bezahlt hat, selbst bis in das Grab nach, und dergleichen Anklagen sind keine guten Seelenmessen.

Dann ging sie auf die Feierlichkeiten des

Leichenbegängnisses über und schilderte sie als äußerst glänzend und großartig. Am 21. Juni war der Körper nach Paris gebracht und zu St. Magloire in der Vorstadt St. Jakob beigesetzt worden. Am 24. hatte der König sich nach dem Essen aus dem Louvre nach St. Magloire begeben, um den Leichnam mit Weihwasser zu besprengen. Seine Majestät hatte einen Mantel von achtzehn Ellen violettem Serge von Florenz angehabt, dessen Schleppe breiter als lang gewesen und von acht Edelleuten getragen worden war. Vor ihm her waren seine Schweizer marschirt, die Trommeln mit schwarzem Flor umwunden. Seine Person war von den Schotten umgeben gewesen, und gefolgt waren ihm die übrigen Leibwachen, die alle ihre gewöhnlichen Oberkleider, aber Wamms, Hosen und Mütze schwarz getragen, und um die Hellebarden schwarzen Flor gehabt hatten. So war er der unabsehbaren

Zahl der Kardinäle, Prälaten, Prinzen, Herren und Edelleute gefolgt, die den Zug eröffnet. Die Herren und Edelleute hatten weiße Pferde geritten und den Trauermantel auf der Schulter gehabt; bei den Prälaten waren die Scapuliere und die Mäntelchen von schwarzem Serge von Florenz gewesen; die Kardinäle waren violett gegangen. Dem Könige war, allein in einem fahlbraunen Wagen sitzend und in dieselbe Farbe gekleidet, die Königin-Mutter gefolgt, und dann waren noch acht Wagen mit Damen gekommen. Der Zug, der den Körper am nächsten Tage nach Notredame, und an dem darauf folgenden, also am 26. Juni, wieder zurückgebracht hatte, war ebenso prächtig gewesen. Der König hatte ihn aus dem Fenster eines Hauses mit angesehen; der Herzog von Guise, sein Stallmeister Liancourt, und sein Staatssecretair Villeroy hatten der Majestät dabei Gesellschaft geleistet. Und so besorgt

war der König gewesen, Alles möge dem Range des Verstorbenen angemessen sein, daß er einige Edelleute, die das Bildniß desselben geleitet und keine Ordensketten gehabt, am Abend des 25. hatte zu sich kommen lassen, um ihnen sämmtlich welche zu schenken, die sie am nächsten Tage über ihren Trauerkleidern hatten tragen müssen. Denn es war doch zu unpassend gewesen, daß Monsieurs Bildniß von Edelleuten ohne Ordensketten begleitet worden war. Kurz, schloß die Herzogin von Montpensier sarkastisch, man hätte wirklich denken sollen, der König und Monsieur wären Brüder gewesen.

Sie hat Recht, bemerkte Margarethe, als sie, mehr und mehr von Unwillen erglühend, den Brief bis zu Ende gelesen hatte. Welche unwürdige Heuchelei! Welche Lüge mit der Trauer! Welche Verhöhnung des armen Staubes, der Franz von Valois hieß! Ist er denn nicht vor dem Todten erröthet?

Wie, Seine Majestät erröthen? fragte Madame von Duras. Dazu ist sie zu gut geschminkt.

Nein, aber sie hat keinen Blutstropfen mehr in sich, der als Zeuge eines menschlichen Gefühles erscheinen könnte. O mein Gott, siehst du denn dergleichen, und zerschmetterst nicht mit deinem Zorne? Vor dem Tode sollte doch Scheu sein, wenn man auch beim Leben des Verstorbenen keine Barmherzigkeit gekannt hat. Aber hier — wer hat meinen Bruder gemishandelt, wie einen Sklaven, verachtet, wie einen Knaben, verfolgen lassen, wie einen Verbrecher? Und jetzt geht er und sprengt Weihwasser auf den armen Leichnam und läßt ihn mit Pomp begleiten und ihm Ehre erweisen, als hätte er ihn nicht unwiderruflich geschändet!

Hat er es denn bei Euch anders gemacht, Madame? Euch nicht mit Schande bedeckt und dann verlangt, daß Andere Euch mit Ehren

aufnehmen sollten? Als ob die Kleinen nicht immer den Großen nachahmten! Ich meinestheils war durchaus nicht erstaunt, als der kleine König, Euer Mann, sich die Unverschämtheit einfallen ließ, Euch nicht aufnehmen zu wollen. Der König hatte ihm das Recht dazu gegeben.

Margarethe zog heftig die Stirn zusammen, und ihre Augen sprühten Funken. Ha, wenn ich ihm das je vergesse, daß er mich einer erbärmlichen Prinzessin von Navarra preisgegeben hat!

Ja, diese kleine Prinzessin nimmt große Mienen an; wahrhaftig!

Das ist, weil sie tugendhaft ist, sagte Margarethe mit höhnischer Heftigkeit.

Bah, als ob eine solche Holzpuppe Anfechtungen haben könnte! bemerkte Madame von Duras.

Und die Königin, meine Mutter, auch!

sprach Margarethe, mit den Gedanken wieder bei den Mittheilungen der Herzogin von Montpensier. Ihn zu verlassen, da sein Todeskampf beginnt, und, noch ehe er gestorben, sich seiner Sachen zu bemächtigen — ist denn das eine Mutter?

Keineswegcs, Madame; es ist nur die Königin-Mutter von Frankreich.

Ja, der König Karl, mein Bruder, und ich, wir haben keine Mutter gehabt, sprach düster die Königin. Auch weiß ich, daß ich jetzt ganz verlassen bin.

Wo mag Monsieur von Chanvalon jetzt sein? meinte Madame von Duras.

Schweigt doch! rief auffahrend Margarethe. Müßt Ihr mir den Dolch denn immer wieder in der Wunde umkehren?

Könnt Ihr ihn denn noch nicht vergessen? fragte die Vertraute.

Noch nicht! rief Margarethe mit bitterem

Lachen, während zugleich Thränen aus ihren Augen stürzten. Glaubt Ihr denn, man vergesse Chanvalon, diesen Halbgott, als wenn er ein gewöhnlicher Mann wäre, etwa wie der Eure?

Ja, mein Mann ist etwas weniger schön, bemerkte Madame von Duras lächelnd, mit dem Gleichmuthe einer verheiratheten Frau.

Und Ihr habt nie geliebt.

Nach Euerm Begriffe, nein. Ich habe, auch wenn ich verliebt war, immer meinen Kopf behalten.

Ja, das sieht man, erwiederte die Königin spöttisch.

Aber, Madame, fragte die philosophische Duras, was kommt bei dem Grämen heraus?

Die Genugthuung, daß man das Verlorene würdig betrauert.

Aber alle Trauer hört ein Mal auf.

Es gibt auch eine ewige.

Vor der behüte uns Gott überall und besonders bei Euch, Madame. Das wäre etwas Schönes, wenn Ihr, so schön, so jung noch, schon auf ewig dem Glücke der Liebe entsagen wolltet. Nein, und wenn der gute Chanvalon der Phönix unter den Liebhabern gewesen wäre —

Er war es, unterbrach Margarethe die prosaische Frau flammend. Und nicht nur unter den Liebhabern, sondern unter allen Männern. O Chanvalon, wo könnte ich deines Gleichen finden!

Zugegeben, daß ein so schöner Mann sich nicht bald wiederfindet, entgegnete Madame von Duras beschwichtigend. Die Natur kann mit dergleichen Gestalten nicht so verschwenderisch umgehen, sonst würden sie im Preise fallen. Auch Ihr, Madame, seid nur ein Mal da.

Die Natur kann mit solchen Gestalten nicht verschwenden, meint Ihr? fragte die Königin, ohne auf die Schmeichelei, die ihr gegolten,

irgend zu achten. Ich sage Euch: die Natur hat sich in Chanvalon erschöpft und wird nie wieder einen Mann hervorbringen, der ihm auch nur in dem Grade gliche, wie der Schatten der Gestalt.

Möglich, sagte die schmeichelnde Dame. Ihr, Madame, müßt als Dichterin mehr in den Geheimnissen der Natur sein, als eine einfache Sterbliche, wie ich. Ich sage also mit Euch: Ihr könnt nie wieder einen so schönen Geliebten finden. Aber ich sage auch: Ihr könnt für Monsieur von Chanvalon zehn Diener finden, die zehn, was sage ich, hundert und tausend Mal zärtlicher sein werden, als dieser eitle Edelmann.

Das ist nicht wahr.

Denn Monsieur von Chanvalon war eigentlich kein ächter Liebhaber, fuhr Madame von Duras ungestört fort, indem ein solcher seine Dame anbetet, Monsieur von Chanvalon aber sich von Euch anbeten ließ.

Und wenn ich ihn anbeten wollte? Wenn es mir gefiel, vor ihm auf den Knieen zu liegen? Was geht Euch das an?

Insofern ich auf Eure Würde, als auf die meiner Gebieterin, eifersüchtig bin, geht es mich allerdings etwas an. Ich kann mich immer noch nicht recht darein finden, daß Ihr Euch dermaßen vor diesem jungen Edelmanne gedemüthigt habt — Ihr, eine Königin, und eine solche Königin!

In der Liebe gibt es nur eine Demüthigung, die ist, zu lieben und nicht wieder geliebt zu werden, sprach stolz Margarethe. Und daß mir die von Chanvalon zu Theil geworden, werdet Ihr doch nicht sagen wollen?

Madame, Ihr umsonst lieben! erwiederte Madame von Duras mit Achselzucken. Ich hoffe, Ihr habt eine zu nachsichtige Meinung von meinem armen Verstande, als daß Ihr meint, eine solche Dummheit könnte mir auch

nur auf einen Augenblick einfallen. Aber daß Monsieur von Chanvalon Euch nicht geliebt hat, wie es für die Ehre, die Ihr ihm erwiesen, seine Schuldigkeit gewesen wäre, das sage ich frank und frei.

Und warum denn? Da Ihr von meinen Reizen so hoch denkt, so müßte der Fehler an seinem Herzen gelegen haben?

So war es auch. Sein Herz — doch hatte er ein Herz? Das habe ich oft bezweifelt, wenn ich ihn mit Euch sah. Monsieur von Chanvalon war die verkörperte männliche Eitelkeit, und Ihr wißt es, Madame, die ist noch schlimmer als die weibliche. Ein solches Eitelkeitsgeschöpf hat kein Herz, es hat nur Augen, um sich in den Spiegel zu sehen, und allenfalls Sinne. Wie wollt Ihr also, daß dieser schönste Mann Euch hätte wahrhaft lieben sollen?

Schweigt! Nehmt mir die Erinnerung nicht. Eher will ich mein Leben geben.

Verzeiht mir, Madame! Wenn ich Euch verletzt habe, so geschah es aus dem Eifer der Anhänglichkeit. Verzeiht mir.

Ja doch; aber verläumdet ihn nicht wieder.

Nein, nein, da Ihr an ihn glaubt. In der That, ich bin auch überzeugt, daß er Euch an Gefühl gegeben hat, was nur immer in seiner Macht war. War es wenig, so war das nicht seine Schuld, sondern die der Natur, die bei ihm mit dem Herzen gekargt, wie mit der Schönheit verschwendet hatte. Aber darum müßt Ihr mir auch nicht böse sein, wenn ich sage, es würden Andere Euch vielleicht besser lieben.

Ich will keinen Andern, sprach Margarethe.

Armer Lignerac, seufzte Madame von Duras.

Lignerac war ein junger Edelmann, der während der Reise der Königin sich ihr vorgestellt und um die Erlaubniß gebeten hatte, in ihre Dienste treten zu dürfen. Margarethe

hatte ihn bisher gütig behandelt, wenn sie bemerkte, daß er da war, meistens jedoch ihn gänzlich übersehen. Jetzt fragte sie: Warum bedauert Ihr ihn?

Weil er keine Hoffnung hat.

Hätte er es denn gewagt? fragte die Königin mit aufbrausendem Zorne.

Mein Gott, Madame, der arme Lignerac die kleinste Hoffnung wagen? Er, der kaum Euch anzusehen wagt? Habt Ihr es denn nicht bemerkt, wie seine Stimme zittert, wenn er Euch auf eine ganz unbedeutende Frage antwortet?

Ich habe noch gar nicht an ihn gedacht, höchstens beiläufig bemerkt, daß er etwas linkisch ist.

Das ist ein schüchtern und wahrhaft verliebter junger Mann immer. Wenn ihm Eure Schönheit nicht so alle Sinne und Gedanken einnähme, so würdet Ihr sehen, daß es

ein Edelmann von feinem und gewandtem Betragen ist.

Ach, was hatte Chanvalon für einen Anstand! sprach Margarethe mit leidenschaftlicher Erinnerung.

Aber, Madame, es ist ja ausgemacht, daß Monsieur von Chanvalon ein Phönix war, daß folglich der arme Lignerac, der Nichts weiter ist als ein höchst verliebter Sterblicher, nicht mit ihm wetteifern kann, erwiederte die schlaue Vertraute lächelnd. Aber alle Vergleichungen bei Seite gelassen, sage ich, daß Lignerac einen guten Anstand und ein feines Betragen hat.

Gut, gut, es kann sein, sagte Margarethe nachlässig. Aber was ist das für mich?

Gar Nichts bis jetzt, Madame, ich weiß es wohl. Aber wenn — ein Blick vollendete.

Still, sprach Margarethe gebietend. Ihr gebt mir schöne Rathschläge. Darin hatte der König nicht Unrecht.

Ah, aber Seine Majestät glaubte, daß ich Ew. Majestät die Liebschaft mit Monsieur von Chanvalon angerathen, ja, Euch fast dazu überredet hätte, und mit diesem Glauben geschah mir doch wahrlich Unrecht.

Aber wenn ich nun sagte, Ihr wolltet mir eine Liebschaft mit Lignerac aufschwatzen, hätte ich da Unrecht?

Und was meine Rathschläge sonst betrifft, fuhr Madame von Duras fort, ohne die Frage Margarethens zu beantworten, wer hat Euch am eifrigsten von der unseligen Reise an den Hof abgerathen?

Ihr, das weiß ich ja. Und wenn ich Euch gefolgt wäre! Ich wäre nicht beschimpft worden, lebte jetzt hier nicht geringgeschätzt; denn so ist es doch; es hülfe mir zu Nichts, Euch gegenüber diese Wahrheit zu läugnen.'

Guter Himmel, nein, Madame, und die ganze Welt weiß das so gut wie ich. Man

müßte ja keine Augen haben, wenn man nicht sehen sollte, daß Euch hier begegnet wird, als wäret Ihr eine Person ohne die geringste Bedeutung. Besonders die Prinzessin — ich bitte Euch, kann man hochmüthiger aussehen als sie? Und ihre steifen Damen ahmen alle ihre albernen Gesichter nach.

Ja wol, ja wol. Glaubt Ihr, daß mir kein Preis zu hoch sein sollte, könnte ich die Reise an den Hof zurückerkaufen? Aber Ihr habt ja die Einladungen gelesen, die ich erhielt. Konnten sie dringender sein?

Ich glaube auch, daß sie aufrichtig waren; aber ihr Zweck war kein guter.

Welchen Zweck konnten sie aber mit mir haben, mein Gott? Lud denn der König mich nur ein, um mich zu empfangen, wie er es that? Und wenn dem so war, warum bereitete die Königin, meine Mutter, mich nicht wenigstens auf diesen Empfang vor?

Den mochte sie selbst wol nicht erwartet haben, Madame. Ihr wißt ja, wie wetterwendisch der König ist. Wenn seine Laune sich von einem Tage zum andern, ja, von einer Stunde zur andern wechseln kann, wie viel mehr konnte sie es nicht in der Zeit, welche die Königin-Mutter brauchte, um Euch so weit entgegenzureisen und mit Euch an den Hof zurückzukehren?

Ich glaube, Ihr habt Recht. Aber der Zweck Beider bei ihren Einladungen?

Was weiß ich? Um Euch vom Könige von Navarra zu trennen, vielleicht. Sie fürchteten Euern Einfluß.

Meinen Einfluß? Der war weit her! Margarethe lächelte bitter. Und doch war damals meine Stellung hier noch glänzend gegen die, welche ich jetzt einnehme, setzte sie dann hinzu.

Gewiß, bestätigte Madame von Duras.

Die Reise hat keine andern Folgen gehabt als die allerunglücklichsten.

Und um meine Stellung noch schlimmer zu machen, rathet Ihr mir einen neuen Liebhaber. Ich bin Euch wahrlich verpflichtet.

Ei, Madame, wer würde es wissen? fragte die Rathgeberin verschmitzt.

Die ganze Welt, antwortete die Königin verdrießlich.

Nun wol, Madame, werdet nicht ungnädig; ich will nicht mehr davon sprechen, antwortete Madame von Duras.

Aber wenn sie nicht mehr davon sprach, so dachte dafür die Königin daran. Ich muß es mit einer Art von Schmerz sagen: Margarethens Glanzzeit war dahin. Ein und dasselbe Sternbild hatte in Gestalt eines wunderschönen Jünglings sowol über deren Aufgang, wie über ihrem Untergange geleuchtet; da hatte es Lucifer oder La Mole, hier Hesperus oder Chan-

valon, geheißen. Ja, untergegangen war mit Chanvalon der Tag dieser üppigen, weiblichen Natur. Die Liebessonne konnte nicht mehr herabstrahlen in ihr Herz. Sie konnte noch Liebschaften von aller Art haben, phantastische, grillenhafte, augenblickliche, zärtliche, leidenschaftliche selbst — lange nach Sonnenuntergang ist ein reicher Himmel noch von Flammen bunt und von Lichtern hell — aber das Lebenslicht der Sonne schien nicht mehr — Margarethe konnte nie mehr mit voller Wahrheit lieben; ihr Herz war erschöpft, und was halfen da alle Blüthen, in welche ihr unermüdliches Naturell noch ausbrechen konnte? Es nährte keine innerliche Quelle mehr den Boden, dem sie entsproßten — sie waren mit ihrer Nahrung auf die Zufälle der Aeußerlichkeit angewiesen; mußten sie da nicht oft verwelken, wenn sie sich kaum aufgeschlossen hatten?

Genug, Margarethe dachte an Lignerac und

beobachtete ihn, um bei sich selbst zu entscheiden, ob sie ihn als Liebhaber annehmen solle, oder nicht. Schön war er nicht, doch auch nicht häßlich; ein junger, schlanker, blonder Mann, etwas blaß, aber leicht erröthend, schüchtern, aber nicht ungeschickt, sichtlich verliebt und dabei äußerst ehrfurchtsvoll, kurz, im Ganzen genommen, nicht übel. Wäre Auswahl vorhanden gewesen, so wäre die Entscheidung der Königin vermuthlich nicht für ihn ausgefallen, denn im Grunde genommen interessirte er sie herzlich wenig, indessen — es war kein Anderer da, die Langeweile war sehr groß, das Leben zu Nerac ganz und gar jedes andern Reizes bar — mit einem Worte, die Königin ermuthigte den schüchternen, verliebten Lignerac, der zu träumen glaubte, und als d'Epernon nach Nerac kam, vertrauten die jungen Edelleute Navarra's halb mit Bosheit, halb mit Aerger ihm bereits an, daß die

schöne Königin sich glücklich über Chanvalon getröstet habe.

Daraus wird man schließen, daß es wol noch andere junge Männer außer Lignerac gegeben hätte, die bereit gewesen wären, die Rolle des Trösters zu übernehmen? Ja wol; Margarethe war immer noch zu schön, um nicht für alle ungefesselten jungen Herren unendlich begehrenswerth zu sein; aber es muß in Erinnerung gebracht werden, daß zwischen ihrem Haushalte und dem des Königs, ihres Mannes, eine vollständige Scheidung bestand. Einige Besuche des Ceremoniells, das war Alles, was die beiden Gatten noch miteinander austauschten, und die gewährten den jungen Edelleuten Navarra's natürlich keine Gelegenheit, sich der Königin in irgend einer Eigenschaft anzutragen.

Daß aber d'Epernon nach Nerac kam, hing mit den beiden Parteien zusammen, in welche

seit dem Tode Monsieurs das ganze Reich, ja sogar der Kern des Hofes, gespalten war. D'Epernon, mit ihm außer mehreren der Kanzler d'O, und der ehemalige Günstling Karl's IX., Monsieur von Retz, waren lebhaft für eine Vereinigung mit Navarra, als dem rechtmäßigen Thronerben — Joyeuse, Villequier, Villeroy und Bellièvre drangen ebenso eifrig in den König, die Ligue an sich zu ziehen, wohlverstanden, mit dem Vorbehalte, sie stillschweigend aufzulösen, wenn sie erst ihre Dienste gegen die Hugenotten geleistet habe. Heinrich liebte von seinen beiden Mignons Joyeuse zärtlicher; d'Epernon hingegen imponirte ihm mehr, und so war es gekommen, daß er zu der Reise nach Nerac, die von d'Epernon in der kühnen Hoffnung unternommen worden war, den König von Navarra zu einem zweiten Uebertritte zur katholischen Religion zu bewegen, seine Einwilligung gegeben hatte.

D'Epernon fand, daß zur Bekehrung gerade keine Aussicht sei, dagegen zeigte Bourbon sich nicht ungeneigt zu einer Reise an den Hof. Seine katholischen Freunde waren lebhaft dafür, seine hugenottischen heftig dawider. Bourbon neigte sich, wie schon gesagt, mehr zu den ersteren, unter denen besonders Monsieur von Segur sich als beredter Anwalt einer Ausgleichung mit dem Könige erwies. Aber d'Aubigné führte diesen Edelmann eines Tages an ein Fenster, das auf eine bedeutende Tiefe ging, und sagte ihm kurz und gut: An dem Tage, wo der König an den Hof des Königs Heinrich aufbricht, werdet Ihr den Sprung hier herunter machen. Segur fragte: Wer will mich denn dazu zwingen? — Ich, antwortete d'Aubigné kaltblütig, und sollte ich allein es nicht vermögen, so sind hier einige Edelleute, die mir beistehen werden. Es waren mehrere junge Hugenotten im Saale, und als sie be-

merkten, daß ihr Stimmführer d'Aubigné mit dem katholischen Edelmanne etwas habe, so nahmen sie, ohne irgend zu wissen, wovon die Rede sei, aus bloßem Parteiinstinkt augenblicklich eine so weise und drohende Miene an, daß Segur Ueberlegungen anstellte, und in Folge derer sein Anwaltgeschäft für die Reise aufgab, welche nun zum großen Glücke der reformirten Partei unterblieb.

Diese Sendung hatte also für den König Heinrich nur den einen, äußerst schlimmen Erfolg, daß die Guisen ihn überall als einen entschiedenen Hugenottenfreund darstellten, und das gutkatholische Frankreich bedeutend zu murren anfing.

Es würde mich zu lange aufhalten, wenn ich alle die Albernheiten erzählen wollte, durch welche die öffentliche Meinung für das neue und dieses Mal ganz entschiedene Auftreten der Ligue vorbereitet wurde, welches im Januar

1585 stattfand, nachdem Guise auf eine theatralische Weise Abschied von seinen getreuen Pariser Bürgern genommen hatte. Die Ligue mit ihren Anmaßungen, ihren Kämpfen und ihrem Untergang fordert einen eigenen Roman. Genug, der Ligue wurde zugejauchzt, als sie den Kardinal von Bourbon, den guten Kardinal, das Kameel, wie sie ihn nannte, das die Kniee beugt, um die Last auf sich zu nehmen — zum Thronerben, dagegen den König von Navarra gänzlich für ausgeschlossen erklärte, und von Philipp II. zur Beförderung ihrer hohen Glaubenszwecke monatlich funfzigtausend Thaler annahm.

Bourbon handelte in dieser bedrohten Lage loyal und ritterlich. Er bot dem Könige seine Treue und seinen Degen an.

Aber Heinrich fürchtete sich vor diesem offenen Anerbieten. Er hatte keine Kraft mehr zu einem Entschlusse. Lieber vertraute er sich

noch ein Mal Katharinen von Medicis. Entzückt, die Hände abermals in die Politik stecken zu können, brach sie sogleich nach Epernai auf, wo die Herren der Ligue sich eben befanden, und durch ihren erneuerten Einfluß auf das Kameel gelang es ihr, den König zum zweiten Male zum Oberhaupte dieser Partei zu erniedrigen. Der Vertrag zwischen dem Hofe und der Ligue, durch welchen eine neue Ausrottung der Protestanten zum Gesetze wurde, kam zu Nemours zur Unterzeichnung.

Bourbon war getroffen, hart getroffen, aber daniedergebeugt war er nicht. Verwirklichte er je die schwärmerischen Forderungen der edlen Diana von Guiche, so war es in dieser Bedrängniß. Fest verbündete er sich mit Condé und dem Marschall von Montmorency. Stark durch diese und andere Freunde, stark durch sein Vertrauen auf Gott, stark durch seine eigene Kraft stand er fest in den andrängenden

Ereignissen, erwartete das Kommende, und beantwortete einstweilen durch eine kühne Protestation den Bannstrahl, den Sixtus V. gegen ihn geschleudert hatte.

Elftes Kapitel.

So standen die allgemeinen Angelegenheiten, als eines Tages der kleine, jetzt ganz kriegerische Hof von Nerac in das allergrößte Erstaunen gesetzt wurde.

Es ist nicht möglich, sagte die Prinzessin von Navarra.

Es ist aber doch wahr, erwiederte Duplessis-Mornay.

Ich hätte an dergleichen nie gedacht, meinte Rosny.

Ich auch nicht, bemerkte d'Aubigné, indessen

überrascht es mich keineswegs, denn sie ist Alles im Stande.

Ja, sie ist die Tochter ihrer Mutter und die Schwester ihrer Brüder, sprach die Prinzessin. Dann wandte sie sich an Bourbon und fragte: Unter welchem Vorwande bat sie Euch denn um Erlaubniß zur Entfernung?

Ei, sie sagte, sie wollte die Kapelle mit dem neuen Bilde besuchen, welches kürzlich angefangen hat, Wunder zu thun. Ich weiß den Namen nicht.

Ich weiß, welchen Ort Ihr meint; meine Kammerfrau hat mir den Namen gesagt, ich will sie nachher darum befragen. Also dahin, sagte Eure gehorsame Frau, wollte sie eine Wallfahrt machen?

Ja wol, und ich antwortete ganz dumm: Gut, mein Schatz; geht und betet für mich. Ich muß wahrhaftig lachen.

Nein, ich bin voller Entrüstung.

Ei, laßt sie, meine Schwester. Will sie Dummheiten machen, ist es schlimm für sie; uns kann es gleich sein.

Sie wird Euch doch zu schaffen machen.

Was, mit den paar Hände voll Leuten, die Lignerac und Lobou für sie angeworben haben? Meine Schwester, das ist so gut, als summte eine Fliege mir um die Nase.

Mein Bruder, eine Fliege, die einem um die Nase summt, kann einen sehr verdrießlich machen.

Ei, ich hätte es auch lieber gesehen, sie wäre gerade jetzt nicht auf Sumsen ausgeflogen. Aber da es ihr nun ein Mal so gefallen hat, was sollen wir da thun, als in Geduld erwarten, wann sie ankommen wird?

Und welchen Grund gibt sie denn an?

Daß sie mich verlassen hat?

Allerdings.

Daß ich excommunicirt sei, und daß daher

ihre Seele Gefahr laufe, wenn sie in meiner Nähe bleibe.

Das sagte man zu Nerac. Jetzt hören wir, wie der König Heinrich zu Paris sich äußerte.

Meine Mutter, wißt Ihr, daß Eure Tochter von Navarra jetzt auf eigene Hand Souverainin spielen will? fragte er, als Katharina ihn bei der Königin Louise traf, die sie zu besuchen kam.

Ich verstehe Euch nicht, mein Sohn, antwortete sie.

Wie, Matignon hätte Euch Nichts geschrieben?

Von was denn?

Ihr belügt mich.

Was wollt Ihr sagen?

Ei, daß Matignon Euch Alles so gut geschrieben haben wird wie mir, vielleicht noch früher.

Aber ich schwöre es Euch, nicht eine Sylbe

hat er mir über irgend etwas geschrieben, denn er hat gar nicht an mich geschrieben.

O dann, meine Mutter, stellt Euch vor — aber Ihr könnt es Euch nicht vorstellen.

Nein, die Königin kann es sich nicht vorstellen, bekräftigte Joyeuse, den der König angesehen hatte.

Um so mehr bitte ich Euch, mir es zu sagen, sprach Katharina.

Nun wol, fing Heinrich wieder an, so stellt Euch vor, daß die Königin von Navarra, Eure Tochter und meine Schwester, kurz und gut Nerac und ihren Mann verlassen, und sich vermittels einiger Truppen, die ich weiß nicht welcher ihrer Liebhaber — weißt du den Namen nicht, d'Epernon?

Lignerac, Sire.

Sie hatte ihn schon, als du zu Nerac bei meinem theuern verstockten Bruder von Navarra warest, der lieber Hugenott und ver-

dammt bleiben, als Thronfolger und selig werden will?

Aber ja, Sire; wenigstens sagte man es dort.

Und bei ihr ist, was sie thut, noch immer ärger, als was man sagt. Kurz, meine Mutter, dieser liebe Lignerac, der auf den schönen Chanvalon gefolgt ist, wenn es nicht dazwischen noch einige Andere gegeben hat, dieser liebe Lignerac also hat, von ihr begeistert, in Quercy und in der Auvergne Truppen erhoben und sie, als sie aus Nerac entwichen war, damit empfangen. Und dann ist sie mit ihm und diesem furchtbaren Heere nach Agen gezogen und hat unter der Erklärung, das Agenois gehöre zu ihrer Mitgift, die Stadt als souveraine Herrin in Besitz genommen und zugleich ihrem Manne als excommunicirtem Ketzer und Feind der Ligue den Krieg angekündigt.

Ja, die Königin von Navarra erklärt sich

für uns, bemerkte d'Epernon sarkastisch. Jetzt müssen wir siegreich sein.

Du meinst, sie erklärt sich für die Ligue, berichtigte Joyeuse.

Die Ligue und der Hof sind jetzt eins, erinnerte lächelnd die Königin-Mutter.

Ach ja, ich vergesse es noch immer, brummte Joyeuse.

Nun, was sagt Ihr zu den kriegerischen Unternehmungen Eurer Tochter, meine Mutter? fragte Heinrich.

Ich sage, daß sie unverzeihlich albern sind, mein Sohn.

Und ich sage, daß man Matignon eine kleine Weisung zukommen lassen muß. Nicht wahr?

Allerdings. Wo Zweie sich streiten, kann ein Dritter ungestört seinen Vortheil absehen.

Ja, das Agenois wäre nicht so übel, meinte Joyeuse tiefsinnig.

Gerade ganz bequem gelegen, setzte d'Epernon hinzu.

Und Matignon ist ein schlauer Fuchs.

Der pfiffigste Normann, den ich kenne, sprach mit Nachdruck Katharina.

Ich weiß, daß Ihr seine Feinheit schätzt, meine Mutter. Darum würde ich ihm auch den schwierigsten Knoten aufzuklauben anvertrauen.

Soll ich ihm schreiben, mein Sohn?

Ja, meine Mutter. Macht ihm Alles begreiflich. Kein Aufsehen, natürlich, wo möglich gar kein Geräusch.

Eine kleine Bestechung, sagte Joyeuse, schwerfällig Beifall nickend.

Ein bischen Verrath, sprach d'Epernon kaltblütig.

Genug, sagte Katharina. Soll er nur Agen nehmen, oder Eure Schwester auch?

Hm, das ist nicht leicht zu sagen.

Die Königin mit, sagte d'Epernon entschieden.

Ich glaube auch, stimmte Joyeuse bei.

Und Ihr, meine Mutter — was sagt Ihr? Wollt Ihr, daß sie weiter keine Verwirrung anrichte?

Ja, ich würde das vorziehen.

Dann laßt sie gefangennehmen, entschied Katharina mit vollkommener Behaglichkeit.

Und irgend wo einschließen, fügte d'Epernon hinzu.

Und ja recht fest, empfahl Joyeuse.

Gut, da der Rath nur einer Stimme ist, so schreibt an Matignon in diesem Sinne, schloß Heinrich.

Während zu Paris in dieser Art über ihr Schicksal bestimmt wurde, geberdete Margarethe zu Agen sich als Herrin, und erschien zum ersten Male albern. Wie sie von dem letzten sonnenhellen Gipfel ihres Lebens gleich unmit-

telbar in die lächerliche Rolle der abenteuernden Frau fallen konnte? Von den größten Höhen stürzt man am tiefsten. Und dann: sie hatte vor Langeweile in Nerac nicht mehr gewußt, was sie thun sollte. O, die Langeweile, was für Gänse- und Krokodilleier brütet sie nicht aus! Wehe jeder Handlung, die von der Langeweile erzeugt wird. Sie ist ein unseliges Kind der beklagenswerthesten Mutter.

Aus reiner Langeweile war Margarethe auf den unbeschreiblich verrückten Einfall gerathen, Krieg gegen ihren Mann zu führen; aber jetzt, wo sie einmal dabei war, trieb sie ihn mit demselben Eifer, wie sie sich sonst geputzt hatte.

Lignerac hatte sich der Stadt Tonneins an der Garonne bemächtigt und eine Besatzung darinnen zurückgelassen. Jetzt warf er seine Augen auf Villeneuve am Lot. Margarethe, welche begehrte, daß ihr Liebhaber seine krie-

gerischen Entwürfe ihr zur Billigung vorlege, war ganz mit seinem Plan einverstanden, und um, wie sie sagte, dem Beispiel anderer Souveraine nachzuahmen, wie dagegen Andere fanden, um sich vollkommen preiszugeben, wollte sie bei der Bestürmung gegenwärtig sein.

Diese Bestürmung, oder vielmehr diese Ueberrumpelung hatte nur einen theilweisen Erfolg, indem blos ein Theil der Stadt in die Gewalt der kriegerischen Königin gerieth, der andere dagegen, jenseit des Flusses, von Cieutat, dem ersten Konsul und Gouverneur des Platzes, rasch in so guten Vertheidigungszustand gesetzt worden war, daß Lignerac und Lodon, die beiden Befehlshaber des kleinen drolligen Heeres, einander mit langen Gesichtern ansahen, und auf die ungeduldige Mahnung Margarethens, jetzt auch den andern Theil zu nehmen, zu der Antwort gezwungen waren: Madame, ohne eine förmliche Belagerung ist

es nicht möglich. Und wer weiß, ob selbst dann, setzten sie in ihrem Herzen hinzu.

Aber ich will keine förmliche Belagerung, sagte Margarethe mit dem Eigensinne, den die Frauen haben, wenn sie sich in Dinge mischen, die sie nicht verstehen. Warum kann jener Theil der Stadt nicht ebenso gut überraschend eingenommen werden, wie dieser, in dem wir jetzt sind, eingenommen worden ist? Warum könnt Ihr nicht — und sie that eine Menge Fragen, eine immer thörichter als die andere, alle über die verschiedenen Möglichkeiten, den Befestigungen und Vertheidigungsanstalten zum Trotz, mit der größten Geschwindigkeit in den andern Stadttheil zu gelangen.

Lignerac und Lodon mußten alle ihre Kenntnisse in der Kriegswissenschaft erschöpfen, um der befehlshaberischen Frau begreiflich zu machen, daß sämmtliche von ihr angeregte Möglichkeiten lauter Unmöglichkeiten wären. Da

Margarethe jeden einzelnen Punkt mit Hartnäckigkeit nicht nur bezweifelte, sondern sogar bestritt, dauerte diese Beweisführung sehr lange, die Königin langweilte sich, verlor die Laune, und Lignerac war sowol als Liebhaber, wie als Anführer in Verzweiflung.

Wozu denn alles dieses Hin- und Hergerede? fragte endlich Madame von Duras, die nicht fehlte. Wenn dieser gute Mann von Cieutat seine Thore so fest geschlossen hat, daß wir nicht hineinkönnen, so lasset ihn herauskommen.

Das ist leicht gesagt, bemerkte Lodon, aber wird er kommen?

Wenn die Königin ihm sagen läßt, sie wünsche mit ihm persönlich zu verhandeln — ja.

Aber es wäre gar zu dumm.

Die ehrlichen Leute sind so, antwortete Madame von Duras ruhig.

Und wenn er nun kommt, was dann? fragte Margarethe.

Dann? Nichts einfacher; man läßt ihn zwischen seinem Tode und der Uebergabe der Stadt wählen.

Das wäre Verrath. Nein, das will ich nicht.

Ei, Madame, rief die Versucherin lachend, glaubt Ihr denn, er werde schwanken?

Gewiß nicht, wenn er ein Mann von Ehre ist, sprach Lignerac ernsthaft.

Gewiß nicht, wenn er kein Dummkopf ist, rief lachend Lodon. Madame, ich unterstütze den Vorschlag.

Madame, ich bitte, ich beschwöre Euch, thut es nicht, sprach Lignerac schüchtern, aber dringend.

Ihr wollt also, daß wir den Platz aufgeben? fragte trocken die Königin.

Belagern wir ihn. Ich verpfände meine Ehre, daß ich hineinkomme.

Ich danke Euch; aber ich habe keine Lust, so lange hier in einem Feldlager zu wohnen.

Ihr glaubt, daß er mir die Stadt übergeben wird? fragte sie, sich zu Lodon wendend.

Sicherlich, Madame. Am Ende, Jeder liebt das Leben und die Greise hängen, wie bekannt, gerade am meisten daran. Es ist Nichts als ein kleiner Schrecken zum Spaße.

Nun gut, so laßt ihn einladen.

Lignerac warf einen schmerzlichen Blick gen Himmel; doch es wurde nicht auf ihn geachtet, und wäre es auch geschehen, so hätte man nur über ihn gespottet, nicht sein ritterliches Gefühl anerkannt. Ein Trompeter wurde abgesandt und brachte von Cieutat die Antwort mit, er werde vor der Königin erscheinen.

Hatte ich nicht Recht? fragte Madame von Duras lachend. Der gute Mann ist so dumm, zu kommen.

Cieutat kam nicht aus Dummheit. Denn als er den Trompeter abgefertigt hatte, sagte er zu seinem Sohne: Das ist ein Hinter-

halt. Man ladet mich ein, um mich zu verrathen.

Warum denn da gehen, mein Vater? fragte angstvoll der Sohn.

Weil ich muß, antwortete der Greis. Weigerte ich mich zu gehen, so hieße das der Frau meines Herrn, des Königs, andeuten, daß ich Mistrauen in ihr Wort setzte, und das darf nicht sein; es hieße die Ehrfurcht gegen sie verletzen.

Dennoch glaubt Ihr es.

Unter uns, mein Sohn. Vor der Welt glaube ich unbedingt an das Wort der Königin; ich muß es; denn sie ist die Frau meines Herrn.

Die gegen ihn Krieg führt.

Er hat mich das nicht wissen lassen, mir nicht befohlen, ihr nicht zu gehorchen — ich muß es also.

Da könnten wir ihr ja auch den Platz übergeben.

Mein Sohn, sprich nicht so, wie ein Knabe; denn du wirst dich bald als Mann zeigen müssen, und noch dazu als ein wahrer Mann, der die Ehre und die Pflicht über Alles schätzt, und lieber seinen Vater sterben sieht, als ein Thor öffnet, das ihm anvertraut worden ist.

Aber, mein Vater, was erwartet Ihr denn, daß sie mit Euch machen werden? rief der Jüngling mit Entsetzen.

Sie werden mir mit dem Tode drohen, wenn ich den Platz nicht übergebe, antwortete der Vater, bewegt und dennoch fest. Seine Stimme und sein Herz waren bewegt — sein Wille und seine Seele waren fest. Gib wohl Acht auf meine Worte, mein Kind, fuhr er fort, als der Sohn ihn wie vernichtet anstarrte, gib wohl Acht. Du bist mein jüngster Sohn und mein geliebtestes Kind; deine Brüder sind alle brave Soldaten, ich kann stolz auf sie sein; auf keinen unter ihnen aber habe ich so freu-

dige und so stolze Erwartungen gelegt wie auf dich. Lasse mich es nicht umsonst gethan haben; versprich mir, diese Hoffnungen, meinen Willen, die letzten Bitten deines Vaters mit dem Gehorsam zu erfüllen, um dessentwillen ich dich so liebe.

O Herr mein Gott, was werdet Ihr von mir fordern! stöhnte der junge Lieutat.

Willst du mir gehorchen, unbedingt, treu, zugleich wie der Sohn seinem Vater und der Soldat seinem Befehlshaber? fragte ernst und doch zärtlich der Greis.

Sprecht, antwortete der Jüngling, der die Augen niederschlug, um sich, wenn er das Antlitz des Vaters nicht sähe, leichter bemeistern zu können.

Versprichst du mir's, auf die Ehre, vor Gott? fragte der Vater.

Ja, entgegnete der Sohn.

Höre denn. Man wird mich dir vorführen

dir sagen, daß du mich retten könntest, wenn du den Platz übergäbest. Du wirst schweigen. Verstehst du mich?

Ja, mein Vater.

Höre weiter. Man wird mich vielleicht martern, denn eine Frau, die ein Mal aus den Schranken heraus ist, wie die Königin Margarethe, ist größerer Grausamkeiten fähig als selbst Männer. Du wirst zusehen, wie ich gemartert werde, und du wirst den Platz nicht übergeben, wenn du nicht ehrlos werden und den Segen deines Vaters verlieren willst. Präge dir das ins Herz, als wäre es mit Feuer in Gold geschrieben.

Ja, mein Vater.

Und, mein Sohn, kein Mensch kann sagen: ich werde stark sein, und ich bin ein Greis. Es könnte sein, daß ihre Martern für meine Standhaftigkeit zu viel wären, daß meine Natur sich der Feigheit schuldig machte, daß ich

dich anflehte, mich zu retten. Dann, mein Sohn, denke, daß es nicht dein Vater sei, der rede; denke, ein böser Geist spreche aus mir; sei taub selbst gegen meine Stimme, und erhalte dem Könige den Platz. Du hast mir dein Wort gegeben — du wirst diese Stärke haben.

Der Jüngling faßte sich gewaltsam und gab zum dritten Male eine bestätigende Antwort. Aber dann fragte er flehend: Mein Vater, müßt Ihr denn wirklich hinaus?

Ich muß es, mein Sohn, sprach in einem Tone, der jede weitere Frage unmöglich machte, der Greis. Ebenso wenig ich den mir anvertrauten Platz einer andern Person übergeben kann als demjenigen selbst, der ihn mir anvertraut hat, meinem Könige und Herrn, ebenso wenig darf ich sein geheiligtes Ansehen in der Person der Königin, seiner Frau, verletzen.

Der Jüngling senkte den Kopf; er wußte,

daß hier Nichts mehr zu sagen blieb. Der alte Cieutat ließ darauf alle Männer der Stadt zusammenkommen, ermahnte sie, sich in keinem Falle zu ergeben, weckte durch eine einfache, aber mächtige Anrede ihren Muth bis zur Begeisterung und ging dann allein und ruhig über die Brücke, welche diesen Stadttheil von den Truppen der Königin trennte.

Er wurde mit Beweisen von Wohlwollen empfangen und sogleich zu Margarethen geführt. Die schöne Königin that ihm die Forderung, die er erwartet hatte. Er bedauerte unendlich. Sie erschöpfte sich in Huld, in Feinheit, in Ueberredung — umsonst. Sie bot sogar ihre Liebenswürdigkeit auf, der zu widerstehen so schwer war — Cieutat sprach seine ehrfurchtsvolle Bewunderung aus, aber die Uebergabe schlug er ab. Jetzt ging Margarethe zu Zorn, zu Vorwürfen, zu Drohungen über — der Greis blieb ehr-

furchtsvoll, bat die Königin demüthig um Verzeihung, aber sagte nach wie vor Nein.

Jetzt wurde er dem Kriegsrath übergeben, der, gleich dem ganzen Heere, nach einem sehr kleinen Maßstabe war. Dennoch verurtheilte er den Gouverneur von Villeneuve sehr feierlich und pomphaft zum Tode, weil er sich weigere, die Hoheit der Königin, der rechtmäßigen Souverainin, anzuerkennen. Lieutat schwieg zu dem Urtheil; er schwieg auch, als man ihm, einen Dolch auf seine Brust gesetzt, Gnade unter der Bedingung anbot, daß er die Stadt übergebe. Jetzt kam es ganz so, wie er es weiter vorausgesehen. Er wurde von vierzig Soldaten an die Brücke geführt, äußerst tapfer von ihren vierzig Schwertern bedroht und so seinem Sohne gezeigt. Dabei wurden diesem einige rührende Mahnungen an Kindesliebe zugerufen.

Der junge Lieutat schwankte sichtlich, der

Vater zitterte. War es möglich? Konnte sein Sohn seines Wortes vergessen?

Plötzlich öffnete das Thor sich, und von zwanzig Leuten begleitet kam der junge Lieutat über die Brücke und rief: Ich bin nicht ungeneigt, zu unterhandeln. Lasset mich mit Euch reden.

Der Greis stöhnte schmerzlich. Die vierzig tapfern Soldaten dachten gar nicht daran, daß arme zwanzig Mann sich ihnen mit andern als den friedfertigsten Gesinnungen nähern könnten, und ließen die harmlose Schar ganz treuherzig bis auf wenige Schritte herankommen.

Plötzlich stürzte der junge Lieutat sich einem Raubvogel gleich auf den Greis, riß ihn an sich und trug ihn mit der Kraft der Jugend und der Liebe unaufhaltsam fort, zurück über die Brücke in Sicherheit. Seine Schaar hatte sich zugleich auf die Wache gestürzt.

Die vierzig tapfern Soldaten Margarethens

gaben vor den zwanzig Mann das glänzendste Fersengeld, und am andern Morgen in der ersten Dämmerung war Margarethe selbst, erschreckt durch ein klüglich von Cieutat's Soldaten erhobenes Geschrei, welches Navarra's Ankunft verkündete, sammt ihren Truppen auf einem eilfertigen Rückzuge nach Agen begriffen.

Zwölftes Kapitel.

Aber auch in Agen fand sie keine Befriedigung für ihren Stolz. Es erwartete sie dort die Nachricht, daß Tonneins von ihrem Manne wiedergenommen worden sei. Sie sah ein, daß es ihr unmöglich sein würde, ihre sogenannte Herrschaft über Agen hinaus zu erstrecken. Sich souverain erklärt haben, um nothdürftig in einer einzigen Stadt zu befehlen, war im höchsten Grade lächerlich, und was konnte für die mit dem Bewußtsein ihres Ranges genährte Tochter von Frankreich wol unerträglicher demüthigend sein als dieses Gefühl?

Dazu kam, daß es keinerlei Art von Zerstreuung in Agen gab. Die kleine Anzahl von Damen, die Margarethe hatte, die wenigen Edelleute, die ihr gefolgt waren, oder in der Stadt wohnten, konnten ihren Ansprüchen an Geselligkeit nicht genügen. Die Interessen, die Intriguen, die Bewegung, die Abwechselung, Alles fehlte, und Margarethe, die es bedurft hätte, durch Ueberraschungen, durch Ereignisse und Forderungen an alle ihre Kräfte abwechselnd gespannt und betäubt zu werden, sah sich in der Einförmigkeit eingeschlossen, und noch dazu mit dem Bewußtsein, daß sie lächerlich sei.

Margarethe war bis jetzt zu sehr von starken Leidenschaften in Anspruch genommen und zu vollauf mit dem mannigfaltigsten Dasein beschäftigt gewesen, als daß sie Zeit zu den kleinlichen weiblichen Fehlern gehabt hätte. Aber jetzt, wo sie aus ihrer fürstlichen Haltung

in die Albernheit gerathen war, jetzt schrumpfte auch ihr Charakter von den großen Umrissen, in denen er von der Natur entworfen worden war, und die man bis jetzt von einem reichen Leben ausgefüllt gesehen hat, zu einer Gestalt zusammen, die, gegen die frühere gehalten, kaum besser als eine Karikatur erschien. Daß an dieser die gewöhnlichen, kläglichen Schwächen des Geschlechtes sichtbar zu werden nicht ermangeln würden, ließ sich mit trauriger Gewißheit erwarten — die üble Laune war die erste, die zum Vorschein kam, und Lignerac das erste Opfer derselben.

Lange hielt der sanfte, blonde Edelmann aus, denn er liebte seine tyrannische Gebieterin wirklich. Aber endlich machte ihm eben diese wahre Liebe es unmöglich, die geliebte Königin noch länger so ungerecht und so hart zu sehen, und er wagte es, sich zu beklagen.

Es war in der Stunde vor dem Abend,

daß er es that, in der Stunde, wo die Erinnerungen, vom Zwielicht geliebkost und geschützt, so eigensinnig und so gefährlich sind.

Margarethe hatte eben einige dieser kleinen dämonischen Genien, welche von der Vergangenheit die tausend Geschichten der Herzen erfahren und sie auswendig lernen, um sie den Menschen in die Ohren zu summen, mit ihren musikalischen Flügeln um ihre Stirn schwirren gefühlt, die in der Höhlung ihrer rechten Hand ruhte. Chanvalon! hatten sie gesungen. Chanvalon! — Die letzte Liebe sang aus diesem Namen wie ein Engel — die letzte Seligkeit lockte daraus wie eine Sirene. Und zwischen dem Augenblick, wo Margarethe zuletzt der Liebe und der Seligkeit in die Augen gesehen, und sie ihr zugelächelt hatten, zwischen diesem Augenblick und der Gegenwart lag es wie eine Wüste, wie ein Jahrtausend, wie eine Unermeßlichkeit.

Auf dieser Betrachtung ruhte Margarethens Auge, das, wenn auch seiner eigentlichen königlichen Pracht entkleidet, doch noch immer herrlich war, und gerade in diese schmerzliche Ruhe hinein sprach Lignerac sanft und traurig: Meine Königin, warum seid Ihr denn jetzt immer so hart gegen Euern armen Diener?

Der Augenblick zu dieser Beschwerde war höchst unglücklich gewählt; denn eine Frau, die eben einen verlorenen Geliebten beklagt, kann unmöglich mit dem gegenwärtigen, den sie über jenen vergessen konnte, Geduld und Mitleiden haben. Margarethe maß ihren schuldlosen, furchtsamen Günstling mit einem Blicke, als müßte sie bei ihm die frechste Anmaßung zu Boden schmettern. Was fällt Euch ein? fragte sie.

Ist es denn ein Verbrechen, fragte er zärtlich und schüchtern, daß ich zu wissen wünsche, worin ich das Unglück gehabt habe, Euch zu misfallen?

Ich weiß nicht, was Ihr schwatzt, erwiederte sie geringschätzig. In der That hatte sie es schon wieder vergessen, daß sie ihm, ehe die Erinnerungen gekommen waren, mehrere unfreundliche Worte gesagt hatte.

Der arme Lignerac sah es und senkte den Kopf. Was sollte er sich denn noch beschweren, wenn seine Königin schon nicht mehr wußte, was sie ihm angethan? Daher sagte er weiter Nichts als: Verzeihung!

Weswegen denn? fragte sie noch immer ungeduldig.

Wegen der Furcht, die ich immer habe, daß ich irgend etwas Euch nicht zu Dank gesagt oder gethan. Diese meine Aengstlichkeit muß Euch langweilen, oder lächerlich dünken, doch entschuldigt sie mit meiner allzugroßen Anbetung.

Gut, gut, sagte sie, etwas gerührt, du liebst mich, ich weiß es. Auch ich will dir wohl,

mein armer Lignerac, und wenn ich manchmal nachdenkend bin, oder selbst nicht gestimmt für deine Liebe, so mußt du mir das verzeihen, denn, siehst du, ich habe so viel Unglücksfälle erfahren, daß es wunderbarer ist, mich noch am Leben, als bisweilen ernst oder auch finster zu sehen. Glaube mir, manchmal wünsche ich, der Kummer hätte mich ins Grab gedrückt, dann läge ich in Ruhe, und das Leben könnte über mich hin in seinem rasenden Laufe weitertoben.

O Madame, sagt das nicht, sprach der sanfte, junge Mann bittend. Was sollte denn der arme Lignerac thun, wenn seine Königin ihm stürbe?

Sich trösten, antwortete Margarethe halb spöttisch und halb wehmüthig.

Ach, könnt Ihr das von mir denken?

Warum nicht? Seid Ihr nicht ein Mann? Zwar die Frauen machen es nicht besser, setzte sie, sich besinnend, hinzu. Ich bin ein Beispiel.

Ja, sprach sie, da Lignerac schwieg, mit bitterm Lachen weiter, wer hätte mir vor einem Jahre, da ich Chanvalon noch hatte, gesagt, daß ich heute in Agen sein und dich zum Diener haben würde?

Bereuet Ihr das Letztere? fragte Lignerac schüchtern.

Ja, antwortete die Königin kurz.

Der junge Mann war wie vom Blitze getroffen.

Verstehst du das denn nicht? fragte sie melancholisch.

Habt Ihr ihn denn so sehr geliebt? murmelte Lignerac schmerzlich.

O! sagte sie und warf durch das Fenster den Blick in den unbegrenzten Abend des Himmels.

Lignerac hatte Thränen in den Augen. Dieser junge Mann war eine jener Epheunaturen, die sich, während sie sich anschmiegen,

zugleich einsaugen, und die man abreißen muß, wenn man sie loswerden will.

Das wollte Margarethe nun nicht; so wenig Lignerac ihr genügte, er war doch immer besser als gar kein Liebhaber. So reichte sie ihm denn die linke Hand — die rechte stützte noch immer ihren Kopf — ein elendes Almosen für einen großen Hunger!

Lignerac bemächtigte sich hastig der gewährten Gunst und drückte die schöne, mächtige Hand mit trauriger Zärtlichkeit an seinen sehnsüchtigen Mund. Er war so arm an Glück, daß er das kärgliche Almosen annahm, als wäre es Reichthum.

Ich wollte, ich könnte dich mehr lieben, sagte fast unwillkührlich die Königin.

Der junge Mann erhob lebhaft den Kopf. Eine ungewohnte Hoffnung erleuchtete seine Augen, die er auf Margarethe heftete.

Was siehst du mich so an? fragte sie,

trotz der Dämmerung diesen lichten Blick erkennend.

Ich denke, wenn Ihr das erst wünscht, dann wird es auch kommen, sprach er leise.

Glaubst du das?

Ja, ich hoffe es durch Gottes Gnade.

Armes Kind! sprach sie mitleidig, vielleicht auch etwas geringschätzig.

Glaubt Ihr es nicht? fragte er. Seine Hoffnung war schon erschrocken.

Glaubst du denn, Margarethe von Valois liebe so leicht?

O, ich will die heilige Jungfrau so darum anflehen! sprach er mit der Naivetät des Glaubens, die man damals noch hatte.

Die heilige Jungfrau kann viel geben, aber nicht mein Herz, erwiederte Margarethe.

So gebt Ihr es mir! rief er flehend und kniete fast kindlich vor ihr nieder.

Habe ich es denn?

Wie?

Glaube mir, ich weiß nur, daß ich ein Herz gehabt habe. Aber wo es jetzt liegt? In meiner Brust nicht — das fühle ich an der Leere, die dort ist. Vielleicht ist's ins Meer gefallen.

Ich sehe es, Ihr habt es ihn mitnehmen lassen, murmelte Lignerac.

Nein, sagte sie, ich hatte es noch, nachdem ich schon lange von ihm getrennt war, das fühlte ich an den Schmerzen, die ich daran litt; aber allmälig ist's immer stiller geworden, und jetzt — jetzt ist's todt, glaub' ich, setzte sie fast leichtfertig hinzu.

Sagt das nicht, bat er. Sagt, daß es nur schläft.

Und daß du es wieder aufwecken kannst?

Warum denn nicht? fragte er treuherzig.

Die Königin lachte. Sie sah so schön dabei aus, daß Lignerac über sein Entzücken

vergaß, ihr Lachen übel zu nehmen, und mit einem Anflug von Laune fragte: Bin ich denn so gar ungeschickt?

Nein, antwortete Margarethe noch lachend, du gehst auf deinen Beinen so gut wie irgend ein anderer Edelmann in Frankreich.

O, aber das ist sehr wenig, meinte er arglos.

Das finde ich eben auch, erwiederte sie trocken.

Lignerac schwieg. Jetzt war er gekränkt.

Sie strich ihm mit der Hand über den Kopf und sagte leichtsinnig und gutmüthig zugleich: Du mußt dir es nicht so zu Herzen nehmen, wenn ich scherze; ich meine es nicht so böse.

Ihr verletzt ein treues Herz, Königin, sprach er leise.

Das thut mir leid, erwiederte sie ernster. Sei mir nicht böse, Lignerac. Ich weiß nicht,

wie es kommt, aber ich bin manchmal ordentlich gezwungen, mich über Alles lustig zu machen. Es ist ein Familienfehler, glaube ich. Meine Mutter und der König haben auch diese Neigung.

Aber Ihr seid um so viel besser —

Hältst du mich wirklich für gut? fragte sie gedankenvoll.

O ja, das thu' ich, antwortete der junge Edelmann mit der Inbrunst eines gläubigen Herzens.

Ja, ich war es — sprach sie sinnend.

Warum wollt Ihr es da nicht auch ferner sein?

Ich glaube, es geht nicht mehr recht — antwortete Margarethe, wie abwesend in Zerstreuung.

Wie könnt Ihr Euch so lästern?

Was meint Ihr? fragte sie rasch, sich ermunternd.

Wie könnt Ihr sagen, Ihr müßtet jetzt aufhören, gut zu sein?

Ja so, sagte sie, zwischen Besinnung und Zerstreuung schwankend. Ich bilde mir ein, sie haben so auf meine Seele geschlagen, daß sie die Güte in ihr getödtet haben.

O, wandte Lignerac gedämpft ein — wenn Ihr nur immer Euern eigenen Eingebungen folgen wolltet —

Du kannst die Duras nicht leiden, erwiederte Margarethe gleichgültig.

Die thut Euch keine guten Dienste, Madame. Das habe ich vor Villeneuve gesehen.

Ich bin nicht gewohnt, meine Handlungen von meinen Untergebenen tadeln zu hören, äußerte Margarethe mit hochmüthiger Härte.

Dennoch wollt Ihr gut sein —

Glaubst du denn, rief sie heftig, daß ich den Alten hätte tödten lassen?

Nein, o nein! Aber weiß das die Welt, wie ich es weiß?

Bah, die Welt! sagte sie wegwerfend.

Euer Name gehört ihr doch. Sie kann damit machen, was sie will.

Margarethe stampfte heftig mit dem Fuße. Was mußt du mir das unaufhörlich in die Ohren leiern? Meinst du, ich wisse es nicht? Ich wußte es von dem Augenblicke an, wo ich das heilige Gesicht sah, mit welchem du deinen Sitz im Kriegsrathe ablehntest. Da sagte ich zu mir selbst: Er stellt die Partei der richtenden Frommen vor.

Madame, sprach Lignerac mit Festigkeit, mein Herz sträubte sich, wider Euch sein zu müssen, und meine Ehre erlaubte mir nicht, nach Euerm Wunsche zu entscheiden. Da gab ich denn lieber mein Recht auf.

Allerdings, sagte sie höhnisch, die Ehre eines kleinen Edelmannes ist von zu hohem

Werth, um einer Königin aufgeopfert zu werden.

Ganz recht, Madame, und deshalb handelte ich, wie ich gehandelt habe, erwiederte Lignerac ernst, als nähme er ihre Worte buchstäblich.

Auch bewundere ich Euch. Aber wißt Ihr, wenn alle Höflinge so gewissenhaft wären, so würden die Könige nicht weit kommen.

Weiter als jetzt; denn sie kämen dann zu einem glorreichen und rechtmäßigen Nachruhme.

Und wohin kommen sie jetzt?

Wohin die Könige, Eure Brüder, gekommen sind, Madame: zu einem elenden Tode, oder zur allgemeinen Nichtachtung.

Bei meiner Seele, Ihr seid kühn, Monsieur von Lignerac, rief Margarethe.

Madame, ich bin kein Höfling, erwiederte er ehrfurchtsvoll, aber mit Würde.

Nein, das seid Ihr nicht, da habt Ihr vollkommen Recht, sagte sie, wider Willen lächelnd,

als sie ihn betrachtete. Laßt es Euch nie einfallen, Euer Glück an einem Hofe zu suchen, es sei, welcher es wolle. Aber wer hätte gedacht, setzte sie freundlich hinzu, daß es in diesem blonden Kopfe einen solchen Stolz gäbe?

Lignerac hatte ihr noch nie so gut gefallen wie jetzt, da er sich ein Mal stark im eignen Bewußtsein gezeigt. Jede Frau, selbst eine gewöhnliche, will den Mann stark — wie viel mehr nicht eine wie Margarethe. Allerdings kann eine solche sich noch am leichtesten der Schwäche eines Mannes hingeben, aber dann muß mit dieser die Grazie des Kindes verbunden sein, wie es bei La Mole gewesen war. Lignerac hatte diese Gabe nicht empfangen, um damit seiner allzusanften Natur einen Zauber zu geben. Er konnte Nichts bieten als sein Herz, und das gab er auf eine schlichte, schmucklose Art, die ein Gemüth rühren, aber nicht eine Phantasie, wie die Margarethens, reizen

konnte. Vielleicht hätte Margarethe ihn in der ersten Zeit ihres Verlassenseins, als sie eben nur einer innigen Liebe bedurfte, mehr lieben können — wer weiß es? Gewiß ist es wol, daß sie ihn nie so geliebt hätte wie den anmuthigen Provençalen, und ganz gewiß ist es, daß als der erste Liebhaber, der auf den wunderschönen Chanvalon folgte, der arme Lignerac eine Aufgabe hatte, die zu lösen nur einem Genie in der Liebe möglich gewesen wäre.

Dennoch hatte Margarethe an diesem Abend den halben Gedanken gefaßt, es wäre doch möglich, daß Lignerac bei genauerer Bekanntschaft mit seinem Charakter nicht so langweilig bliebe, wie er ihr bisher erschienen war. Vielleicht schlief in irgend einer Ecke seiner Natur Feuer, das nur von dem rechten Schlage getroffen werden mußte, um hervorzusprühen. Dieser unbestimmten Hoffnung gemäß mishandelte Margarethe diesen armen Liebhaber ohne

Barmherzigkeit; die moralischen Schläge, die er täglich empfing, lassen sich gar nicht zählen. Aber ach, Lignerac hatte keinen Funken vom Feuerstein in sich: er war und blieb ein reiner Krystall, der da glänzte, wenn das nöthige Licht ihn zu bescheinen geruhte, und sich traurig entfärbte, wenn es ihm seine schimmernde Gnade entzog.

Margarethe gab es endlich auf, Lignerac sprühen zu machen; aber dieser ärmste der Liebhaber hatte dadurch keine Ruhe gewonnen, denn die Laune seiner königlichen Geliebten wurde ungleicher und stürmischer als je.

Dreizehntes Kapitel.

Es war wieder Abend, ein feuchter, dunkler, dunstiger Abend, der nicht sehen will, was geschieht, oder, sähe er auch etwas, es verschweigt — ein Abend, wie er zu Stelldicheins, Diebeskletтereien und Kriegslisten nur gewünscht werden kann.

Bei Margarethen war Madame von Duras, und Beide sprachen von Politik. Die Königin hatte vor wenigen Stunden wieder ein Mal einen Brief der Herzogin von Montpensier erhalten, und ließ sich nun gegen ihre Vertraute über seinen Inhalt aus.

Sie ist noch immer in Verzweiflung über den Vertrag von Nemours, sagte sie, und

Messieurs von Guise und Mayenne, so wie alle ihre wahren Anhänger sind es nicht minder. Ich verdenke es ihnen nicht. Der König hängt der Ligue wieder wie ein Block an, der sie an jeder freien Bewegung hindert.

Ja, es war ein feiner Streich von Madame der Königin-Mutter, erwiederte die begünstigte Dame. Aber auch nur ihr konnte er gelingen.

Bah, wenn der Herzog von Guise damals nicht an die Grenze mußte, um die Schweizertruppen zu empfangen, da kam es nicht zum Frieden. Aber so hatte die Königin das Kameel ganz für sich, und konnte ihm nach Gefallen vorreden, daß er bei der ganzen Angelegenheit Nichts weiter sei als eine Strohpuppe.

Hatte sie darin so Unrecht, Madame?

Ich bitte Euch, was kann denn aber dieser Kardinal anders vorstellen als eine Strohpuppe, oder ein Kameel?

Sehr wahr, nur wißt Ihr, daß gerade die hohlsten Dummköpfe es am höchsten übelnehmen, wenn man sie nicht wie Leute von Gewicht betrachtet.

Ja, wie Mühlsteine.

Wie Steine allerdings, aber nicht wie Mühlsteine, sondern wie Grundsteine. Ich wollte gleich darauf sterben, daß der gute Kardinal sich als den Grundstein der Ligue betrachtet hat. Ihr wißt, er hatte schon immer ein Gelüstchen auf die Thronfolge.

Und Ihr wißt auch, daß beide Könige, sowol mein Bruder, wie mein Mann, sich deswegen schrecklich lustig über ihn gemacht haben. Wisset Ihr wol noch, wie er uns damals nach Gascogne begleitete?

Wo er den König von Navarra bekehren wollte, sagte lachend Madame von Duras. Er! der gute Kardinal!

Ja, aber erinnert Ihr Euch noch, wie der

König, mein Mann, ihm einst in meinem Zimmer sagte: Mein Oheim, ich höre, daß die Herren von der Ligue große Absichten mit Euch haben; sie wollen, wie man mir gesagt hat, Euch zum Könige machen. Bittet sie lieber, daß sie Euch Papst werden lassen; dann herrscht Ihr über alle Könige der Erde.

Ich erinnere mich jetzt sehr gut.

Und der König, mein Bruder, fragte ihn, ehe er vom Hofe entwich: Ist es wahr, daß Ihr daran denkt, mir nachzufolgen? Und als der gute Mann roth wurde und bekannte, sagte der König ihm lachend: er sei ein großer Dummkopf.

Und der gute Mann antwortete dem Könige darauf, indem er nach Joyeuse entwich, und unter dem Flügel der Guise'schen Hoheit sich zum Thronfolger auskrähte.

Margarethe zuckte die Achseln. Ja, er wird König werden!

Wer wird es denn werden?

Das ist sehr einfach.

Nicht so gar einfach, wie man denkt, der König von Spanien hat endlich seinen sehnlichsten Wunsch erreicht: Frankreich hat von ihm Geld angenommen, um damit gegen Franzosen Krieg führen zu können — glaubt Ihr, daß er dieses Geld aus uneigennütziger Freundschaft leiht?

So glaubt Ihr also —

Daß er es auf die französische Krone abgesehen hat? Natürlich.

Nein, nein, die Franzosen hassen Spanien zu sehr, als daß sie je den spanischen König in Paris dulden sollten. Guise wird König sein. Paris vergöttert ihn.

Werden die übrigen Herren einem Könige gehorchen wollen, der nicht mehr war als sie? Und hätten nicht Messieurs von Nevers und Montpensier mehr Rechte auf die Krone als

Monsieur von Guise? Der eine ist Prinz von Geblüt, der andere mit einer Prinzessin von Geblüt vermählt, wohingegen Monsieur von Guise Nichts ist als Prinz von Lothringen. Eher könnte noch der Herzog von Lothringen Ansprüche machen.

Die Königin, meine Mutter, wünscht auch, daß die Kinder meiner Schwester Claude nachfolgen sollen. Monsieur von Guise bestärkt sie darin. Er ist nicht dümmer als sie.

O, wenn es einem Prinzen, der kein König ist, gelingen kann, sich jetzt die Krone von Frankreich herunterzulangen, so ist es Monsieur von Guise, sagte Madame von Duras, welche den ganz politischen Antheil, den Margarethe an dem Gelingen Guise's nahm, aus der Jugendneigung herleitete, die Margarethe mit dem Herzen so ganz vergessen hatte, daß sie bisweilen selbst der Erinnerung daran mistraute, und sich leicht hätte selbst überreden können, das

Ganze sei nie gewesen. Aber Madame von Duras wußte das nicht und glaubte, indem sie Guise schmeichelte, auch Margarethen zu schmeicheln.

Und dann, setzte sie in derselben Meinung hinzu, wer wird dann Königin sein?

Hm, Madame von Guise, murmelte Margarethe misvergnügt. Es wäre ein großes Glück für eine solche Prinzessin.

Hätte die Königin von Navarra nur irgend gewußt, wem sie die Krone gönnen sollte, ohne weder ihrem Bruder, noch ihrer Mutter, noch ihrem Manne zu Gefallen zu wünschen, Guise hätte wahrlich ihre Stimme nicht gehabt, denn daß „dieser kleine Prinz von Lothringen“ auf den Thron der Valois kommen sollte, war ihrem Geburtsstolze keinesweges recht. Sie fing an zu überlegen, ob ihre Vertraute nicht wegen der Herzöge von Nevers und Montpensier Recht haben könnte, gerade, als hielte sie die

Krone in der Hand und könnte sie schenken, wem sie wollte. Wir setzen uns bisweilen in Gedanken so als höchste Macht ein, und verschenken wo möglich den Erdkreis. Margarethe blieb jedoch nicht lange in diesem Herrschaftstraume gefangen. Sie fuhr in Unmuth auf, und rief wieder ein Mal, was sie schon hundert Mal gerufen und vielleicht schon tausend Mal gedacht hatte: Warum bin ich kein Mann!

Ihr könnt noch Königin von Frankreich werden, bemerkte Madame von Duras beziehungsreich.

Margarethe sah ihre Ehrendame fragend an und verstand sie. Der ursprüngliche Adel erwachte in ihr. Ehe ich es auf die Art werde, wie Ihr meint, sprach sie stolz, will ich lieber morgen in ein Kloster gehen.

Warum? fragte Madame von Duras. Der Herzog von Guise hat Madame Margarethe sehr geliebt — warum sollte er

nicht auch Madame die Königin von Navarra lieben?

O ja, warum nicht? Meine Hand gäbe ihm eine Art Anrecht auf den Thron, wenigstens mehr, als er jetzt hat.

Margarethe sann mit Wehmuth nach. Sie fand im Grunde ihres Herzens den ersten Schmerz ihrer Jugend wieder, doch that ihr die Erinnerung nur insofern weh, als er eben der erste gewesen. Das erste Glied an einer Kette von Leid, die ich seitdem immer an den Händen getragen habe, und an der ein feindliches Geschick mich von jedem kaum erfaßten Glücke zurückriß, dachte sie. Ein großes Mitleid mit sich selbst ergriff sie; sie schaute sich an, wie eine fremde leidende Gestalt, und die Augen wollten ihr übergehen; aber statt zu weinen, lächelte sie, und das Lächeln war schmerzlicher, als tausend Thränen es gewesen wären. Und dann athmete sie leiser vor der

Beklommenheit der Reue und dachte: Wie war ich damals gut, da ich den Herzog liebte!

Ja, auch Margarethe, obgleich durch die Verführung zur Schuld erzogen, hatte ihr verlorenes Paradies. Auch sie war Kind gewesen.

Madame von Duras verstand sich nicht auf die Beobachtung der Gefühlsschattirungen, die durch die Seele hinlaufen, wie Schatten und Lichter durch den Himmel. Sie fragte prosaisch: Madame, warum wolltet Ihr Monsieur den Herzog von Guise nicht heirathen?

Weil ich Se. Heiligkeit nicht mit einer doppelten Scheidung bemühen möchte, erwiederte Margarethe geringschätzig.

Ah, die Scheidung vom Könige von Navarra wäre wol nicht schwer. Excommunicirt —

Schweigt, mein Schatz, sprach die Königin trocken.

Die Vertraute war verzogen und fuhr trotz des Verbotes fort: Der Herzog wäre

doch ein anderer Liebhaber als dieser kleine Lignerac.

Ach ja, dieser liebe, gute Lignerac, sagte Margarethe unwillkührlich gähnend — er ist sehr gut, so gut, daß ich mit ihm fast vor Langeweile sterbe.

Wie könnte es auch anders sein, Madame?

Und wer anders hat mir ihn denn empfohlen als Ihr?

Leider, ja. Aber ich kannte ihn nicht, das muß meine Entschuldigung sein.

Ich sagte Euch ja gleich, er sei fade.

Ei, das ist es nicht, was ich meine.

Aber gerade, was ich meine.

Ich meine, es fehlt ihm an Dankbarkeit.

Ich finde im Gegentheile, die hat er zu viel; denn sobald ich ihm nur ein Mal ein schläfriges Lächeln schenke, weiß er sich vor Erkenntlichkeit gar nicht zu fassen.

Bei Euch, Madame, glaube ich schon, daß

er den Erkenntlichen macht. Ich spreche von dem Betragen gegen mich. Das zeigt von einer schändlichen Undankbarkeit.

Er predigt Euch vor — ich weiß es.

Und versucht, mir bei Euch zu schaden.

Ja, das thut er, antwortete Margarethe ohne alle Umstände.

Wenn man ihn hört, fuhr Madame von Duras sich erhitzend fort, so sollte man meinen, ich wäre ein nimmersatter Goldigel, und ich wollte doch sehen, ob Monsieur von Lignerac mit dem, was ich erhalte, die Kosten für den Haushalt Ew. Majestät bestreiten könnte.

Ja, er hat mir erklärt, die Einwohner wären Eurer Erpressungen wegen gegen mich aufgebracht, meinte Margarethe gleichgültig.

Das sind Verläumdungen.

Und er beharrt darauf, daß jener Krämer, den er als verdächtig verfolgte, und der ihm auf so unbegreifliche Weise mitten in der Stadt

entkommen ist, ein Unterhändler Matignon's mit den Bürgern unserer guten Stadt Agen gewesen sei.

Das sind Dummheiten.

Möglich. Erhitzt Euch nicht.

Wird Ew. Majestät denn diese falsche Zunge noch länger um sich dulden? fragte Madame von Duras empfindlich.

Ja, erwiederte Margarethe einfach.

Aber das ist — rief Madame von Duras mit heftiger Stimme —

Was denn, wenn es Euch gefällig ist?

Ungerecht gegen mich, Eure treue Dienerin, Madame, brach die gekränkte Dame aus.

Und wollte ich Lignerac fortschicken, so wäre es ungerecht gegen ihn, meinen treuen Diener, sagte die Königin lachend. Also behalte ich euch Beide und höre auf Nichts, was der Eine vom Andern redet.

Aber er langweilt Euch! rief die Vertraute.

Wahr, erwiederte Margarethe ernsthaft. Aber seht Ihr, setzte sie, noch trostloser als vorhin, gähnend hinzu, allein würde ich mich noch viel mehr langweilen.

Eine so geistreiche Prinzessin! meinte die Dame.

Glaubt Ihr denn, fragte die Königin spöttisch, Ihr, die Ihr nicht geistreich seid — denn ich glaube, Ihr, meine Liebe, macht keinen Anspruch darauf? unterbrach sie sich.

Mein Gott, nein, erwiederte Madame von Duras lachend; ich habe mich immer mit gesundem Menschenverstande begnügt.

Nun denn, glaubt Ihr, daß wir, die sogenannten geistreichen Menschen, vor der Langeweile gesichert sind? fuhr die Königin fort. Keineswegs, ich versichere Euch; wir sind ihr weit mehr unterworfen als die Dummen.

Das begreife ich nicht.

Es ist doch Nichts leichter. Was die Dum-

men unterhält, das erscheint uns schal; was die Dummen befriedigt, das läßt uns kalt. Die Dummen müssen, was wir mit einem Male auswendig wissen, zehn Mal wiederholen, um es nur zu begreifen — denkt, wie viele Zeit wird damit nicht ausgefüllt, die uns leer auf den Händen liegt. Die Dummen werden fortwährend überrascht und in Erstaunen gesetzt; wir nicht, denn uns ist alt, was ihnen neu ist. Endlich sind die Dummen, wie Ihr selbst ja bei dem guten Kameel bemerkt habt, immer äußerst selbstzufrieden —

Um Verzeihung, Madame; als die Königin-Mutter dem Kameel begreiflich machte, daß es von Messieurs von Guise zum Narren gehabt werde, da war es durchaus nicht zufrieden.

Ja, mit Messieurs von Guise, aber mit sich selbst?

Ich glaube auch nicht mit sich selbst, denn

so hart sein Kopf auch war, begriff es doch, daß es sich hatte an der Nase herumführen lassen.

Wohl, das ist ein einzelner Fall, und einzelne Fälle sind überall möglich. Die Regel aber ist, daß dumme Menschen immer äußerst mit sich selbst zufrieden sind, und ich weiß nicht, ob es Euch bekannt ist, daß es keine angenehmere Beschäftigung geben kann als Selbstzufriedenheit.

Glaubt Ihr, Madame? fragte die gute Dame, die über diese psychologische Erscheinung noch nicht nachgedacht hatte.

Ganz gewiß, denn war ich mit mir selbst zufrieden, so war ich es auch mit der ganzen Welt und fühlte mich vortrefflich unterhalten, und jetzt, wo ich misvergnügt über mich bin, langweile ich mich unendlich und das ganze Leben scheint mir nicht der geringsten Mühe werth; ich finde z. B. die, welche ich aus Ge-

wohnheit immer noch auf meinen Anzug verwende, sobald dieser fertig ist, für ein so elendes Dasein, wie das meine, geradezu weggeworfen.

Aber ehe Ihr fertig geputzt seid, findet Ihr das nie?

Die Königin lächelte und sagte: Meine Liebe, Ihr habt doch Geist, wenn Ihr Euch gleich dagegen verwahrt.

O dann ist es ein einzelner Fall, wie beim Kameel, sagte Madame von Duras humoristisch. Die Regel ist, daß ich keinen Geist besitze. Aber, wenn Ihr mir zu fragen erlaubt, Madame, warum seid Ihr auf ein Mal so misvergnügt mit Euerm schönen Selbst?

Weil ich dieses schöne Selbst habe Dummheiten machen lassen.

Ihr meint, daß Ihr aus Nerac weggegangen seid?

Unternehmt Ihr es etwa, aus diesem Schritte meine Klugheit zu beweisen?

Aber, Madame —

Aber, meine Liebe, ich sehe das doch ein, denn ich habe, Gott sei Dank, noch Augen.

Hättet Ihr Euch denn in Nerac alle Ungezogenheiten von Madame der Prinzessin gefallen lassen sollen?

Ja, das hätte ich thun sollen, erwiederte Margarethe verdrießlich. Dann säße ich jetzt nicht hier und langweilte mich, weil ich Geist genug habe, um mich selbst zu beurtheilen.

Dergestalt, daß Ew. Majestät den guten Lignerac zur Vertreibung der Langeweile behält, die Euer Geist Euch verursacht? fragte die Vertraute kichernd.

Margarethe bejahte durch eine satyrische Kopfbewegung.

Wenn Ihr jedoch einen Bessern fändet?

Ah, es könnte sein, daß es mir einfiele, meinerseits die Dankbarkeit zu spielen, meinte die Königin spottend.

Da entstand plötzlich in der Entfernung ein dumpfes, mächtiges Geräusch, wie das eines Ereignisses, eine Schallverwirrung, wie sie den Schrecken des Schweigens ausdrückt, wenn es durch irgend etwas Unerwartetes unterbrochen wird.

Was ist das? rief Madame von Duras zusammenfahrend und ängstlich hinhorchend.

Irgend ein neues Unheil, sprach die Königin gehalten.

Aufruhr, so wahr ich lebe! Hört Ihr nicht: es lebe der König? Die Dame rang die Hände; sie wußte, wie sehr und mit welchem Rechte sie ihrer gewissenlosen Erpressungen wegen von den Einwohnern von Agen gehaßt wurde.

Margarethe heftete einen durchdringenden Blick auf ihre Vertraute und sagte: Ich sehe es jetzt, daß Ihr meinen Namen gemisbraucht habt.

Es geschah Alles zu Euerm Vortheile, Madame, jammerte Madame von Duras. Ich rufe Gott zum Zeugen an.

Ein Zeuge, der Euch bei den guten Leuten von Agen wenig nützen wird.

Aber Ihr werdet mich schützen, Madame? Sagt, werdet Ihr es nicht?

Wenn ich es kann. Doch vielleicht bin ich selbst in Gefahr.

Dann sei unsere Frau mir gnädig. Wo mich verbergen?

In Euerm Geldkasten, sagte Margarethe ironisch.

Man kommt! schrie die Dame entsetzt.

Lignerac, was ist? fragte die Königin, gefaßt dem hereinstürzenden jungen Manne entgegentretend, dem der übrige Haushalt theilweis in der höchsten Angst der Verwirrung folgte.

Matignon ist in der Stadt, rief Lignerac athemlos vor Aufregung.

Ha, Verrath von den Bürgern!

Jesus, mein Heiland! kreischte Madame von Duras.

Lignerac warf einen flammenden Blick auf sie. Schreiet, Madame; Euer Werk ist es. Königin, Ihr müßt zu Pferde!

Und mein Schmuck, mein Silber?

Der Marschall wird hoffentlich nicht als Freibeuter kommen, rief der Leibarzt. Ich stehe für Euer Eigenthum. Aber mit Euch fort, Madame; denn Ihr seid der Raub, auf den es abgesehen ist.

Ja, fort, Madame! rief Lignerac. Mein Pferd steht unten; kommt, oder Matignon kommt.

Lieber sterben, als in die Gewalt dieses Normannen gerathen! rief Margarethe entschlossen. Fort, Lignerac; ins freie Feld, wenn es sein muß.

Nein, antwortete er, nach Carlat zu meinem Schwager Marse.

Sie waren an der Hausthür; die Pferde der Edelleute, die herbeieilten, standen theils schon da, theils kamen sie noch an. Lignerac schwang sich auf und nahm Margarethe hinter sich; Lodon that dasselbe mit Madame von Duras, einige andere Edelleute erbarmten sich der übrigen Hofdamen und in diesem abenteuerlichen Fluchtzug verließ die Königin Agen durch das eine Thor, während der Marschall, durch das andere eingelassen, bereits auf ihr Haus losrückte.

Vierzehntes Kapitel.

Monsieur von Marse, der Kastellan von Carlat, empfing die Königin von Navarra mit Ehrfurcht und versprach ihr, da Carlat für einen der festesten Plätze in Frankreich galt, mit Zuversicht, daß sie endlich sicher wohnen solle. Dann, nachdem er den hohen Gast seiner Frau übergeben hatte, eilte er nach Agen, um ihren Schmuck und ihr Silber zu retten, und die Ueberreste ihres Gefolges zu sammeln. Beides gelang ihm. Matignon hatte, um nicht etwa den König durch allzu ausgedehnte Befolgung seiner Befehle aufzubringen, wohlweislich

um Verhaltungsmaßregeln wegen der Kostbarkeiten gebeten, welche die Königin zurückgelassen. Wegen ihrer einstweiligen Bewachung verließ er sich auf denjenigen seiner Offiziere, dem er den Befehl über Agen anvertraut hatte. Aber dieser arme Offizier war minder schlau als sein Befehlshaber, und so gelang es Marse, die betreffenden Gegenstände fast eben in dem Augenblicke, wo von Paris aus die Verfügung über ihre Beschlagnahme eintraf, für die bedürftige Königin zu retten.

Wohnte Margarethe nun auch sicher, so fehlte doch sehr viel, daß sie auch angenehm wohnte. Carlat war durchaus nicht für eine Frau eingerichtet, die an den Luxus der Könige von Frankreich gewöhnt war. Madame von Marse, einfach erzogen und gewöhnt, begriff durchaus nicht, daß Dinge, die sie nie gesehen, von denen sie kaum gehört, für die Königin unentbehrliche Bedürfnisse sein könnten. Ligne-

rac erschöpfte bisweilen seine ganze Geduld, um ihr zu beweisen, daß dieser oder jener Gegenstand angeschafft, oder war er da, auf die und nicht auf jene Art angebracht werden müßte; denn auf die Ehrendamen, die, nach ihrem Ausdrucke, Mienen machten, als wären sie wenigstens Göttinnen, hörte die gute, aber ungebildete Dame durchaus nicht; ihr Bruder war der einzige, der sie, wenn auch nicht überzeugen, doch dahin bringen konnte, daß sie ohne Ueberzeugung nachgab.

Allmälig gewann demnach die Wohnung der Königin ein Ansehen, das ihrem Range angemessener war; aber jetzt trat ein anderer Uebelstand ein, einer, der nach den Launen des Geschicks lächerlich oder tragisch sein kann: es fehlte an Geld, und Margarethe mußte, da in Frankreich ein Abgesandter von ihr überall zu fürchten hatte, daß man ihn allzudringend zum Bleiben einladen könnte, Monsieur von Duras

nach Spanien schicken, um dort mit möglichster Geschicklichkeit eine Anleihe zu versuchen.

Inzwischen war die Königin noch immer krank; selbst ihre mächtige Gesundheit hatte die Fluchtnacht nicht aushalten können, in der sie, ohne selbst ein Reitkissen zu haben, auf schlechten Wegen rastlos vorwärts geritten war.

Lignerac bot Alles auf, um seine kranke Gebieterin zu zerstreuen, und Madame von Marse pflegte und tyrannisirte ihren hohen Gast mit solchem Eifer und solchem Erfolge, daß Margarethe nach einem Monate als genesen betrachtet werden konnte.

Durstig geworden nach freiem Feld und freier Luft nahm sie gleich am ersten schönen Tage die Rechte der Gesunden in Anspruch und ersuchte ihren Wirth um eines seiner Pferde, damit sie spazierenreiten könnte.

Dieses Mal zwar nicht auf einem Pferde mit Euch, Lignerac, setzte sie, sich mit huld-

vollem Lächeln an diesen Edelmann wendend, anmuthig hinzu, wohl aber mit Euch als meinem Cavalier zur Seite. Ihr habt Euch genugsam das Recht erworben, es immer und ausschließlich zu sein.

Lignerac dankte ihr nur mit einem Blicke. Er war so glücklich, wie er nie gewesen. Die schöne Königin wußte zu belohnen.

Monsieur von Marse hatte unterdessen den Befehl gegeben, daß seine Pferde der Königin vorgeführt werden sollten, damit sie das wählen könnte, welches ihr am besten gefiele.

Ich will das wildeste, antwortete sie.

Dann, Aubiac, den Navarresen, rief Marse in den Hof hinunter.

Wer ist dieser Mann? fragte die Königin, die auch hinuntersah.

Mein Stallmeister, antwortete Marse.

Gott, ist er häßlich! sagte sie lachend. Ich dachte nicht, daß man so häßlich sein könnte.

In der That, man konnte kaum häßlicher sein als dieser Aubiac. Klein, fast unförmlich durch die Stärke seiner Muskeln, mit einem riesigen, viereckigen Kopfe, rothem, struppigem Haare, einer ganz fleckigen Haut, einer scharlachrothen, klumpigen Nase, einem unmäßigen Munde und kleinen, fahlen, stechenden Augen konnte er für das Ideal des Widerlichen gelten.

Marse betrachtete seinen Stallmeister, dann die Königin und brach endlich, trotz aller Mühe, die er anwandte, um sich ernsthaft zu erhalten, in ein herzliches, soldatisches Lachen aus.

Was lacht Ihr? fragte Margarethe verwundert. Findet Ihr ihn etwa schön?

O, auf meine Seele, nein, Madame. Der arme Aubiac ist ein wahrer Kinderschrecken. Aber es ist nur so drollig.

Was denn?

Nein, nein, Madame; das kann ich Euch nicht sagen.

Warum nicht, wenn es etwas Drolliges ist?

Ja, höchst drollig, erwiederte er und fing sein Lachen von Neuem an.

O bitte, Monsieur von Marse, dann sagt es mir. Zu lachen wird mir gut thun.

Werdet Ihr nicht böse werden, Madame?

Nein, gewiß nicht.

Gebt Ihr mir Euer Wort darauf?

Ihr habt es; aber jetzt sprecht.

Nun wol, der Aubiac ist in Euch verliebt.

Die Königin blickte ihren Wirth erst mit dem äußersten Erstaunen an; dann brach auch sie in ein lustiges Gelächter aus. Die Damen und Herren folgten ihrem Beispiele, und noch nie hatte es zu Carlat eine gute Gesellschaft gegeben, die lustiger gewesen wäre.

Als Margarethe sich etwas von dieser erschöpfenden Heiterkeit erholt hatte, fragte sie,

wie Marse denn zu diesem Geheimnisse gekommen sei.

Ei, meiner Treu, das war nicht schwer, antwortete Marse. Das ganze Haus weiß es. Der Bursche sagt es Jedem, der es hören will.

Aber wo hat er mich denn gesehen? Als ich hier ankam, war es Nacht, und seit ich hier bin, habe ich das Zimmer noch nicht verlassen.

O, er hat Euch zu Paris gesehen, als er bei Monsieur von Saint-Luc diente, und er versichert, bei dem ersten Blicke auf Euch habe er hingerissen ausgerufen: Welch ein liebenswürdiges Wesen! Wenn ich glücklich genug wäre, ihr zu gefallen, wollte ich mein Leben nicht bedauern, und sollte ich eine Stunde darauf gehangen werden.

Ich fürchte, er wird ohne Bedingung gehangen werden, meinte Lignerac, unmuthig über die Ungeschicklichkeit seines Schwagers, der es

wagte, die Königin von solchen Anbetern zu unterhalten.

Eine große Liebe, in der That, äußerte Margarethe spöttisch. Ob das gute Ungeheuer noch immer so denkt?

Ich will dafür stehen, erwiederte Marse.

Ich bin nicht mehr so schön, wie ich war, dachte die Königin.

Sie entließ die Herren, um sich zum Ritte anzukleiden. Lignerac sagte, sobald sie draußen waren, zu seinem Schwager: Mein Bruder, wie konntet Ihr so wenig Feinheit haben?

Was meint Ihr? Wegen Aubiac? fragte Marse.

Allerdings. Der Königin sagen, daß ein solcher Bursche sie zu lieben wagt, heißt ja alle Ehrfurcht gegen sie geringachten.

Sie wollte es aber doch.

Es gibt Gelegenheiten, wo es besser ist, den Großen nicht zu gehorchen.

Das sind Eure Hofregeln, die ich nicht kenne. Indessen mache ich mir auch den Henker was daraus. Ich bin ein Soldat und kein Hofmann.

Dennoch —

Ei, laßt mich in Ruhe. Die Königin hat gelacht, folglich kann sie nicht böse gewesen sein.

Sie hat heute gelacht, und morgen kann sie bei genauerem Nachdenken finden, daß Ihr wider die ihr schuldige Ehrerbietung gefehlt habt, und — es ist nicht gut, eine Große zur Feindin haben.

Das sagt Ihr, der immer ihre Güte rühmt?

Gewiß ist sie gut, aber sie ist auch stolz.

So lasse sie stolz sein und nachträglich böse werden. Bin ich ihr Diener? Mir dünkt, sie sei mehr in meiner Gewalt als ich in der ihrigen.

Ihr wollt ihre Lage hoffentlich nicht misbrauchen, sprach Lignerac nachdrücklich.

Marse lachte gutmüthig. Man merkt, daß es dir nicht besser geht als dem Rothkopf, dem Aubiac: du siehst und verstehst Alles der Quer. Wie kann es dir nur einfallen, daß ich die Lage dieser armen Prinzessin sollte misbrauchen wollen? Das hieße doch mit andern Worten, sie entweder dem Könige von Frankreich, oder dem Könige von Navarra ausliefern, und glaubst du, daß ich, obgleich der treue Unterthan Beider, so etwas thun werde?

Lignerac drückte seinem Schwager die Hand. Vergebt mir; die Sorge für die Sicherheit der Königin macht mich mistrauisch wie einen Kundschafter. Euch aber würde ich jedenfalls rathen, diesen Burschen zu entlassen.

Ihr seid nicht klug. Es gibt keinen bessern Stallmeister. Und glaubt Ihr wirklich, daß eine Frau je durch eine solche Liebe beleidigt werden kann, selbst wenn sie eine Königin und er ein Stallmeister,

und sie die größte Schönheit und er ein Ungeheuer ist?

Marse hatte Recht. Die Königin war keinesweges erzürnt, sondern im Gegentheile neugierig, ihren ungeschlachten Anbeter näher zu sehen.

Als sie in den Hof hinabkam, um zu Pferde zu steigen, fand sie Gelegenheit, unbemerkt von Lignerac ihrer Neugier zu genügen, und, seltsam genug, dem raschen Blicke folgte der Wunsch, den häßlichen Aubiac wieder ansehen zu können. Es ist wahr, daß er in der Nähe, wo man seine Züge einzeln unterscheiden konnte, noch abschreckender war, aber dafür flammte ihr eine solche Leidenschaftswuth aus seinen kleinen, aber brennenden Augen entgegen, daß es ihr war, als fühlte sie den glühenden Luftstrom einer Feuersbrunst.

Ja, dieser Mensch liebt mich, dachte sie.

Lignerac begleitete sie ihrer Erlaubniß ge-

mäß als ihr Cavalier; aber nie war er ihr so langweilig erschienen.

Er versteht so wenig von der Liebe wie ein Knabe, dachte sie ungeduldig.

Als sie nach der Rückkehr abstiegen, sah sie Aubiac abermals an.

Er ist häßlich, aber nicht widerlich, wie ich glaubte. Im Gegentheil, eine solche Häßlichkeit gibt einem Gesicht Charakter. Wenigstens ist es noch immer besser, so außerordentlich häßlich zu sein, als so alltäglich hübsch wie der gute Lignerac.

Acht Tage lang wechselte die Königin mit dem Stallmeister solche Blicke voll unbestimmter und unaussprechlicher Empfindungen. Am neunten Abend befahl sie Madame von Duras, Aubiac heimlich auf ihr Zimmer zu bringen.

Madame von Duras lächelte. Ihr war es äußerst angenehm, wenn die Aufführung ihrer

Gebieterin immer regelloser ward. Sie konnte dann mehr Gewalt über sie ausüben.

Aubiac hatte durch sein ungeheures Glück eine solche Kraft empfangen, daß er im Stande war, es schweigend zu ertragen. Niemand im Schlosse ahnte etwas von diesem Verhältniß; Lignerac diente den beiden Liebenden — ich weiß nicht, wie ich sie anders nennen soll — ahnungslos als Schirm.

Wer weiß, wie lange in einem Schlosse, das voll von Menschen und sehr leer an Neuigkeiten war, dieses Geheimniß, auch wenn ein unglücklicher Zufall ihm nicht ein Ende gemacht, sich hätte erhalten können. Gewiß aber ist es, daß der unglückliche Zufall eintrat, und daß Madame von Marse seine beklagenswerthe Urheberin war.

Die gute Dame nämlich hatte noch von der Krankheit der Königin her die Angewohnheit beibehalten, ihre angenehme Gegenwart,

so oft es ihr einfiel, ohne weitere Bedenklichkeit in die Gemächer Margarethens zu bringen. Mehr als ein Mal hatte Lignerac versucht, dieser Unschuld von einigen dreißig Jahren bemerklich zu machen, daß sie die Königin doch in irgend etwas stören könne; aber sie hatte ihn immer ganz einfältig angesehen und erwiedert: I, zwischen Frauen — wie kann man sich denn da stören? Und da Lignerac ihr nicht anvertrauen mochte, daß er der Geliebte Margarethens sei, und auch der Haushalt der Königin sich die Lust machte, die gute Dame des Schlosses mit den fabelhaftesten Geschichten von der übermenschlichen Tugend ihrer Gebieterin zum Besten zu haben, so war es natürlich, daß Lignerac's Warnungen unbegriffen blieben, und daß Madame von Marse eines Morgens in aller Frühe in der Absicht, eine Neuigkeit mitzutheilen, so unbefangen in das Schlafgemach der Königin eintrat, als wäre

ein so gänzlich überraschender Besuch die einfachste Sache von der Welt.

Dieses Mal jedoch mußte sie mit eigenen Augen ihren Irrthum eingesehen haben; denn sie kam nach wenigen Augenblicken so todtenbleich und betäubt in das Zimmer, wo ihr Mann mit Lignerac saß, daß beide Edelleute aufsprangen und sie mit den ängstlichsten Fragen bestürmten.

Ist der Königin etwas? rief Lignerac.

Kommt Matignon, uns zu belagern? fragte Marse.

Ich kann nicht sprechen, stammelte Madame von Marse, an allen Gliedern zitternd.

Ei, wenn Ihr sagen könnt, Ihr könnt nicht sprechen, so könnt Ihr auch mehr sagen! rief der Mann ungeduldig.

Meine Schwester, ist der Königin etwas? wiederholte Lignerac dringender.

Der Zorn gab jetzt der erschrockenen Frau

Kraft. Ob Eurer Königin etwas ist? schrie sie. Ja, es ist ihr etwas — sie hat ihre Ehre in den Koth geworfen — sie — o Eure Königin — Eure Königin — eine schöne Königin, eine ehrenwerthe Prinzessin — es ist eine Schande! —

Aber zum Teufel, was ist denn? donnerte der Kastellan.

Aubiac ist bei ihr! kreischte die tugendhafte und erbitterte Dame.

Was? Marse gaffte seine Frau ganz dumm an.

Lignerac rief zornig: Meine Schwester!

Macht Euch nur nicht wichtig, erwiederte die Dame verächtlich und heftig. Eure Königin ist ärger als ein öffentliches Mädchen, denn die kommt wenigstens nicht in anständige Häuser, um solche Dinge zu treiben.

Aber es ist nicht wahr!

Was? Nicht wahr? Und ich hab' es mit eigenen Augen gesehen?

Wo denn? fragten beide Männer, Lignerac wüthend, Marse halb lachend.

Wo? In dem Schlafgemache Eurer Königin, aus dem ich eben komme.

Und da habt Ihr gesehen —

Daß ein Mann drinnen war, und daß dieser Mann Aubiac war.

O mein Gott! stöhnte Lignerac und verbarg sein Gesicht.

Es ist gar zu toll! rief nach einem Augenblick Marse, in ein tolles Gelächter ausbrechend.

Ihr lacht, Monsieur? fragte seine Frau entsetzt.

Soll ich weinen? Ich bin, Gott sei Dank, nicht ihr Liebhaber, und es ist die beste Geschichte von der Welt.

Was muß ich hören, Monsieur von Marse? jammerte die Dame. Solche Gesinnungen habt Ihr? Was mich zu Stein werden läßt, das nennt Ihr eine gute Geschichte? O gewissen-

loser Mann! O ich unglückliche Frau! Was für einen Mann habe ich! Was soll aus mir werden?

Aber so sagt mir doch nur, mein Schatz, ob Ihr toll seid? fragte er. Was zum Henker geht Euch denn die Tugend von Madame der Königin von Navarra an?

Es geht mich wohl was an, ob mein Haus beschmutzt werde, oder nicht, entgegnete sie schluchzend. Ich will nicht, daß mein Haus befleckt werde. Ich will nicht mit einer solchen Frau in einem Hause wohnen. Ich will nicht, daß Eure Königin noch eine Stunde hierbleibe. Sie kann auf dem Felde umkommen — es ist mir ganz gleich. Ich will nicht —

Ich will nicht — ich will nicht, unterbrach Marse sie jetzt etwas ungeduldig. Fragt Ihr denn gar nicht, was ich will?

Könnt Ihr etwas Anderes wollen? fragte sie vorwurfsvoll.

Ich will etwas Anderes, und Ihr werdet es mit mir wollen, mein Schatz, darum ersuche ich Euch höflichst. Die Königin bleibt hier, wird nach wie vor mit der Ehrfurcht behandelt, die ihr gebührt —

Die ihr gebührt?

Die ihr gebührt, sage ich, und —

Und ich sage Euch, das kann ich nicht und will es nicht.

Und ich wiederhole Euch: Ihr werdet es wollen, und was noch mehr ist, Ihr werdet Alles, was Ihr gesehen, da Ihr zur ganz unschicklichen Stunde Euch in die Gemächer der Königin eindrängtet, ganz und gar vergessen; versteht Ihr mich?

Das heißt, ich höre Euch. Verstehen kann ich Euch nicht. Wie kann ich verstehen, daß ein Mann seine eigene Frau entehren will?

Mein Schatz, ich wüßte wirklich nicht, wie ich das machen sollte?

Scherzt nicht, Monsieur von Marse, sprach die Dame würdevoll, was ihr sehr komisch stand. Ihr versteht recht gut, wie ich das meine. Ist es nicht Entehrung für eine anständige Frau, wenn sie mit einer solchen ehrlosen unter einem Dache wohnt?

Habt Ihr bemerkt, daß es Euch schon etwas geschadet hat? Als die Königin hier ankam, wurde da die Luft schlecht?

Da hatte sie ja der Satan noch nicht verblendet.

Ihr habt Recht, sie hatte sich noch nicht in das Meerthier, den Aubiac, vergafft, aber sonst —

Was wollt Ihr sagen?

Mein Schatz, man muß so einfältig sein wie Ihr, um nicht zu wissen, daß die Königin eine der lustigsten Damen in ganz Frankreich ist.

Madame von Marse schlug die Hände zu=

sammen, wollte von solchen Abscheulichkeiten Nichts mehr hören und fragte in demselben Athem ihren Mann auf das Eifrigste aus.

Dieser erzählte ihr mit Genuß und ergötzte sich nicht wenig an ihrem Entsetzen, das sich in Ausrufungen äußerte, und an ihrer Begierde, die sie durch immer neue Fragen verrieth. Plötzlich jedoch unterbrach er sich und fragte rasch: Aber wo ist Euer Bruder?

Ich weiß es nicht, antwortete die auf Skandal versessene Dame. Sagt mir —

Er wird doch nicht — unterbrach Marse seine Frau, um dann sich selbst zu unterbrechen.

Was denn?

Nein, nein, das wäre zu toll!

So sprecht doch!

Zur Königin gehen und ihr sagen — oder hat die Königin selbst Euch gesehen? Dummkopf, der ich bin — das nicht gleich zu fragen. Hat die Königin Euch gesehen?

Nein, sie schlief und der rothköpfige Hund auch.

Nun dann — rief Marse und sprang auf.

Wohin lauft Ihr denn? rief die Dame hinter ihrem Manne her; aber er hörte nicht auf sie; er stürzte nach dem Zimmer seines Schwagers.

Es war zu spät. Lignerac war bereits bei Margarethen.

Glühend von Verachtung und Verzweiflung stand er vor ihr; glühend vor Zorn stützte Margarethe, die jetzt allein war, sich im Bette auf ihren Arm, und Schlag auf Schlag wechselten Beide die heftigsten Worte.

Könnt Ihr mir noch ins Auge sehen, Madame?

Seid Ihr mein Richter, anmaßender Mann?

Ihr habt mir Rechte auf Euch gegeben.

Die ich zurücknehme.

Die ich Euch zurückgebe. Oder glaubt Ihr, ich möchte Euch noch?

Es ist leicht, aufgeben, was man nicht mehr hat.

Es ist ehrenvoll, nicht mehr zu haben, was nicht länger des Besitzes werth ist.

Vergeßt nicht, mit wem Ihr sprecht.

Mit der Geliebten eines Aubiac.

Mit der Schwester Eures Königs.

Wir wollen sehen, ob der König Euch noch länger anerkennen wird.

So endete das letzte Gespräch Beider, und Marse kam nur noch zurecht, um Lignerac's Rasereien über diese Treulosigkeit zu hören, und ihm mit mehr Aufrichtigkeit als Höflichkeit zu sagen: Du bist ebenso dumm wie deine Schwester.

Ich hätte doch nicht etwa schweigen sollen? fuhr Lignerac auf.

Ja, das hättest du thun sollen, und du

hättest sehr weise daran gethan. Ueberdies, was rasest du denn? Was schreist und tobst du? Du hast doch unmöglich glauben können, daß Madame die Königin von Navarra dir treu bleiben würde?

Lignerac antwortete nur durch verzweifelnde Geberden.

Er hat es sich wahrhaftig eingebildet, sagte Marse; das übersteigt allen Glauben. Nimm es mir nicht übel, Lignerac, aber du bist noch dümmer als deine Schwester.

O, wäre sie mir nur wenigstens nicht mit solchem Elenden untreu geworden! stöhnte Lignerac.

Ei, das ist ihre Sache, nicht die Eure, rief Marse. Und wenn sie sich statt in einen Stallmeister sogar in ein Pferd verliebt hätte, was ginge Euch das an? Hat sie selbst uns doch neulich von der griechischen Prinzessin erzählt, die einen Stier liebte. Warum —

Ich verlasse Euch noch in dieser Stunde, unterbrach Lignerac die klassischen Anführungen seines Schwagers.

Mir recht lieb, meinte dieser. Ich wüßte wahrlich nicht, was ich mit Euch hier weiter anfangen sollte.

Und ich werde mich rächen!

So? Auf welche Art, wenn man fragen darf?

Ja, ich werde mich rächen, bekräftigte Lignerac, durchaus nicht auf die Antworten seines Schwagers hörend. Ganz Frankreich soll ihre Schande wissen.

Recht so, seid der Hahn, der kräht, wie Eure Schwester die Gans ist, die schnattert, sagte Marse verdrießlich. Hol' Euch der Teufel alle Beide.

Rache ist das Glück der Hölle, monologisirte Lignerac.

Und Verliebte sind ärger als Besessene, sprach Marse auch für sich. Daß dich — was

muß nur an einer Königin so Besonderes sein, daß die jungen Herren so rasend hinterdrein sind? Da ist die Königin Maria von Schottland, für die legt auch ein braver Edelmann nach dem andern sein Haupt auf den Block, nun, und unsere Königin —

Er vollendete nicht, schüttelte den Kopf und suchte seine Frau auf, um wenigstens ihr noch ein Mal Schweigen und Unbefangenheit einzuschärfen. Aber wirklich hätte man eher einer Gans das Schnattern verbieten können. Ehe der Tag halb vergangen war, wußte das ganze Schloß, was Madame von Marse im Schlafgemache der Königin gesehen hatte.

Margarethe hörte das bald genug, und schnell entschlossen machte sie selbst mit königlichem Uebermuthe ihre Wahl offenbar, ersuchte Monsieur von Marse, ihr Aubiac zu überlassen, und erhob diesen in den Adelstand.

Funfzehntes Kapitel.

Obgleich nun durch diesen Entschluß dieses Verhältniß sicher und bequem gemacht wurde, und obgleich es der Königin Alles gewährte, was sie jetzt zu genießen noch fähig war: Aufregung und Betäubung, so war doch ihre Lage durch die unvermuthete Offenbarung wieder um Vieles bedenklicher geworden.

Erstens war es dem philosophischen Marse gänzlich unmöglich, seine Frau zur Verstellung zu überreden. Sie fuhr fort, für den Haushalt der Königin zu sorgen — denn, sagte sie, kein Verbrechen unseres Nebenmenschen kann

uns dazu berechtigen, ihn verhungern zu lassen, aber Margarethen mit Ehrfurcht, oder gar nur mit gewöhnlicher Höflichkeit zu begegnen, dazu brachte ihr Mann sie nicht. Ganz im Geiste Katharinens von Navarra antwortete sie auf alle seine Vorstellungen kurz und gut: Ich habe ihr Ehre erwiesen, als ich sie für ehrenwerth hielt; jetzt, da ich weiß, daß sie es nicht ist, erweise ich ihr keine. Das wäre schön, wenn die galanten Frauen ebenso geehrt werden sollten wie die tugendhaften Frauen. Dann hülfe es einem gar Nichts, eine tugendhafte Frau zu sein.

Aber eine Königin, mein Schatz, meinte Marse, durch diese weibliche Logik etwas in Verlegenheit gesetzt.

Ei was, eine Königin ist nicht mehr als jede andere Frau, im Gegentheile, die Frau eines ganz kleinen Edelmannes ist, wenn sie sich anständig beträgt, weit mehr als die größte

Königin, die es nicht thut. Ich schätze mich weit höher als Eure Königin von Navarra, und erkenntet Ihr nur irgendwie das Glück an, eine tugendhafte Frau zu haben —

Ich erkenn' es ja an; so sei doch nur ruhig.

Nein, Ihr erkennt es gar nicht an, und Ihr verdientet, daß ich Euch das Gegentheil kennen lehrte.

Bei allen Teufeln, schrie der bedrohte Ehemann sehr ernstlich, das will ich mir doch dringend verbeten haben.

Seht Ihr wol, sagte die Dame triumphirend.

Aber bist du denn taub? eiferte er. Bist du taub, blind, dumm, oder bist du nur verstockt? Donnerwetter, wann habe ich dir je gesagt, du solltest — in Wahrheit, Madame, Ihr könnt einen aus der Haut fahren machen.

Nun, bemerkte sie mit gekniffenem Munde, Ihr müßt doch wenig Werth auf weibliche

Tugend legen, da Ihr eine Frau, wie diese Königin, so achtungsvoll behandeln könnt.

Und was soll mich denn die weibliche Tugend im Allgemeinen angehen? fragte Marse. Keinen Deut scher' ich mich darum. Aber die Tugend meiner Frau — das ist eine ganz andere Sache.

Nach einigen weitern Auseinandersetzungen dieser Art begriff Madame von Marse endlich, daß auch in dieser Beziehung, wie in jeder andern, ein Mann das Unglück Anderer mit dem größten Gleichmuthe, ja sogar mit Gleichgültigkeit ertragen könne, daß aber die Gefühle sich augenblicklich verwandeln würden, sobald die Unannehmlichkeit ihn selbst beträfe. Die Ueberzeugung, daß ihr Mann ihre Tugend gehörig zu schätzen wisse, brachte die gute Dame von allen Gedanken ab, die ihrer Tugend und ihrem Manne hätten Gefahr drohen können, aber in Betreff ihres Betragens gegen die

Königin blieb sie bei ihren ausgesprochenen Grundsätzen.

Konnte es anders kommen, als daß der Stolz der heftigen Königin sich gegen diese Beurtheilung ihrer Aufführung empörte? Seht Ihr diese Gans? fragte sie Madame von Duras bisweilen. Ich glaube, Gott verzeihe mir, daß sie sich einbildet, sie könne mich verachten.

Das thut sie allerdings, Madame, erwiederte die Hofdame und setzte dann hinzu: Meiner Treu, da war es immer noch besser, sich in Nerac geringschätzig behandeln zu lassen. Wenigstens geschah es da von einer Prinzessin.

O Gott, wie bin ich gesunken! rief die Königin auf eine solche Bestätigung immer, und Aubiac fand sie oft in bittern Thränen.

Dann bot er ihr an, sie zu rächen.

Pfui, sagte sie, an einer Frau! Beleidigte ein Mann mich, da wäre es etwas Anderes; aber an Monsieur von Marse kannst du mich

nicht rächen; denn er erweist mir Nichts als Ehre.

Aber wenn ich Euch zur Herrin dieses Platzes machte?

Ich will es nicht. Ich bin Marse mehr Dankbarkeit schuldig als irgend einem andern Menschen.

Ihm brauchte ja Nichts zu geschehen.

Nennst du das Nichts, wenn er seinen Platz verliert? Weißt du nicht, wie schmerzlich der brave d'Inchy es empfunden, als mein Bruder d'Anjou sich der Citadelle von Cambrai, in welcher d'Inchy befehligte, durch einen verrätherischen Streich bemächtigte? D'Inchy hat den Tod gesucht, weil er sich nicht zufrieden geben konnte, und mein Bruder — ich will nicht untersuchen, wie schwer bei seinem Tode diese That auf seinem Gewissen gelegen hat. Nein, ich will das meine nicht so belasten.

Dieses innere verschobene Verhältniß war

also die erste Ursache, aus der neues Unbehagen für die Königin entstand. Die zweite war die Nachricht, daß der Hof von der Aufführung Margarethens vollständig unterrichtet, und der König so über alle Maßen entrüstet auf sie sei, daß er ihren Namen nie ausspreche, ohne ihn mit den schimpflichsten Beinamen zu verbinden.

Ich bitte Ew. Majestät inständigst, diesen Aubiac zu entlassen, so schloß die Herzogin von Montpensier, denn sie war es abermals, die da schrieb, ihren Bericht. Man sagt sogar, Ihr hättet ein Kind von ihm, gerade wie von Monsieur von Chanvalon. Nur dem Kriegszustande, der jetzt die Gedanken des Königs in Anspruch nimmt, ist es zu verdanken, daß Ihr, Madame, noch nicht in Carlat belagert werdet, indessen dürfte es doch weiser sein, sich nicht allzu sehr auf diese günstigen Umstände zu verlassen.

Lignerac hat Wort gehalten, sagte die Kö-

nigin, als sie diesen Brief gelesen. Ich hätte es nicht von ihm geglaubt, setzte sie hinzu.

Nicht? Das muß ich sagen, bemerkte Madame von Duras lachend.

Nein, ich hatte eine bessere Meinung von ihm, meinte Margarethe. Ich glaubte, er liebte mich zu sehr, um mir schaden zu wollen.

Vergeßt Ihr denn, wie sehr er gereizt war, Madame? Meiner Meinung nach hätte es weit weniger Liebe gezeigt, wenn er Euch in den Armen eines Andern gelassen hätte, ohne Rache zu suchen. Doch davon handelt es sich jetzt nicht, sondern nur davon, was wir machen, wenn wir in Carlat belagert werden.

Marse verräth uns nicht, sprach Margarethe mit edler Ueberzeugung.

Aber die Burg kann fallen.

Dann können wir sterben.

Dazu habe ich durchaus keine Lust, dachte Madame von Duras, und sie nahm die

erste Gelegenheit wahr, um mit Aubiac zu berathen.

Aubiac liebte die Königin von Navarra etwa wie ein wildes Thier seinen Raub. Der Gedanke, man könnte sie ihm entreißen wollen, hätte ihn zum Brüllen bringen können. Aber er bezwang sich und erschien mit leidlicher Fassung bei der Königin.

Dennoch sah diese gleich die Veränderung in seinem Gesichte. Aubiac's Leidenschaften waren zu wild, als daß er sie hätte ganz verbergen können, und Margarethe fragte ihn, was ihm sei.

Er gestand, daß er schon bei der bloßen Betrachtung einer Möglichkeit, er könne seine Königin verlieren, in Verzweiflung sei.

Aber wer sagt dir, daß du mich verlieren wirst? fragte Margarethe.

Madame von Duras sagt, der König könnte Euch hier belagern lassen.

Nun, und dann?

Kann ich dann über das Schicksal, das mich erwartet, noch zweifelhaft sein?

Die Burg müßte doch erst übergeben werden?

Das wird sie, erwiederte Aubiac heftig. Ihr traut Marse — thut es nicht, meine Königin; macht Euch zur Herrin der Burg.

Margarethe wollte ihre abweisende Erklärung wiederholen, da stürzte Aubiac sich vor ihr auf den Boden und bestürmte sie mit solchem Wahnsinn des Flehens, daß sie, unfähig, einer so rasenden Leidenschaft zu widerstehen, wider ihr Gewissen nachgab.

Thu', was du willst, Aubiac; aber du wirst sehen, es kommt kein Glück dabei heraus. Mit dieser Vollmacht seiner Gebieterin eilte, die zugefügte Warnung überhörend, Aubiac zu seiner Verbündeten, und bald war Beider Plan gemacht. Aubiac wollte seinem Vetter, Romes,

einem gewandten und kecken Gascogner, den Auftrag geben, eine hinreichende Anzahl Soldaten anzuwerben — Madame von Duras sollte versuchen, einige der Offiziere von Marse zu gewinnen. Diese Bestechung konnte durch Mittel geschehen, die jede Frau in ihrer Gewalt hat, sobald sie sich nur überwinden kann, sie anzuwenden; die Anwerbung jedoch bedurfte, um zu gelingen, der mehr in die Augen fallenden Gewalt des Goldes. Um das anschaffen zu können, mußte man von der Königin einen Schmuck begehren. Sie gab bitterlächelnd eine Schnur der schönsten Perlen hin und sagte: Da, erkauft mir neues Unglück.

Nicht das, sondern Herrschaft, erwiederte Aubiac; aber Margarethe theilte seine Hoffnung nicht. Sie blieb düster, selbst im Genuß. Drang Aubiac in sie, ihm die Ursache ihrer Stimmung zu sagen, so antwortete sie: Ich sehe das Schwert am Haare.

Nach einigen Wochen brachte er ihr die Nachricht, daß Romes bereits anrücke. Gut, sagte sie mit einem eigenen Tone, so ist die Entscheidung ja nahe.

Fürchtet meine Königin sich? fragte Aubiac.

Ich fürchte Nichts, aber du — wirst du Muth haben?

Zu Allem, nur nicht dazu, Euch zu verlieren.

Das sollst du nicht, sagte sie beziehungsschwer. Doch sage mir, wie gedenkst du mit Monsieur von Marse zu verfahren? Wie ist überhaupt dein Plan?

Fragt mich nicht danach — wollt Ihr das, meine Königin?

Ich wiederhole es dir, Aubiac, daß Monsieur von Marse unverletzt bleiben soll, sprach Margarethe sehr nachdrücklich.

Aubiac wurde durch diesen bestimmten Befehl in die äußerste Verlegenheit gesetzt. Seine Absicht war gewesen, bei dem Ueberfall den

Kastellan durch ein Misverständniß erschlagen zu lassen, vielleicht auch selbst zu erschlagen. Aber jetzt, wo die Königin so deutlich ihren Willen ausgedrückt hatte, war das nicht gut thunlich, und Aubiac wußte sich keinen andern Rath als, wie immer, zu Madame von Duras zu eilen.

Hm, die Königin ist also entschieden dankbar? bemerkte diese Dame. Gut — gut.

Was machen wir? wiederholte Aubiac.

Wir? Nichts, das versteht sich von selbst. Die Stumpfnase muß uns zu Hülfe kommen.

Wird sie kommen? fragte Aubiac, bewegter als die Sprecherin. Die Wahrheit zu gestehen, war diese es gar nicht, sondern zeigte mit lächelnder Miene ihrem Bundesgenossen ein kleines zusammengefaltetes Papier und sagte: Ich habe hier ein kleines Beschwörungsmittel.

Sicher? fragte Aubiac, schon wieder kaltblütig.

Ihr werdet sehen, gab sie zuversichtlich zur Antwort.

Er sah es in der That. Am andern Morgen war Monsieur von Marse todt; er hatte den Abend vorher, wie gewöhnlich, bei der Königin gespeist; sein Tod hatte ganz den Anschein, als wäre er durch einen Schlagfluß veranlaßt worden.

Margarethe kannte diese Todesart aus Erzählungen von den italienischen Höfen zu genau, und las auch zu viel heimlichen Triumph im Auge ihrer Vertrauten, um nicht die Wahrheit zu ahnen. Was habt Ihr gethan? fragte sie heftig.

Ich? Nichts, Madame, antwortete Madame von Duras unschuldig. Sie kannte ihre Gebieterin zu gut, um sich gegen sie zu verrathen.

Aubiac, sprach Margarethe, wußtest du denn — doch nein, von dir glaube ich es nicht!

Aber Ihr, wandte sie sich an die Hofdame, Ihr seid bei diesem Tode betheiligt.

Das bin ich allerdings, erwiederte Madame von Duras. Mir dünkt, wir sind sämmtlich der Stumpfnase großen Dank schuldig. Gesteht, Madame, wir wußten Alle nicht recht, was wir mit dem guten Monsieur von Marse anfangen sollten. Ihr wolltet ihm seine Burg nehmen lassen —

Ich? fragte Margarethe mit flammenden Wangen.

Nun, wenn Ihr es lieber wollt, wir wollten ihm seine Burg nehmen, und Ihr, unsere Gebieterin, wolltet die Dankbarkeit gegen ihn nicht verletzen — ich weiß nicht, wie diese beiden Absichten sich hätten in Uebereinstimmung bringen lassen, hätte nicht die gute Stumpfnase uns den Gefallen gethan, zu erscheinen.

Uns den Gefallen gethan, wiederholte murmelnd die Königin.

Warum es denn nicht ehrlich sagen? fragte die Hofdame. Ist denn auch dieser Tod in irgend einer Art ein Unglück? Der gute Mann befindet sich zur Zeit schon im Paradiese, wo es, den salbungsreichen Predigten der heiligen Kardinäle und Prälaten nach, viel besser ist als hier auf Erden, und wir sind Herren in der Burg von Carlat.

Noch nicht, sagte die Königin. Doch gehet, und lasset bei Madame von Marse anfragen, ob ich sie besuchen dürfe.

Als Madame von Duras das Zimmer verlassen hatte, wandte Margarethe sich an Aubiac und fragte düster: Kannst du mir ins Auge sehen und mir sagen: du seiest unschuldig an diesem Tode?

Statt der Antwort kniete Aubiac nieder und beugte das Haupt.

O, ich wußte es! sagte sie melancholisch. Mein Gott, warum mir auch diese Prüfung?

Der Name der Königin Margarethe von Navarra wird befleckt mit dem Vorwurf des schändlichsten Undanks auf die Nachwelt übergehen. Und du sagst, du liebst mich?

Lieb' ich Euch nicht? fragte Aubiac.

O, wie kann man denn lieben und dergleichen Thaten thun? antwortete sie traurig. So sehr sie auch gesunken war — noch immer schimmerte Gold aus ihrer Seele.

Er hätte uns verrathen, wenn wir ihm nicht zuvorgekommen wären. Glaubt mir, ich kenne diese Edelleute, diese Herren. Sie sind Freunde im Glücke, aber im Unglücke — bah!

War ich im Glücke, als Marse mich aufnahm? Ich kam wie eine Bettlerin hier an.

Und glaubt Ihr, daß es diesen hochmüthigen Kastellan nicht stolz machte, sagen zu können: Sehet, das Alles that ich an der Königin von Navarra? Aber lasset ein Mal Matignon vor Carlat erschienen sein und Euch im Namen

des Königs gefordert haben, da hätten wir sehen wollen, was Monsieur von Marse geantwortet hätte.

Wenn er uns verrathen hätte, glaubst du, ich hätte dich dann zurückgehalten, Aubiac? Ha, setzte sie hinzu und ihre Blicke flammten, ich habe es gekostet, was es heißt, Rache zu befriedigen. Glaube mir, ich hätte dir diesen Genuß nicht untersagt.

Glaubt Ihr denn, ich hätte da die Hand nach diesem Becher ausstrecken können? Die Kette hätte meinen Arm glücklich zurückgehalten.

Dann hätte ich dich gerächt.

Ihr wißt, was es heißt, eine gefangene Königin zu sein, sagte er mit einer Anspielung auf Maria Stuart.

Und ich sage dir, daß dieser Tod über uns kommen wird, sprach sie feierlich.

Und so war es auch. Madame von Marse schrieb so gut, wie Margarethe es gethan, den

Tod ihres Mannes einem Gifte zu, nur daß sie die Königin als diejenige betrachtete, die es für ihn bestimmt hätte. Aber ungleich Margarethen, sprach sie ihren Glauben nicht aus; der Haß half ihr zur Verstellung. Sie nahm die Beileidsbezeigungen ihrer Gäste dem Anschein nach mit der aufrichtigsten Dankbarkeit an, aber sie schloß sich noch an demselben Morgen mit einigen der vertrautesten Offiziere ihres verstorbenen Mannes ein und forderte von ihnen Rathschläge darüber, an welchen der königlichen Generäle sie sich wenden solle, um ihm die Königin auszuliefern.

Bisweilen kommt das Geschick unserm Hasse, oder unserer Rache mit seltsamer Gefälligkeit entgegen, und so war es auch hier der Fall. Noch ehe die Berathung, die auf jeden Fall eine äußerst schwierige war, recht begonnen hatte, kam ein Brief, vom Marquis von Canillac an Monsieur von Marse geschrieben.

Der Marquis von Canillac war der Gouverneur des festen Schlosses Usson, und ein sehr genauer Freund des Verstorbenen gewesen; die Wittwe glaubte sich daher berechtigt, den Brief zu erbrechen. Kaum hatte sie ihn gelesen, so erhob sie die Hände und dankte Gott in einem Ausbruche von mehr natürlicher als poetischer Sprache. Der Marquis schrieb nämlich, daß er vom Könige, der ebenso wie die Königin-Mutter, allzu empört über die Gerüchte sei, die immer ärger würden, den Befehl erhalten habe, die Königin von Navarra augenblicklich in Carlat gefangen zu nehmen. Er fügte hinzu, daß er bereits auf dem Marsche sei, jedoch diesen Brief vorausgeschickt habe, um seinen alten Freund zu bitten, daß er, um ihrer Beider willen, der Ausführung des königlichen Auftrages kein Hinderniß in den Weg legen möchte.

Man kann sich jetzt die Befriedigung den-

ken, mit welcher Madame von Marse den Brief gelesen hatte, und die Freude, mit der sie den Inhalt den versammelten Offizieren mittheilte und ihnen nur empfahl, die Thore weit genug für den Marquis aufzumachen. Schon sah sie die Königin in seiner Gewalt und sich selbst im Stande, die gehaßte Frau ein Mal mit allen Beschimpfungen zu überhäufen, die ihr schon lange auf den Lippen gebrannt hatten, und ich will nicht untersuchen, ob diese Gewißheit nicht die wunderbare Kraft besaß, die gute Dame so ziemlich über den Tod ihres Mannes zu trösten. Es ist für manche Frauen eine gar zu große Qual, etwas zu sagen zu haben und es nicht sagen zu dürfen, und der arme Marse hatte, indem er seiner Frau so strenge den Mund verbot, es sich selbst zugezogen, daß sie seinen Tod, der ihr den Mund öffnete, unwillkührlich als eine Art von Befreiung ansah.

Indessen sollte der Triumph, den sie sich ge-

träumt, ihr nicht zu Theil werden. Der eine der Offiziere, in welche sie Vertrauen gesetzt, war mit Madame von Duras sehr genau befreundet, und daher war es sein Erstes, diese Dame zu warnen und durch sie der Königin die schleunigste Flucht anzurathen.

Also verließ Margarethe Carlat nicht weniger eilig, als vor achtzehn Monaten Agen, nur daß sie dieses Mal ihren Schmuck und ihr Silberzeug mitnahm. Madame von Marse würde gewiß versucht haben, ihre Flucht zu hindern, hätte sie dieselbe nicht erst, nachdem sie geschehen war, erfahren. Diejenigen, welche Romes hatten einlassen sollen, hatten jetzt die Königin herausgelassen, und Madame von Marse hatte die Beschämung und den Aerger, den Marquis in einer leeren Burg empfangen zu müssen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Königin hatte jedoch durch ihre Flucht Nichts erreicht, als daß der Schauplatz ihrer Gefangennehmung ein anderer wurde. Wol war es ihr geglückt, Yvoy, ein Schloß ihrer Mutter, zu erreichen; aber vergebens hoffte sie, Romes, dem auf verschiedenen Wegen Boten entgegengeschickt worden waren, werde noch zeitig genug anlangen, um das Schloß besetzen zu können, ehe der Marquis ihr nachfolge. Dieser hatte zu strenge Befehle erhalten, um sich seiner bestimmten Gefangenen nicht um je=

den Preis versichern zu sollen, und so hatte Margarethe im Schlosse von Yvoy kaum eine Nacht geschlafen, oder vielmehr gewacht, als man auch schon den Marquis mit einer bedeutenden Mannschaft anrücken sah.

An Vertheidigung war nicht zu denken. Die Besatzung hatte durchaus keine Sympathieen für Margarethe; es wäre lächerlich gewesen, sie aufzufordern, daß sie sich für die ihr gänzlich gleichgültige Königin schlagen sollte. Aubiac schlug eine neue Flucht vor.

Wohin? fragte Margarethe, den anrückenden Marquis beobachtend, und dann das Land überschauend.

Verkleidet dort in den Wald, rief Aubiac.

Und dann?

Vielleicht stoßen wir auf Romes.

Und wenn nicht?

Gott wird uns weiter helfen.

Gott? fragte sie ernst. Du vergissest, daß

du nicht mehr das Recht hast, auf ihn zu hoffen. Denke an Marse.

Aber daran seid Ihr ja unschuldig!

Und so willst du dich an mein Kleid anhalten?

Der Marquis kommt immer näher. Madame, redet nicht — flieht! Bald ist's zu spät.

Es ist zu spät, sagte sie mit kalter Fassung. Ich will nicht fliehen. Ich bin es müde, wie ein gehetztes Wild zu eilen.

Und so wollt Ihr Euch dem Könige übergeben? Bedenkt, dem Könige.

Nein, sterben will ich. Komm, Aubiac.

Aber ich will nicht sterben! schrie er wild.

Erinnere dich, was sagtest du einst, als du glaubtest, mich nie besitzen zu können? Jetzt hast du mich besessen — ist dir's nun nicht gleich, zu sterben? Ich zeige dir, wie man es macht. Willst du mir nicht folgen?

Aber er wollte nicht. Nicht, daß er sich

aus Feigheit vor dem Tode fürchtete, aber er hing noch mit ungesättigter Gier am Leben. Seinem Bedürfnisse nach hatte er Margarethe noch so gut wie gar nicht genossen, und da der Tod das Aufhören dieses Genusses war, stieß er ihn mit wüthendem Grauen zurück.

Aber wie willst du dem Tode entgehen? fragte Margarethe. Er ist in jedem Falle dein unvermeidlich Theil, nur wird er später schimpflich sein, und jetzt wäre er groß. Ermanne dich, komm! Siehe, wenn ich verlangte, du solltest dich allein tödten, da könnte ich dein Sträuben begreifen. Aber da ich mit dir gehen will — Aubiac, komm! Sei du derjenige, der die Königin von Navarra bis in den Tod begleitet. Was kannst du mehr wollen als das?

Das Leben mit Euch noch! stieß er dumpf heraus. Nennt mich feig, denkt, ich sei es, schämt Euch, daß Ihr mich zu Euch emporgehoben — ich kann es nicht — ich kann es

nicht. Mein Herz empört sich gegen den Tod; ich will mit Euch leben — ich will mit Euch leben — schrie er wahnsinnig.

Dann rufe einen Heiligen, der dich durch die Lüfte trage, sprach sie mitleidig.

Nein, sagte er hastig, ich werde mich verbergen. Ich sah im Hofe einen Haufen Schutt; dahinein krieche ich, und dann werde ich in der Verwirrung, die folgen wird, entfliehen und Nomes erreichen können. Und mit ihm komm' ich zurück, um Euch zu befreien.

Ja, thue so, antwortete die Königin mit der Sanftmuth der Verachtung.

Schneidet mir erst noch das Haar ab, bat er; das wird mich unkenntlicher machen, denn wenn auch die Leute des Marquis mich nicht gesehen haben, so bin ich ihnen in Carlat doch gewiß geschildert worden.

Margarethe nahm ohne ein weiteres Wort die Schere und schnitt ihm das starke, strup-

pige Haar ab. Er bat sie, dasselbe bei den Augenbrauen zu thun, die ungewöhnlich buschig waren. Auch diese Forderung erfüllte sie. Dann horchte er und rief: Der Marquis kommt an. Alles eilt an das Thor; der Hof ist leer, der Augenblick günstig. Lebt wohl, meine Königin, bis zur Befreiung.

Noch ein Mal verschlang er mit einem glühenden Blick die angebetete Gestalt; dann stürzte er hinaus. Lebe wohl, sagte Margarethe langsam; du siehst mich nicht mehr wieder. Ich bin also allein, setzte sie hinzu, erst jetzt gewahr werdend, daß keine ihrer Damen in der Nähe war. In der That hielt eine jede sich in ihrem Gemache eingeschlossen; man fürchtete, daß der Marquis mit irgend einem schnellen, schrecklichen Gericht über die Königin beauftragt sein könnte, und glaubte, außerhalb ihrer Gegenwart jedenfalls sicherer zu sein als in derselben.

Margarethe war in der Schlechtigkeit der menschlichen Natur zu lange und zu gründlich unterrichtet worden, um nicht die Beweggründe zu errathen, die in einem solchen Augenblicke ihren ganzen Haushalt von ihr fern hielten. Ein Lächeln der Nichtachtung machte ihre Lippen schwellen.

Sie fürchten sich, sagte sie langsam, und ihre Stimme klang mit gewohnter Melodie, so stolzruhig war diese wunderbar begabte Frau auf ein Mal geworden. Ja, die feigen Seelen, die Miethlinge, die Schmarotzer fürchten sich. Gewiß werde ich keine eifrigeren Ankläger haben als sie. Ich werde es sein, welche die Erpressungen zu Agen verübt hat — ich werde den Giftmord befohlen haben. Immerhin! Ich, die Königin, werde mich nicht fürchten, und sie sollen es daraus sehen, daß ich mich nicht rechtfertige.

Es fiel Margarethen, seit Aubiac sie ver-

lassen hatte, durchaus nicht mehr ein, sich zu tödten. Graute ihr davor, allein den unbekannten Pfad zu gehen, oder war ihr das Leben plötzlich so erbärmlich geworden, daß sie es sogar nicht mehr der Mühe werth hielt, sich davon zu befreien? Ich weiß es nicht; gewiß ist es, daß sie ihre Absicht ganz vergessen hatte. Ebenso wenig dachte sie an Aubiac, ob er gerettet, oder entdeckt worden, und was überhaupt sein Schicksal sein würde. Er war ihr auf einen Schlag ganz und gar gleichgültig geworden. Wenn eine Frau einem Manne anbietet, mit ihm zu sterben, so muß der Mann es annehmen, oder es sich gefallen lassen, wenn die Frau von dem Augenblick an nicht mehr an ihn denkt. Aubiac hatte sein Glück in jedem Falle unwiederbringlich verloren, und selbst wenn es ihm noch hätte gelingen sollen, zu entkommen und dann Margarethe zu befreien, so hätte er sie doch nicht mehr für sich

befreit. Ihr war es jetzt schon, als habe sie ihn kaum gekannt.

Sie stützte den Arm auf den Tisch, an dem sie saß, und während das ganze Schloß lebendig vor Aufregung war, kam die Stille des Nachsinnens über sie.

Sonderbar, sprach sie abgebrochen, hierzu haben alle meine Wege mich geführt. So mannigfach verschlungen, oft so sichtlich bewacht von Gott — man hätte denken sollen, sie müßten zu einem hohen und glänzenden Geschick hinaufgehen, und statt dessen enden sie im Kerker. Und wer weiß, ob noch da? Wer weiß, ob der König nicht einen gewaltsamen Tod für mich bestimmt hat?

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie rascher mit einem höhnischen Lachen: Der König — er hat den Namen Valois nicht entehrt, und meine Mutter auch — sie hat nie Liebhaber gehabt — o nein, ich bin allein so verwor-

fen — die mich richten, sind rein — würdige Richter, wahrhaftig!

Feierlich erhob sie sich, auf einen Augenblick die frühere Margarethe.

Sei es so, sprach sie stark. Mögen sie mich verurtheilen, wenn sie sich nicht schämen. Was sich mit solcher Ruhe erwarten läßt, das läßt sich auch mit Stärke ertragen. Du wirst mir beistehen, Herr, fuhr sie fort und kniete vor dem Sessel nieder, von dem sie eben aufgestanden, ich will zu dir flehen — ich habe es noch nie umsonst gethan. Und die Arme ausgebreitet auf den Sitz legend, verbarg sie ihr Haupt an diesem und stürzte sich in die Gewalten des Gebetes.

Da ging die Thür mit sehr feierlicher Langsamkeit auf, und herein trat mit einem Anstande, den er für würdevoll hielt, der kleine Marquis von Canillac.

Der gute Marquis war sehr klein; er hätte

eigentlich immer nur auf einem Klepper reiten sollen — auf einem großen Pferde sah er nicht besser aus als ein Knabe. Dennoch bestieg er niemals andere als die allergrößten Pferde, hatte eine Leidenschaft dafür, die längsten Leute in seinen Diensten zu haben, und war endlich, um in keiner Art seiner Gestalt angemessen versehen zu sein, der Mann von einer Frau, welcher er knapp bis an die Achsel ging. Auf diese Art war es ihm gelungen, seine Kleinheit so in die Augen fallen zu machen und so mit dem günstigsten Erfolg hervorzuheben, daß er in ganz Frankreich nur der kleine Marquis von Canillac hieß.

Außer dieser lächerlichen Eigenschaft besaß er, ebenfalls im höchsten Grade, auch eine unangenehme, er war nämlich der schmutzigste Edelmann in ganz Frankreich. Nie zog er die Woche mehr als ein Hemde an, nie konnte man mit Bestimmtheit sagen, daß er sich ge-

waschen habe. Sein Kammerdiener selbst hatte bisher über diesen Umstand in peinlicher Ungewißheit gelebt; der höchste Grad von Glauben, zu dem sein Gewissen ihm zu gehen erlaubte, war die Aeußerung: Ich würde heute geneigt sein, anzunehmen, daß Monsieur der Marquis sich des Handtuches bedient habe. Das Haar des kleinen Edelmannes rechtfertigte vollkommen den Einfall, den ein Spaßvogel darüber hatte — man hätte wirklich glauben können, er ließe es nur wachsen, damit Schwalben darinnen nisten könnten, und sein Bart — eine Brombeerhecke war gar nichts gegen den Bart des Marquis von Canillac.

Um das Gemälde zu vollenden, muß ich noch verrathen, daß der kleine Edelmann etwas von ungewöhnlicher Größe hatte. Das war nun nicht etwa sein Verstand, obgleich er nicht dumm war, auch nicht sein Muth, obgleich er tapfer genug war, es war auch nicht seine

Güte, obgleich er Niemand gerade etwas zu Leide that — es war, kurz in fünf Worten gesagt: seine Meinung von sich selbst.

Ja, wer glücklich auf dieser Erde leben will, der suche eine Meinung von sich selbst zu bekommen, wie der Marquis von Canillac sie hatte.

Er war der klügste Edelmann in ganz Frankreich. Es konnte keiner so reiten wie er; es konnte keiner so fechten wie er; es verstand keiner die Kriegskunst so wie er; es hätte keiner dem Könige solchen Rath ertheilen können wie er. Ganz natürlich, daß es in Frankreich darunter und darüber ging; warum machte der König ihn nicht zum Kanzler? Ganz natürlich, daß der König sich oft so langweilte; warum machte er den Marquis nicht zu seinem täglichen Gesellschafter? Die Ligue wäre nie entstanden, wäre der Marquis im Kabinette des Königs gewesen. Die ganze Religion wäre

im Keime erstickt worden, wäre der Marquis bei Franz I. gewesen. Und wäre er, als Gott die Welt schuf, Gottes Geheimrath gewesen, so wäre die Welt ohne Zweifel vollkommen geschaffen worden.

Besonders seit er vom Könige den Befehl bekommen hatte, die Königin Margarethe gefangen zu nehmen, gab es kaum mehr ein Auskommen mit ihm. Er geberdete sich nicht anders als ein Atlas, dem man den Staatshimmel Frankreichs auf die Schultern gelegt hätte. Einen solchen schwierigen Auftrag hatte es noch gar nicht gegeben. Eine solche Verantwortlichkeit hatte noch kein Edelmann auf sich genommen. Ein solcher Dienst, wie er der Krone Frankreichs durch die Gefangennehmung der Königin von Navarra leisten wollte, war der Krone Frankreichs noch nie geleistet worden, und konnte ihr auch nie mehr geleistet werden. Genug, der Marquis kam seit dem Empfange

der königlichen Depesche sogar im Schlafe nicht mehr aus dem Ausblähen heraus, und es war wirklich unbegreiflich, wie seine kleine Maschine diesen unnatürlichen Zustand unaufhörlicher Ausdehnung auszuhalten vermochte.

Dieser kleine Edelmann war es, der mit großartiger Miene und gewichtigen Schritten bei Margarethen eintrat.

Aber so sehr er sich auch anstrengte, seine kleinen Füße majestätisch auftreten zu lassen, der Steinboden wollte unter seinen Tritten nicht hallen, und Margarethe, noch immer in Gebet versunken, hörte den kleinen Marquis so wenig, als wäre er ein Schooshündchen gewesen.

Das fiel nun dem guten Marquis durchaus nicht ein. Wäre es ihm eingefallen, so wäre er über dieses wenige Gewicht, das seine mächtige Person gehabt, äußerst entrüstet gewesen; aber wie hätte ein solcher Gedanke wol in sei-

nem Gehirn entstehen können, das bisher noch Nichts erzeugt hatte als Complimente an den Marquis von Canillac?

Nein, er sagte mit herablassendem Mitleid: Die Unglückliche betet. Ich werde erwarten, daß sie geendet habe. Und damit stützte der kleine Marquis sich in einer Heldenstellung auf sein langes Schwert und geruhte, die Unglückliche seiner Betrachtung zu würdigen.

Da hatte er denn einen Anblick, wie er ihn noch nie gehabt hatte.

Margarethe kniete so, daß da, wo der Marquis stand, von ihrer Gestalt deutlich nur ihr rechter Arm zu sehen war. Aber dieser Arm — wie weich gerundet, wie glänzend weiß, wie schimmernd frisch lag er, ihren gesenkten Kopf umschließend, auf dem dunklen Lederpolster des Sessels!

Der Marquis hatte sich bisher noch nie verliebt. Das ganze weibliche Geschlecht war

dem männlichen so tief untergeordnet, und nun gar erst ihm, dem Marquis von Canillac, dem Manne der Männer! Nein, bisher hatte der Marquis für die kleinlichen Geschöpfe, die Frauen, ungefähr so viel empfunden, wie für Katzen, oder Hühner, oder höchstens so viel Wohlwollen, wie hübsche Singvögel einflößen können. Aber dieser blendende, vollkommenschöne Arm verursachte ihm eine ganz neue Empfindung.

Ich habe, was man mir von der Schönheit der Königin von Navarra erzählte, immer als eitles Geschwätz geringgeschätzt, sprach er mit aller der erforderlichen Würde eines Monologes zu sich selbst, ich weiß ja, was die Entzückungen der jungen Fante, die weder die Wissenschaften, noch die wahre Vortrefflichkeit kennen, zu bedeuten haben. Nichts, gar Nichts in der ganzen Welt. Aber hier scheint ausnahmsweise ein Mal Wahrheit in ihren Reden gewesen zu

sein, und ich wünschte, die Königin möchte sich erheben, damit ich entscheiden könne, ob ihre übrige Gestalt mit diesem Arme übereinstimme.

Dieser unphilosophische Wunsch wurde allmälig so stark bei dem kleinen Marquis, daß er, unfähig, sich länger in seiner Stellung zu erhalten, sein großes Schwert mit bedeutendem Geräusche auf dem Fußboden rasseln ließ.

Das wirkte. Margarethe fuhr zusammen, erhob den Kopf, wandte ihn um, strich sich mit den Händen die herabgefallenen Locken aus der Stirn, heftete einen Augenblick lang die großen, feuchten Augen auf den kleinen Edelmann und stand dann, ihre ganze prachtvolle Gestalt entfaltend, mit majestätischen Bewegungen auf.

Der arme Marquis! Er hatte noch keine Frau gesehen.

Margarethe war bereits fünfunddreißig Jahre, aber noch immer hätten unparteiische

Augen sie für die größte Schönheit von Frankreich erkennen müssen. Was damals zu Nerac der Gram um Chanvalon ihr an Frische geraubt hatte, das hatte das letzte Jahr vollkommen wieder ersetzt, und es fehlte ihr kein Hauch von Farbe, kein Atom von Glanz. Nur ganz ausgebildet waren ihre Formen, nur vollständig gezeichnet ihre Züge; sonst hätte selbst der schärfste Beobachter, der Margarethe im Morgen ihrer Schönheit gekannt und jetzt wiedergesehen hätte, keinen Unterschied zwischen der Königin von fünfunddreißig Jahren und der Prinzessin von zwanzig finden können.

Es muß daher, so schmerzlich es auch für jedes edle Gemüth sein mag, einen solchen moralischen Herkules in einer so unwürdigen Falle gefangen zu sehen, gesagt und eingestanden werden, daß der Marquis es nicht vermochte, dieser verführerischen Königin gegenüber seine so lange siegreich gewesene Kraft zu behaupten.

Diese verstrickende Folge von einfachen und doch so vollendet kunstreichen Bewegungen, der Gesammteindruck, welchen diese fürstliche Gestalt, dieses unvergleichliche Antlitz, dieses Auge und diese Miene, in welcher die Lockungen von Himmel und Erde ineinander verschmolzen, auf seine überraschten Augen machten — das war zu viel für ihn, und statt der Königin die ernste Anrede zu halten, die er für sie, seine Gefangene, bereits bei seinem Ausrücken aus Usson entworfen hatte, machte er den Mund, der in seinem kleinen Gesichte bedeutend zu groß war, mit der entschiedenen Absicht, zu sprechen, langsam auf, und machte ihn nach einigen Augenblicken mit der entschiedenen Unfähigkeit, auch nur ein Wort herauszubringen, ebenso langsam wieder zu.

Margarethe hätte nicht ein Mal Margarethe, sie hätte nur die gewöhnlichste Frau zu sein brauchen, um den Eindruck, den sie hervor-

gebracht hatte, über allen Zweifel hinaus einzusehen. Aber um auf dieses Gewahrwerden im Augenblick einen Plan zu gründen, um nach der ersten Ueberraschung zu sich selbst sagen zu können: Der soll der Gefangene seiner Gefangenen werden, dazu mußte sie Margarethe von Valois, die Tochter Katharinens von Medicis, sein.

Da sie es jedoch war, entwarf sie nicht nur mit dem Instinkt des Genies im ersten Augenblicke ihren Plan, sie hatte auch die Besonnenheit, schon im nächsten danach zu handeln.

Monsieur Marquis, sagte sie in einem Tone, der aus Demuth und Würde gemischt war, denn ich irre mich in diesem Anstande nicht — Ihr seid der Marquis von Canillac, nicht wahr, Monsieur?

Der Marquis holte Athem, als wollte er eine lange Antwort machen, und sprach dann deutlich und im reinsten Französisch: Ja, Madame.

Euch ist ein schwerer Auftrag geworden, Monsieur Marquis, fuhr Margarethe auf diese befriedigende Antwort fort. Ihr sollt eine Tochter von Frankreich und eine sehr unglückliche Frau gefangennehmen. Wie schmerzlich muß das dem Herzen eines französischen Edelmannes sein, in welches Gott selbst die ritterliche Ehrfurcht vor den Damen und die heilige Loyalität gegen das königliche Blut gepflanzt hat. Ich bedauere Euch von Herzen, Monsieur Marquis.

Der Marquis war ganz betäubt. Er, der seinen Auftrag mit so unermeßlichem Stolze empfangen hatte, hörte sich dieses Auftrages wegen bedauern, und mit welcher Stimme und mit welchem Ausdrucke bedauern! Der arme Mann wußte buchstäblich nicht, was er antworten sollte.

Margarethe lächelte innerlich, äußerlich jedoch nahm sie einen höchst schwermüthigen Blick

an, den sie mit einer stummen, beredten Frage auf den Marquis heftete. Der Marquis aber fand noch immer keine Antwort.

Da sagte sie nach einer Pause: Ihr schweigt, Monsieur von Canillac? Habt Ihr etwa keinen Muth, mir mein Todesurtheil anzukündigen?

Der Schrecken gab endlich dem kleinen Edelmann die Macht über seine Zunge wieder, und mit einer ungewöhnlich unangenehmen Stimme rief er: Das wolle Gott nicht, Madame, daß eine solche Schönheit — ja, hm, hm — ich wollte sagen, eine so große Schönheit — der arme Edelmann verwickelte sich in der ersten Schmeichelei, die er in seinem Leben sagen wollte, dermaßen, daß er es aufgab, sie zu Stande zu bringen, und sich begnügte, der Königin in einer ihm mehr vertrauten Sprache zu erklären, daß sein Auftrag sich zu seinem Troste darauf beschränke, sie nach Schloß Usson zu bringen.

Also ein ewiges Gefängniß! sprach Marga-

rethe, die herrlichen Augen gen Himmel aufschlagend. In dieser Stellung war sie so schön, daß sie, nach dem altfranzösischen Ausdruck, einen Heiligen hätte toll machen können.

Der Marquis fing an, sich für den unglücklichsten und glücklichsten Mann zugleich zu halten: für den glücklichsten, weil es ihm nicht nur gestattet, sondern sogar befohlen war, diese Schönheit ohne Gleichen fortan fern von aller andern Männer Augen in seinem Schlosse einzuschließen — für den unglücklichsten, weil er gezwungen war, als ihr Gefangenwärter vor ihr zu erscheinen. Dieses Amt war nicht sehr dazu geeignet, Liebe einzuflößen, indessen konnte irgend eine Persönlichkeit den ungünstigen Einfluß desselben vermindern, oder gänzlich aufheben, so mußte, das fühlte der Marquis, es die seinige sein. Und diese Ueberzeugung wurde schon nach dem ersten Augenblick der Ueberlegung so mächtig in ihm, daß er über die Art,

wie er der Königin gegenüberstand, vollkommen getröstet war, und sogar sein ganzes Selbstvertrauen zurückkehren fühlte.

Madame, sprach er daher mit der Miene der Großmuth, blickt nicht so trostlos empor. Nicht alle Eure Hoffnungen sind gen Himmel gezogen — es bleiben Euch auch auf Erden noch welche. Es ist wahr, daß für jetzt des Königs Ausspruch auf ewiges Gefängniß lautet; aber Gott lenkt die Herzen der Könige. Und sollte selbst der König sich unerbittlich beweisen — Madame, auch in der Wüste sprudeln Quellen — auch im Gefängnisse könnt Ihr Freunde finden.

Ich wage kaum zu hoffen, daß ich bereits einen gefunden, lispelte Margarethe und sah unter ihren langen Wimpern hervor den kleinen Marquis mit schüchternem Zutrauen an.

Ihr dürft es nicht allein hoffen, Ihr könnt es als gewiß annehmen, erwiederte der Mar-

quis, der jetzt auf sein Paradepferd gestiegen war. Ja, Madame, der Marquis von Canillac verspricht Euch, Euer Freund zu sein, und nie, fragt ganz Frankreich, nie hat der Marquis von Canillac sein Wort gebrochen. Ihr habt ganz Recht, Madame, wenn Ihr sagt, daß jeder französische Edelmann durch Gottes Gnade loyal und ritterlich geboren wird, und, Madame, derjenige, der jetzt vor Euch steht und Euch seiner Ergebenheit versichert, hat die Ehre einer der ältesten Edelleute Frankreichs zu sein. Demnach, Madame, könnt Ihr getrost die Erwartung hegen, daß Euch in Euerm Gefängnisse mit so vieler Ehrfurcht begegnet werden wird, als wäret Ihr in einem königlichen Schlosse von Frankreich. Es gibt Edelleute, die Eure Erniedrigung misbrauchen würden, Madame, die einen Stolz darin finden würden, eine Königin in ihrer unbeschränkten Gewalt zu haben, denn meine Gewalt über

Euch, Madame, ist unbeschränkt; der König hat Eure Behandlung ganz in meine Willkühr gelegt. Aber zittert nicht, Madame, fürchtet Euch nicht; vertraut der Ritterlichkeit und der Großmuth des Marquis von Canillac. Madame, der Marquis von Canillac wird Euer Zutrauen nicht täuschen; er gehört nicht zu denjenigen, die ein solcher Auftrag stolz macht. Seid Ihr getröstet, Madame?

Margarethe hatte während dieser langen Rede, in welcher der Marquis sich für sein voriges, unfreiwilliges Stillschweigen entschädigt, leicht eingesehen, daß für den Augenblick die Selbstgefälligkeit des Marquis die Oberhand über seine Bewunderung für sie gewonnen hatte; aber das beunruhigte sie keinesweges. Sie wußte, daß sie diesen stolzen Pfau bald ganz und gar gezähmt haben würde.

Siebzehntes Kapitel.

Also war es auch. Der kleine Marquis ließ es sich wahrlich nicht träumen, welchen betrügerischen Dämon er mit seiner Gefangenen in sein Schloß führte. Der erste Anblick, so mächtig er auch gewirkt, hatte ihm so gut wie Nichts über die Schönheitsmagie dieser Frau gelehrt. Er fing damit an, sie einzuschließen, und es dauerte nicht lange, so hätte sie, wenn sie gewollt hätte, die eigentliche Herrin im Schlosse sein können.

Aber dazu war Margarethe zu klug. Keine Aeußerung verrieth je, daß sie von der ge-

tauschten Stellung eine Ahnung habe. Nie erschien sie anders als mit der stillen Traurigkeit einer Gefangenen. Immer sprach sie melancholisch, immer ergebungsvoll. Sie schien vom Leben Nichts mehr zu hoffen, noch zu wünschen, sondern begnügte sich damit, den armen Marquis so rasend verliebt zu machen, daß er einst in einem wahren Wuthanfall von Eifersucht nach Aigueperse schickte, und den unglücklichen Aubiac im Namen des Königs hängen ließ.

Aubiac hatte die Weissagungen seiner königlichen Geliebten nicht Lügen strafen können. Der Marquis war nicht nach Yvoy gekommen, ohne durch eine große Anzahl der Besatzung von Carlat verstärkt worden zu sein, und diese hatte es ihr erstes und eifrigstes Geschäft sein lassen, nach Aubiac zu suchen. Da er bei dergleichen Nachforschungen hätte gefunden werden müssen, und wenn er sich unter der Erde ver-

steckt gehabt hätte, so wurde er in seinem Schutthaufen schon nach der ersten Viertelstunde entdeckt, hervorgezogen, seiner Persönlichkeit überführt und sogleich nach Aigueperse in das strengste Gefängniß gebracht.

Dessenungeachtet hoffte Aubiac noch auf das Leben; denn er bewies sich selbst sehr richtig, daß, so sehr sein Besitz der Königin von Navarra auch den König erzürnt haben müsse, doch kein Gerichtshof in der Welt ein rechtskräftiges Todesurtheil darauf gründen könne.

Aubiac vergaß nur einen Umstand: daß ihm nämlich ein Gerichtshof fehlte, den er ebenso von dieser Wahrheit überzeugen könne, wie er selbst davon überzeugt war.

Als sein Todesurtheil ihm angekündigt wurde, fragte der Unglückliche umsonst nach seinem Verbrechen. Man antwortete ihm: er sei verurtheilt. Das Gericht, das über ihn ge-

halten worden war, konnte als Seitenstück zu dem Kriegsrathe von Villeneuve gelten. Mit Verzweiflung forderte er einen Anwalt; man schickte ihm einen Priester.

Aber auf den hörte er nicht. Seit er gewiß war, sterben zu müssen, sprach er Nichts mehr als die für seine Umgebungen räthselhaften Worte: Warum nicht damals mit ihr! Auf alle weitern Anreden und Aufforderungen gab er keine Antwort mehr. Er dachte nicht an Gott; sein einziger Gedanke war Margarethe, und er starb, indem er mit der letzten Besinnung einen blausammtnen Muff an seine Lippen drückte, den die Königin ihm einst geschenkt hatte.

Der Marquis war etwas in Verlegenheit, wie er der Königin diesen Tod mittheilen sollte, denn daß er es thun mußte, war ihm von der gewöhnlichsten Höflichkeit geboten, da Aubiac von Margarethen, wenn auch nicht im

geheimen, so doch im öffentlichen Sinne die letzten anderthalb Jahre hindurch als ihr Diener anerkannt worden war. Mehrere Tage kam der kleine Edelmann mit dem Vorsatze, zu sprechen, zu seiner königlichen Gefangenen, und jeden Tag empfahl er sich wieder, ohne gesprochen zu haben. Endlich gab die Besorgniß, die Königin könne die Hinrichtung auf einem andern Wege erfahren, ihm den Muth der Furcht, und er erzählte Margarethen, was nöthig war, nämlich die Thatsache; aber er sagte ihr nicht: Ich habe diesen Aubiac hängen lassen, weil ich den Gedanken nicht aushalten konnte, daß dieser Mensch Euch besessen haben und noch leben sollte. Er sagte im Gegentheil: Es war mit großem Widerstreben, daß ich mich entschloß, ein solches Urtheil an einem Eurer Diener zu vollziehen, aber die Befehle des Königs lauteten so bestimmt, daß für mich kein Ausweichen möglich blieb.

Möge Gott dem Unglücklichen gnädig sein, sprach Margarethe ruhig und einfach.

Das ist Alles, was Ihr über seinen Tod sagt? fragte der Marquis mit einer anmaßend-bedeutungsvollen Miene.

Ist es nicht genug? fragte sie. Was kann man am Grabe eines solchen armen Geschöpfes, wie der Mensch ist, Besseres sagen? Ich wenigstens begehre, wenn ich gestorben sein werde, keine bessere Leichenrede als die wenigen traurigen Worte: Möge Gott der armen Königin von Navarra gnädig sein.

Aber, Madame, man sagte — Ihr versteht — bemerkte der Marquis mit unverschämtem Nachdruck. Der kleine Edelmann war entschieden zu dem weisen Beschlusse gelangt, der Angelegenheit zwischen Aubiac und der Königin endlich auf den Grund zu kommen.

Was meint Ihr, Monsieur Marquis?

fragte Margarethe unschuldig. Ich verstehe Euch durchaus nicht.

Man glaubte — hm — man meinte — hm — kurz, man erlaubte sich die Möglichkeit, Madame, zu glauben, daß dieser Aubiac sehr glücklich gewesen sei.

Jetzt konnte, der Meinung des Marquis nach, die Königin, die Frau des Hofes, ihn unmöglich länger misverstehen; aber es mußte doch der Fall sein, denn sie antwortete nach einigem Nachsinnen mit vollkommener Unbefangenheit: Ich sollte nicht meinen, daß er so ungewöhnlich glücklich hätte leben können, da er nur ein armer Stallmeister war. Indessen ist es doch sehr möglich. Erstens kommt es darauf an, was man Glück nennt, und das unumstößlich festzustellen, dürfte auf Erden schwer sein, da ein Jeder sich nach seinem Charakter und seinen Neigungen unter dem Worte „Glück" einen besonders für ihn sich schickenden Zustand denkt.

Man kann also auf einem ganz niederen Standpunkt, wenn er gerade dem Auge zusagt, Alles in besserem Lichte sehen, oder ohne Bild zu sprechen, glücklicher sein, als auf dem allerhöchsten — warum denn nicht auch als Stallmeister? Und zweitens gibt es Naturen, die so gefügig sind, daß sie sich in jede Lage behaglich hineinschmiegen können, und vielleicht war Aubiac eine von ihnen. Doch kann es Euch, Monsieur Marquis, nicht vollkommen gleichgültig sein, ob dieser arme Gerichtete glücklich gewesen sei, oder nicht?

Mir vollkommen, Madame, erwiederte der Marquis hochmüthig. Doch Euch, Madame, auch — und er machte wichtige Augen.

Nun wol, mir?

Ist es Euch gleichgültig?

O, das ist etwas Anderes, antwortete sie mit erhabener Melancholie. Ich kenne das Unglück — ich leide selbst zu sehr, um nicht Mit-

leid mit allem Leide zu haben, sogar mit dem, das endlich im Grabe eingeschlafen ist. Doch Ihr, Monsieur Marquis, wie solltet Ihr zu diesem Mitleide kommen?

Madame, wäre es denn möglich, daß man Euch schändlicher Weise verläumdet hätte? fragte er mit großartiger Bewegung. Wäre es möglich, daß ganz Frankreich gewagt hätte, Euern Namen wetteifernd zu beschmutzen? Madame, wenn das wäre, dann stände hier ein Edelmann, Madame, der ganz Frankreich für lügenhaft erklären würde.

Margarethe blickte den pomphaften, kleinen Edelmann scheinbar mit dem größten Erstaunen an. Er fuhr, sich steigernd, mit immer dünnerer Stimme fort: Sagt mir, Madame, ob ich es darf? Gebt mir das Recht dazu, Madame. Versichert mir, Madame, daß man Euch verläumdet hat. Und dann — o dann! Sprecht, Madame.

Monsieur Marquis, sprach Margarethe mit Würde, ich muß Euch bitten, verständlich mit mir zu sprechen. Ich fürchte, daß in Euern Worten eine Beleidigung für mich verborgen liegt. Ist es so, dann ist Eure Redeweise so gut, als griffet Ihr einen andern Edelmann im Dunkeln an, wo er nicht sehen kann, woher die Streiche kommen, und sich daher nicht zu vertheidigen vermag. Ist das ritterlich, Monsieur Marquis?

Madame, dieser Vorwurf ist dem Marquis von Canillac noch nie gemacht worden.

Dann hat bisher der Marquis von Canillac ihn noch nicht verdient. Aber jetzt — sie vollendete nicht, doch ihr Blick sagte dem Marquis, welcher Schluß hatte folgen sollen. Die kluge Königin berechnete mit der Kühle einer Meisterin, wann sie diese Eigenliebe zu liebkosen und wann sie dieselbe zu verletzen hatte.

Der Marquis richtete sich hoch auf; leider

ging es nicht sehr hoch. Aber er sprach mit eben solcher Erhabenheit, als berührte er mit dem Scheitelhaare wenigstens den Mond.

Madame, sagte er mit einem heisern Brustton, den er für tief hielt, wenn ein Edelmann, statt seine Rede vollkommen auszusprechen, mitten in derselben innegehalten und das Fehlende durch einen solchen Blick ergänzt hätte, wie eben jetzt Eure schönen Augen mir ihn zugesandt haben, so brauche ich Euch wol nicht erst zu sagen, daß dieser Degen nicht länger in seiner Scheide wäre. Denn offenbar wolltet Ihr mit diesem Blicke sagen, daß der Vorwurf einer unritterlichen Handlungsweise den Marquis von Canillac heute zum ersten Male treffe, weil der Marquis von Canillac ihn heute zum ersten Male verdiene.

Bei diesem schwierigen Schlusse, bei diesem glänzenden Ergebniß eines wissenschaftlichen Denkverfahrens hielt der Marquis einen Augen-

blick inne. Vermuthlich wollte er der Königin Zeit lassen, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß ihre Art, sich auszudrücken, keine andere Auslegung erlaubt habe als die, welche der geistvolle Edelmann ihr eben so einleuchtend vor die Augen gebracht.

Die Königin ließ nicht errathen, ob sie die ihr gestattete Frist benutzt habe und zu demselben Schlusse gelangt sei wie der Marquis. Sie hatte die Augen gesenkt, sah sehr schön aus und erwartete, was der Marquis weiter sagen werde. Die Wahrheit zu gestehen, zerstreute der Anblick, den sie darbot, ihn einige Sekunden lang, bald aber war er wieder Herr seines unvergleichlichen Selbst und fuhr fort, der Königin zu erklären, was er gethan haben würde, wenn sie in dem vorliegenden Falle als Edelmann und nicht als Frau gehandelt, d. h. wenn sie nicht Margarethe von Valois, sondern irgend ein Pair von Frankreich gewesen wäre.

Auch wenn Ihr nur eine Königin wäret, Madame, würde ich mich nicht ohne Genugthuung zufriedengeben, sprach er dann weiter. Aber Ihr seid eine unglückliche Frau, und dieser Titel, Madame, gibt Euch in meinen Augen tausend Mal mehr Majestät, als Ihr von allen Kronen der Welt empfangen könntet, wenn sie eine über der andern auf Eurer Stirn ruhten. Ihr seht, Madame, daß der Marquis von Canillac, was die Ritterlichkeit betrifft, noch immer den Ehrennamen eines französischen Edelmannes verdient, denn Ehrfurcht vor dem Unglück, Madame, ist eine der ersten von den Eigenschaften, welche eine ritterliche Gesinnung ausmachen. Und also weil ich diese Eigenschaft besitze, und weil Ihr, Madame, Euch in einer Lage befindet, welche diese Eigenschaft auffordert, sich zu äußern, darum und aus diesen Gründen, Madame, fordere ich nicht, daß Ihr mir Euer Beileid über die Beleidigung, die

Ihr mir angethan habt, zu erkennen geben sollt. Nein, Madame, der Marquis von Canillac weiß, was er einer Frau schuldig ist, und noch mehr, einer Frau, die das Glück hat, unglücklich zu sein.

Ich danke Euch, Monsieur Marquis, antwortete Margarethe, ihren Ernst nicht ohne Anstrengung aufrechthaltend, Aber wolltet Ihr nicht vielleicht die Güte haben, mir mit einigen einfachen Worten klar und deutlich zu sagen, was Ihr vorhin mit Euern räthselhaften Reden gewollt habt?

Ich würde keinesweges mich in solchen Redensarten ausgedrückt haben, Madame, wenn ich hätte ahnen können, daß Ihr sie räthselhaft finden würdet.

Wie hätte ich sie anders finden können, Monsieur Marquis? und noch jetzt — ich gestehe Euch, daß ich die Auflösungen Eurer Räthsel nicht finden kann und auch nie finden

können werde, wenn Ihr nicht wenigstens die Güte haben wollt, mir einen Schlüssel anzudeuten.

Madame, ich sprach von Verläumdungen gegen Euch und von dem unglücklichen Aubiac.

Noch immer begriff Margarethe Nichts, sondern sagte nach einem kurzen Schweigen fast beschämt zu dem Marquis hinüberblickend: Ich fürchte, Ihr werdet mich sehr einfältig finden, Monsieur von Canillac, doch ich muß Euch wirklich bitten, mich um das, was Ihr von mir wissen wollt, einfach und offen zu befragen.

Eine Frage ist nicht mehr nöthig, Madame. Eure Unfähigkeit, meine so deutlichen Andeutungen bis zur Wahrheit zu verfolgen, beweist mir Eure Unschuld. Nein, Madame, ich werde Euch nicht mehr befragen.

Wohl, so sagt mir, von welcher Verläumdung Ihr sprachet?

Madame, sagte der Marquis ernst, man sagte, daß dieser Aubiac Euer Geliebter wäre.

Margarethe starrte ihn an.

Verzeihung, Madame, stotterte er, wieder ein Mal außer Fassung gebracht; ich bin nicht derjenige gewesen, der es gesagt hat.

Aber Ihr habt es geglaubt, sprach sie vorwurfsvoll.

Das war nun, leider, wahr.

O, ich hätte es nicht gedacht, sprach sie mit Schmerz und erhob die Augen.

Madame — stammelte der kleine Edelmann.

Von der ganzen Welt eher als von Euch.

Madame, ich hatte noch nicht das Glück und die Ehre, Euch Eurer innerlichen Größe und geistigen Schönheit nach zu kennen. Jetzt —

Es wäre mir ja auch von der ganzen Welt gleichgültig gewesen, sprach sie, ohne auf ihn zu achten, vor sich hin, wenn nur —

Sie brach ab; aber der Marquis war, wie natürlich, bereits entzückt.

Madame — fing er an.

Befehlt Ihr, daß ich mich rechtfertigen soll? fragte sie, sich mit kaltem Auge zu ihm wendend.

Madame, bestraft mich nicht also!

O, sprach sie mit Bitterkeit, Ihr wißt nicht, was es für eine Frau ist, schändlich und ungerecht angeklagt zu werden.

Madame, glaubt Ihr, daß es für einen Mann Nichts sei?

Seid Ihr denn angeklagt? fragte sie von oben herab. Und geschähe es heute noch, was ist das für Euch? Wie Ihr sagtet: Ihr zieht den Degen aus der Scheide, und seine schneidende Zunge vertheidigt Eure Ehre. Aber eine Frau, die eine schwache Hand hat und für die keine männliche Hand ein Schwert zieht, eine Frau, die verlassen ist, wie ich, und Nichts für

sich hat als den Glauben, den man ihr schenkt — o, das ist furchtbar.

Sie machte eine Mundbewegung, als müßte sie sich Gewalt anthun, um die aufsteigenden Thränen zu verschlucken. Der Marquis speiste mit seinen kleinen Augen gierig an ihrer starkbewegten Schönheit. Welcher Bissen! dachte er. Ja, sie ist meiner werth.

Und wenn denn die Welt es sagen wollte und sagen mußte, gut; so nahm Margarethe ihren vorigen Gedanken wieder auf. Aber daß Ihr es geglaubt habt!

Madame, fragte der Marquis mit unendlicher Feinheit, befindet denn der Marquis von Canillac sich für Euch außerhalb der Welt?

O mein Gott, was habe ich gesagt! rief die Königin.

Etwas so Schönes, Madame, wie Ihr bei allem Euerm Geist schwerlich jemals schon ge-

sagt habt, antwortete der kleine große Geck mit unbeschreiblicher Lächerlichkeit.

Vergeßt es, Monsieur von Canillac.

Ihr seid sehr mächtig durch Eure Schönheit, Madame, aber allmächtig seid Ihr nicht. Ihr könnt mir nicht befehlen, diese Worte zu vergessen.

Auch bitte ich Euch nur darum.

Glaubt Ihr denn, daß es in meiner Macht stehe?

O, dann thut wenigstens, als hättet Ihr sie vergessen, flüsterte Margarethe.

Von diesem Augenblicke an glaubte der Marquis es vor seiner Würde entschuldigen zu können, wenn er der schönen Königin von Navarra zu gefallen suchte. Wäre nur noch der Schatten einer Möglichkeit vorhanden gewesen, daß seine Bewerbung um ihre Gunst nicht glücklich sein könne, so würde der kleine Edelmann, seine verliebten Regungen hätten noch

so heftig sein mögen, sich von ihnen doch nie zu Schritten haben hinziehen lassen, die mit dem Anstand, den er sich selbst schuldig war, nicht übereingestimmt hätten. Aber diese Gefahr hatte er nicht länger zu fürchten; die Königin hatte ihm das Bekenntniß, daß er ihr Herz gerührt, bereits so gut wie gethan — es blieb ihm nur noch übrig, ihre Tugend zu besiegen.

Man lache nicht. Margarethe von Valois war dem kleinen Marquis von Canillac gegenüber die Tugend selbst, eine verläumdete, verfolgte, ungewürdigte Tugend, die er, der edle, der gefühlvolle Marquis allein kannte, und die auch nur von ihm Anerkennung begehrte. Nie war eine unschuldige Prinzessin falscher angeklagt worden als Margarethe; nie war eine Frau keuscher gewesen. Sie machte sich kein Verdienst daraus — es war in ihrer Natur. Die Leidenschaft der Liebe war für sie eine

unbekannte Empfindung; ihr war es ganz gleich, ob, wo und wann sie einen Mann sehe; ein Mann war für sie so gut wie eine Frau; sie hatte sogar mit dem Könige von Navarra immer nur geschwisterlich gelebt. Es grenzte an das Wunderbare, oder an die Einfalt, was die schöne Königin unschuldig und naiv war.

Und der Marquis glaubte das Alles. Margarethe hatte oft die größte Fassung nöthig, um ihm nicht ins Gesicht zu lachen. Er hätte für den klaren, baren Unsinn, der ihm schmeichelte, mit eben der Heftigkeit und eben der Berechtigung gekämpft, wie irgend ein mährchenhafter Ritter für die Schönheit einer Dame, die er nie gesehen hatte.

Zugleich mit seinem Glauben an die makellose Reinheit der Königin wuchs jedoch auch sein Verlangen, diese Reinheit zu entheiligen, und jetzt begann der Abschnitt seines Lebens, in welchem er dazu verurtheilt war

in der möglichstgrößten Lächerlichkeit zu erscheinen.

Bisher hatten die Beweise seiner Gefühle sich auf die Freiheiten beschränkt, die er seiner schönen Gefangenen mit jedem Tage großmüthiger gestattet hatte. In der That war Margarethe jetzt nur noch dem Namen nach gefangen und hätte sehr leicht eine Flucht ausführen können. Aber ihre Absichten gingen weiter als auf eine augenblickliche Befreiung, die ohne einen sichern Zufluchtsort doch immer mit einer neuen Gefangennehmung enden mußte. Der Besitz des Schlosses war das Ziel, nach welchem sie mit allen ihren mannigfaltigen Künsten strebte. Usson, auf einem hohen, steilen Felsen gelegen, galt so ziemlich für uneinnehmbar, ein Ruf, der dadurch entstanden war, daß der schlaueste aller Könige, Ludwig XI., seine wichtigsten Gefangenen hierherzuschicken pflegte. Das war es nun gerade, was Margarethe

brauchte, und so benutzte sie die Freiheit, welche die verliebte Bethörung ihres edlen Hüters ihr ließ, einstweilen nur, um ihre Verbindung mit den Guisen wieder anzuknüpfen, und sich ihres Beistandes für den Augenblick zu versichern, wo sie seiner bedürfen würde.

Der sollte nicht mehr so fern sein. Der Marquis wurde, wie ich bereits gesagt, immer verliebter und immer alberner. Die Schwäche, durch welche er seine Neigung bisher zu erkennen gegeben, genügte ihm nicht mehr; er wollte seiner zukünftigen Geliebten, die er in seiner Einbildung bereits besaß, auch durch seine Persönlichkeit huldigen. Der Gedanke, daß Margarethe doch vielleicht einen gewaschenen Liebhaber einem ungewaschenen vorziehen könnte, war ihm gekommen, und seitdem wusch er sich alle Tage, und zwar waltete jetzt gar kein Zweifel mehr darüber ob; der Kammerdiener konnte mit Bestimmtheit sagen: Monsieur der

Marquis bedient sich des Handtuches. Diese ungewöhnliche Reinlichkeit zog dem verliebten Edelmanne anfangs einen tüchtigen Schnupfen zu, indessen im Feuer seiner Leidenschaft achtete er Alles gering, was nicht seine tugendhafte Geliebte betraf. Das Waschen blieb nicht die einzige neue Gewohnheit; es folgte die, täglich ein frisches Hemd anzuziehen. Die Königin von Navarra lächelte eines Tages, und am nächsten kamen schon ausgesandte Reiter mit Stoffen und Schneidern zurück. Als der kleine Edelmann in seinen neuen, modischen Kleidern vor der Königin erschien, erröthete sie; am andern Tage duftete er von Wohlgerüchen. Ein geschickter Kammerdiener traf ebenfalls ein, und der Marquis ließ sich Haar und Bart locken. Ja, hätte die Natur ihn nicht überflüssig mit Wangenröthe beschenkt gehabt, so würde er auch noch bis zur Schminke gekommen sein.

Margarethe nahm jede neue Verschönerung ihres ausgezeichneten Anbeters ganz so auf, wie selbst seine Eitelkeit es nur begehren konnte, und schon hatte er einige Erklärungen gewagt, die deutlicher seine Hoffnungen aussprachen, als plötzlich seinem scheinbar so nahen Glücke von einer Seite, nach welcher hin es bisher gar keiner Aufmerksamkeit erfordert hatte, Gefahr zu drohen schien.

Die erstaunlichen Veränderungen nämlich, durch welche der Marquis sich gleichsam in einen neuen Menschen verwandelte, konnten natürlich nicht vor sich gehen, ohne die Aufmerksamkeit der Marquise von Canillac zu erregen. Im Gegentheile war sie denselben mit lebhaftem Antheil gefolgt, und wenn sie früher, wo ihr Mann schmutzig und zerrissen gegangen war, eine große Gleichgültigkeit gegen ihn durchaus nicht verheimlicht hatte, so fand sie ihn jetzt, wo er gewaschen, geputzt und gekämmt

erschien, mit einem Male so verführerisch, daß der Gedanke, diese ganze Liebenswürdigkeit sei der Königin von Navarra wegen entstanden, und werde auch dieser allein zu gute kommen, sie mit der größten Eifersucht erfüllte.

Nun schwor zwar der Marquis der Königin hoch und theuer zu, daß seine Frau eine Null sei — Margarethe hatte an Madame von Marse erfahren, wie gescheidt und gefährlich der Haß eine sonst dumme Frau machen kann, und sie versprach es sich selbst, nicht noch ein Mal diese Gefahr zu laufen.

Demzufolge wurde sie plötzlich karg an Lächeln gegen den Marquis und verschwenderisch mit Schmeicheleien gegen seine Frau. Der kleine Marquis war bereits gefangen, seine große Frau mußte erst bestrickt werden; Margarethe wagte Nichts, indem sie ihre Künste für einige Zeit von ihm weg und auf die Marquise wandte.

Es war nicht so leicht, die Dame zu gewinnen, wie es gewesen war, den Edelmann toll und lächerlich zu machen. Erstens sind die Frauen von Natur schlauer und mistrauischer, zweitens war die Marquise noch besonders zum Argwohn gegen eine Schönheit gestimmt, die ihren Mann gleichsam im Triumph wegführen zu wollen schien. Indessen Margarethe gebrauchte auch hier die Tugend wieder als ihre Bundesgenossin. Sie suchte nicht, die Marquise zu täuschen; offen erwähnte sie gegen die Frau der Gefühle, die sie beim Manne bemerkte und beklagte. Unendlich schmerzlich waren ihr diese Gefühle, die sie unglücklicherweise nicht von sich abwenden konnte, da sie Gefangene und daher gezwungen war, in der Gewalt des Marquis zu bleiben. Ja, jetzt wünschte sie die Freiheit, um der edlen Frau, die so gütig gegen sie gewesen, durch ihre Entfernung nicht länger Veranlassung zur Eifer-

sucht und zum Gram zu geben. Es war diese Prüfung ihre schwerste, denn Dankbarkeit war bei ihr ein so instinktmäßiges Bedürfniß, daß die kleinste Handlung, zu der sie gegen die Dankbarkeit gezwungen war, ihr mehr Schmerzen machte als alle übrigen Heimsuchungen zusammengenommen. Ihr tägliches Gebet war, daß Gott sie zu sich nehmen möge, damit sie nicht länger als ein Stein des Anstoßes auf dem Erdenpfade der edlen Marquise liege.

Mit einem Worte: Margarethe wußte sich so rührend als Opfer einer herrischen Leidenschaft darzustellen, daß Madame von Canillac, anstatt sie länger anzuklagen, sie bemitleidete, bewunderte, auf alle Art zu beruhigen suchte und endlich so ganz von der vollendeten Schauspielerin eingenommen wurde, daß sie die Verirrung ihres Mannes zwar noch empfand, aber doch als natürlich anerkannte und zuletzt sogar entschuldigte.

Jetzt war Margarethe, wo sie sein wollte. Es galt nun nur noch, den Marquis auf eine gute Art aus dem Schlosse zu bringen; dann blieb ihr, allein mit der vollkommen verblendeten Frau, bei der Ausführung ihres lange überlegten Streiches kaum noch eine Schwierigkeit übrig.

Aber wie den Marquis fortbringen? fragte Madame von Duras, die auch in dieser Angelegenheit die Vertraute der Königin war.

Die Gelegenheit wird sich finden, antwortete Margarethe, und seid gewiß, ich werde sie beim Stirnhaare zu ergreifen wissen, denn ich habe es übersatt, der albernen Marquise den Hof zu machen.

Am Nachmittage kam die alberne Marquise, wie gewöhnlich, die Königin zu besuchen; jetzt jedoch hieß sie die edle Marquise.

Die Tugend ist ein schöner Gesprächsstoff, indessen kann sie nicht für alle Gespräche aus-

reichen. Die Damen unterhielten sich daher heute zur Abwechselung ein Mal von Putz.

Ich hätte Euch wol an einem Hoffeste sehen mögen, Madame, äußerte nach einigen Schilderungen, die Margarethe entworfen hatte, die Marquise; Ihr müßt wunderschön ausgesehen haben.

Margarethe schüttelte lächelnd den Kopf. Der Marquise gegenüber war sie sowol bescheiden wie tugendhaft.

Läugnet es nur nicht, Madame, antwortete Madame von Canillac auf diese Bewegung. Ich habe Recht, es zu wünschen — nicht wahr, Madame von Duras?

Die Hofdame bestätigte natürlich.

Wie Schade, daß Ihr Eure schönen Anzüge alle zu Agen im Stich lassen mußtet, fuhr die Marquise fort.

Ja, da war keine Zeit, um an Putz zu denken, erwiederte Margarethe. Ich dankte

noch Gott, daß ich durch den braven Monsieur von Marse wenigstens meinen Schmuck wiedererhielt. Aber da fällt mir ein — habt Ihr denn schon meinen Schmuck gesehen?

Wie sollte ich Euern Schmuck gesehen haben, Madame? Ihr habt ja noch nie welchen getragen?

Ich werde schwerlich jemals wieder welchen tragen, bemerkte die Königin mit ergebungsvollem Lächeln. Doch Euch macht es vielleicht Freude, ihn zu sehen? Dann sähet Ihr wenigstens etwas aus der Zeit meiner Eitelkeit.

Madame von Canillac war ganz Begierde, und Madame von Duras brachte den Schmuck herbei.

Der kleine Marquis war bei den Ausgaben, die er seiner Frau für ihren Putz gestattet hatte, immer nach den Grundsätzen verfahren, die er in Betreff seiner eigenen Kleidung ausübte. Das heißt so viel sagen, wie daß die

Marquise stets nur gerade genug gehabt hatte, um sich nothdürftig standesgemäß zu kleiden, und daß von Schmuck nie geträumt, noch viel weniger je geredet worden war.

Ihr Entzücken bei dem Anblick der prachtvollen Schmucksachen war daher vollkommen so groß, so laut und, um es zu sagen, so kindisch, wie ein Landfräulein von sechzehn Jahren es nur hätte äußern können.

Herr mein Gott! rief sie ein Mal über das andere, ist es denn möglich, daß es solche Steine gibt? Ist denn solche Pracht auf Erden? Ich dachte, um so etwas zu sehen, müßte man erst ins Paradies kommen. Heilige Jungfrau, wie das blitzt! Heilige Mutter Gottes, wie das brennt! Das ist ja wie rothes Feuer! Das ist ja wie Blau vom hohen Himmel! Das ist ja wie Glanz aus dem Regenbogen! Und das Gold! Kann das Gold so gearbeitet werden? Ach Gott, ich könnte närrisch vor Freude werden.

Madame von Duras biß sich in die Lippen, um nicht zu lachen. Margarethe sagte sanft: Es freut mich, daß diese glänzenden Spielereien Euch Vergnügen machen. Für mich haben sie keinen andern Werth mehr als den der Erinnerung. Wenn man sich Gott gegeben hat, dann bedarf man des irdischen Schmuckes nicht mehr.

Die Marquise hörte nicht auf diese Redensarten; sie wühlte in den Geschmeiden. Ein Gedanke traf Margarethe. Ihr Auge glänzte. Sie blickte einige Augenblicke starr vor sich hin. Dann erleuchtete ein triumphirender Ausdruck für eine Sekunde ihr scheinheiliges Antlitz. Der Gedanke war zum Entschluß geworden.

Laßt mich Euch ein Mal mit diesen Rubinen schmücken, meine Liebste, sagte sie zur Marquise.

Diese betrachtete, zwischen Scheu und Lust

schwankend, das prachtvolle Diadem, welches die Königin in die Hand genommen hatte; dann wich sie zurück und sagte: Nein, nein; das ist zu schön für mich.

Ihr habt wol noch nie darüber nachgedacht, wie schön Ihr seid? fragte Margarethe mit bezauberndem Lächeln.

Ich, schön? fragte lachend die Marquise. Ach, du lieber Gott!

Ich sage Euch, daß Ihr es seid, erwiederte die Königin. Wäret Ihr nicht immer allein gewesen, hättet Ihr Gelegenheit zu Vergleichungen gehabt, so würdet Ihr Euch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jetzt kennt Ihr Eure Gaben nicht, und wenn auch die Demuth die herrlichste Krone ist, welche die Schönheit tragen kann, so macht es einer Frau doch Freude, sich schön zu wissen. Ich wenigstens habe in den Jahren meiner Jugend mich immer gern schön nennen hören.

Ja, Ihr, Madame! Ihr seid es auch.

Sage ich Euch nicht, daß Ihr es auch seid?

Ich kann es nicht glauben.

Glaubt Ihr denn, daß ich Euch Lügen sagen werde?

Nein, aber daß Ihr mich mit den Augen der Freundschaft seht.

Meine Liebe, die Freundschaft verwandelt nicht die Gesichter. Das thut nur die Liebe. Glaubt mir daher auf mein Wort, daß Ihr schön genug seid, um dieses Rubinendiadem für einige Minuten tragen zu können.

Die Marquise gab verschämt nach. Das Diadem wurde angepaßt, und sowol Margarethe, wie Madame von Duras erschöpften Beide sich in Ausrufungen, wie wunderschön es der Marquise stehe.

Nur im blonden Haare darf man Rubinen tragen, sagte die Königin mit gesetzgebender Bestimmtheit.

Prächtig! Und wie das Roth der Steine die etwas blasse Farbe von Madame der Marquise hebt! bemerkte Madame von Duras.

Ich muß Euch noch weiter schmücken, rief Margarethe.

Sie behing die arme Marquise auf eine unglaubliche Art. Die Ketten und Halsbänder umhüllten ihre Brust wie mit einem Harnisch. Die arme Frau hatte noch nie so abgeschmackt ausgesehen. Aber sie war selig. Etwas nur blieb ihr in diesem Augenblicke zu wünschen übrig: daß der Marquis sie sehen möge.

Die Königin errieth diesen naiven Wunsch. Madame von Duras, sagte sie, lasset Monsieur den Marquis einladen. Euer Mann muß Euch sehen, flüsterte sie der erröthenden Marquise zu.

Er wird sagen, daß diese prächtigen Dinge sich nicht für mich schicken, meinte Madame von Canillac.

Dann hat er es mit mir zu thun, sprach Margarethe.

In der That machte sie dem Marquis bittere Vorwürfe, als er wirklich den Ausspruch von sich gab, den seine Frau erwartet hatte.

Ihr wißt gar nicht, welchen Schatz Ihr habt, schloß sie. Ich kann Eure Ungerechtigkeit nicht gut machen, aber wenigstens will ich zeigen, daß ich sie nicht theile. Madame von Canillac, fuhr sie fort, behaltet den Schmuck, den Ihr tragt. Ich wüßte keine ehrenvollere Bestimmung für ihn. Behaltet ihn zum Andenken an die unglückliche Königin von Navarra, und wenn ich längst gestorben bin, dann erinnert Euch, wenn Ihr ihn anlegt, noch an meine zärtliche Freundschaft für Euch.

Die Marquise brach nach der ersten Betäubung in unsinnige Dankbezeigungen aus; der Marquis aber hatte seine kleine Stirn ge-

waltig zusammengezogen. Da wandte Margarethe sich an ihn.

Ihr sehet finster aus, Monsieur Marquis? Ihr seid auf die Beweise von Zuneigung eifersüchtig, die ich Eurer Frau gebe? Glaubt Ihr, daß ich Eurer vergessen werde? Nein, wenn ich Euch auch darin tadle, daß Ihr die Perle, die Gott Euch geschenkt, nicht ganz zu würdigen versteht, so bin ich Euch doch, was mich persönlich betrifft, zu vielen Dank schuldig, um nicht zu wünschen, daß es mir möglich wäre, meine Verpflichtungen gegen Euch wenigstens theilweise abzutragen. Lange habe ich bei mir die Mittel dazu erwogen, und bin diesen Morgen endlich zu einem Beschluß gelangt, den ich Euch mitzutheilen jetzt mit Freuden die Gelegenheit ergreife. Erlaubt mir, Euch mein Hôtel in Paris und mein Landgut bei Senlis zum Geschenk zu machen.

Der Marquis hatte eine bedeutende Leiden-

schaft für das Bekommen. Das überraschende und beträchtliche Geschenk betäubte ihn ganz, und was Margarethe erst durch Schlauheit zu erreichen gehofft hatte, darauf kam er selbst.

Ich werde selbst mit Euern Schenkungen nach Paris reisen, sagte er. Soll ich erst einen Anwalt nehmen, so kostet das Geschäft mir viel Geld und wird trotzdem nachlässig betrieben. Besser, ich mache es schnell in eigener Person ab.

Es könnte ihr wieder leid werden, wenn Zögerungen einträten, äußerte er heimlich gegen seine Frau. Man muß festhalten, was man in die Hände bekommen hat.

Margarethe schrieb ihre Schenkungen, und der Marquis reiste ab. Aber so sehr er sich auch anstrengte, so kamen Briefe von Margarethen doch noch vor ihm an, und in denen ersuchte die Königin alle Magistratspersonen, an welche der Marquis sich wenden sollte, keine von ihr ausgestellte Urkunde als ächt anzuerkennen.

Demnach brachte der Marquis umsonst seine Schenkungen vor. Die Behörden bedauerten und konnten sie nicht annehmen. Die Königin hatte sie zum Stillschweigen verpflichtet; folglich gelang es dem Marquis ebenso wenig, eine Erklärung zu erhalten, wie in Besitz gesetzt zu werden. Wüthend auf alle Präsidenten und Parlamentsräthe beschloß er endlich, nach Usson zurückzukehren und von Margarethen Papiere zu begehren, die mehr in Form Rechtens ausgestellt wären, da traf ihn ein Brief seiner Frau wie ein Donnerkeil. Die Königin von Navarra hatte mit Hülfe zahlreicher Mannschaft, die ihr aus Orleans gesandt worden war, sich zur Herrin von Usson gemacht und die arme Marquise aus dem Schlosse verjagt.

Achtzehntes Kapitel.

Im Jahre 1590 saßen zwei Personen an einem Fenster des Schlosses Usson einander gegenüber. Es waren die Königin Margarethe von Valois und der Abbé von Brantôme, der als ihr unveränderter Anhänger zum Besuche zu ihr gekommen war.

Unten im Lande war es Frühling und Abend, und die Königin hatte lange sinnend hinabgeblickt, während Brantôme seine Augen auf ihr ruhen ließ.

Als sie sich nach diesem Schweigen wieder zu ihrem alten Freunde wandte und seinem

innigen Blicke begegnete, deutete sie mit wehmüthigem Lächeln hinaus.

Dort wieder Auferstehung, sagte sie leise. Die Natur ist ewig jung. Und wir?

Ich habe Euch nicht verändert gefunden, Madame, sprach Brantôme. Meinem Auge erscheint Ihr noch ganz so schön wie damals, wo der König Karl noch lebte.

Margarethe machte eine graziöse, aber zerstreute Bewegung des Verneinens; dann sprach sie: Mein Gott, welche Veränderungen, welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Damals war ich die Schwester des Königs, und jetzt bin ich die letzte Valois.

Brantôme hatte Thränen im Auge, als er leise erwiederte: Ja, ich habe das Haus meiner Könige aussterben sehen.

Und so schnell, sprach sie lebhaft. Mein Gott, in Jahrhunderten kann ein Königsgeschlecht wol aussterben — dann geschieht es

langsam, naturgemäß — dann erschreckt es nicht so. Aber in funfzehn Jahren!

In funfzehn Jahren? wiederholte Brantôme rechnend. Ja wol, sagte er dann, im Jahre vierundsiebenzig der König Karl, im Jahre vierundachtzig Monsieur, und voriges Jahr der König. Ihr habt Recht, Madame; binnen funfzehn Jahren habt Ihr alle Eure Brüder verloren.

Und nicht sie allein. Meine Schwester von Schottland — meine Mutter, meine Schwestern von Oesterreich und von Lothringen. Mein Gott, der Tod hat eine reiche fürstliche Ernte gehalten, und ich stehe wie ein einzelner Halm auf einem abgemähten Felde.

Und auf welche Art die meisten der Meinen gestorben sind, fuhr sie fort, indem ein Frösteln sie überrieselte. Daran zu denken, macht Schauer.

Die schöne Königin von Schottland — die

arme, schöne Königin, sprach Brantôme schmerzlich. Ihr, Madame, und sie, ihr Beide erschient mir immer als ein Zwillingsgestirn von Schönheit.

Von dem der schönste in Blut untergegangen ist.

Nicht der schönste. So herrlich die Königin Maria Stuart an Gaben auch bedacht war, Euch kam sie nicht gleich. Auf der ganzen Erde kenne ich nichts Schöneres als Euch.

Margarethe reichte dem armen Brantôme gerührt die Hand. Und ich hatte nie einen treueren Freund als Euch.

Ihr sagt, was auch Monsieur von Guise immer sagte, wenn wir von Euch sprachen, erwiederte Brantôme, indem er die schöne weiße Hand ehrfurchtsvoll küßte. Dann setzte er hinzu: Das ist einer mehr, der ein entsetzliches Ende gehabt hat.

Ein Ende, das ich nicht erwartet hätte.

Ihr glaubtet den König nicht muthig genug zu einem solchen Befehle?

Nein, darin kannte ich ihn, daß er mitten in seiner Schlaffheit auf das Unerwartetste der gewaltsamsten Entschlüsse fähig war. In der Weichlichkeit lag bei ihm immer der Tyrann verborgen, wie der Tiger zwischen Blumen. Aber ich hielt den Herzog für zu mächtig, und hätte weit eher erwartet, den König im Kloster zu sehen, wie es ja auch die entschiedene Absicht der Ligue war. Man hat mir erzählt, Madame von Montpensier habe ganz öffentlich ihre goldene Schere gezeigt und geäußert, damit wolle sie dem Könige die Tonsur scheren.

Ja wol, sie legte sich durchaus keinen Zwang auf. Es ist eine muthige Dame, die ihr Wort sagt. Indessen wurde sie doch erst nach dem offenbaren Bruche so offenherzig; vorher, ehe Monsieur von Guise nach Paris kam, war sie klug und verschwiegen genug, so daß sie sogar

die Königin-Mutter getäuscht hat, und Ihr wißt, was das für eine Frau war.

Ich habe die Begebenheiten in Paris niemals so recht im Zusammenhange gehört, meinte Margarethe.

Erlaubt Ihr, daß ich sie Euch erzählen darf? fragte Brantôme eifrig.

Ihr werdet mir ein großes Vergnügen machen, erwiederte sie freundlich.

Der gute Abbé wünschte gar nicht mehr. Ihr wißt, Madame, daß nach der Schlacht von Coutras, wo der König von Navarra den schönen Sieg erfocht, der Herzog d'Epernon zu seinen übrigen Würden auch noch die des Großadmirals erhielt, die der arme Herzog von Joyeuse besessen hatte. Ah, Madame, wißt Ihr aber auch, welchen schönen Tod Monsieur von Joyeuse gehabt hat? Es war ein so braver Edelmann wie nur einer, und ich wundere mich nicht über den Schmerz, mit welchem der

König ihn beweint hat. Ist doch selbst der König von Navarra über seinen Tod gerührt gewesen. Man kann aber auch keinen schönern Tod haben. Monsieur von Saint-Luc sagte zu ihm: Die Schlacht ist verloren; was bleibt uns nun noch? — Zu sterben, antwortete Monsieur von Joyeuse, und er stürzte sich in das Gedränge und fiel. Das ist sehr schön. Aber auch der König von Navarra hat an diesem Tage Thaten gethan, die des großen Connetable von Bourbon würdig sind. Vor dem Beginne der Schlacht sprach er zu den Prinzen, die bei ihm waren: Ich sage euch Nichts, als daß ihr von bourbonischem Geblüte seid, und, bei Gott, ich werde euch zeigen, daß ich euer Aeltester bin. Darauf erwiederte der Prinz von Condé sogleich: Und wir werden Euch zeigen, daß Ihr gute Cadets habt. Und beide Prinzen hielten Wort; man sagt allgemein, daß in Frankreich lange kein so

schöner Sieg erfochten worden wie der bei Coutras.

Leider von Franzosen gegen Franzosen, bemerkte Margarethe. Aber Ihr wolltet mir von der Art erzählen, auf welche die neue Spannung zwischen dem Könige und Monsieur von Guise entstand.

Ach ja, erwiederte Brantôme, sich besinnend. Nun seht, Madame, Monsieur von Guise war neidisch auf Monsieur d'Epernon. Zwei gleich hochstrebende Geister bleiben selten in Einigkeit — einer will immer höher als der andere. Stoßen nun Beide in den hohen Räumen, wohin die Flügel ihres Ehrgeizes sie getragen, unversehens aneinander, so gibt es Kampf.

Den hat es zwischen Messieurs von Guise und d'Epernon mehr als ein Mal gegeben, und ich weiß auch davon zu erzählen. Wäre bei meiner letzten Anwesenheit in Paris d'Epernon nicht meiner Freundschaft mit dem Hause

von Guise wegen mein so erbitterter Feind geworden, ich hätte nicht die Schmach erlebt, die mich damals getroffen hat.

Aber als Monsieur d'Epernon später nach Nerac kam, habt Ihr ihn doch empfangen, Madame?

Weil der König von Navarra ganz besonders zu mir kam, um mich darum zu bitten. Mit welchem Herzen ich es gethan, das mag ich Euch nicht schildern. Ueberhaupt, wie bin ich mit Demüthigungen genährt und mit Bitterkeit getränkt worden!

Brantôme betrachtete die schöne Klagende mit tiefem Mitleid. Sie gewahrte es, strich sich den Schatten der Erinnerung von der Stirn fort, lächelte dem treuen Freunde zu und sprach: Denken wir nicht daran. Erzählt mir lieber. Wir kommen gar nicht weiter in unserer Geschichte.

Es locken uns gar zu viele Erinnerungen

davon ab, gerade wie einladende Nebenpfade von der Straße, die man reisen will, bemerkte Brantôme.

Sie schüttelte den Kopf. Meine Erinnerungen sind nicht einladend.

Ihr müßt doch schöne, sehr schöne haben, Madame, sprach Brantôme feurig. Denkt daran, wie Ihr bewundert und angebetet worden seid.

Aber bin ich glücklich gewesen?

Wart Ihr es nie?

Nein, nie, nie in der Vergangenheit. Seit ich unabhängig hier wohne, ja. Mir ist es, als hätte Gott mir eine Arche des Heils gewährt, in welcher die Stürme, die draußen brausen, mich nicht treffen können.

Ja, große Stürme sind in Frankreich gewesen, sprach Brantôme gedankenvoll.

Und Ihr wolltet mir den Weg schildern, den sie genommen, um zu verwüsten, sagte

Margarethe, mit einem Lächeln die abermalige Mahnung begleitend.

Brantôme lächelte auch und begann seine Erzählung auf das Neue.

Nicht nur Monsieur von Guise war neidisch auf Monsieur d'Epernon, sprach er, der König war es auch, und zwar auf Monsieur von Guise. Dieser hatte, wie Ihr wißt, die Truppen geschlagen, die unter dem Baron von Dohna aus Deutschland denen von der Religion zu Hülfe kommen wollten, und über diesen Sieg waren die Pariser so außer sich, daß es schien, als gäbe es in der Welt weiter keinen Helden als Monsieur von Guise. Gewiß, es war auch ein schöner Sieg; aber ebenso natürlich war es auch, daß dem König die große Begeisterung seiner Pariser für den Sieger unangenehm war.

Dieser Unannehmlichkeit hätte er leicht entgehen können, wenn er sich die Mühe

gegeben hätte, diesen Sieg selbst zu erfechten.

Was wollt Ihr, Madame? Monsieur von Guise hatte das Glück gehabt, und der König war, wie Ihr wißt, in den letzten Jahren etwas träge. Gleichwol hat er auch zwei schöne Siege erfochten.

Ja, bei Jarnac und Moncontour; aber Siege sind wie Gerichte: die frischen werden vorgezogen.

Das ist sehr wahr, Madame, indessen was wollt Ihr? Dem Könige war die Begeisterung seiner Pariser unangenehm, und er ließ dem Herzog von Guise wissen, es würde ihm lieber sein, wenn er, Monsieur von Guise nämlich, fürs Erste nicht nach Paris käme.

Das rechte Mittel, die Pariser abzukühlen.

Auch flammte die Liebe für Monsieur von Guise und der Haß gegen Monsieur d'Epernon

immer höher auf. Endlich erschien Monsieur von Guise plötzlich in der Stadt, wie er sagte, um sich beim Könige wegen der Verläumdungen zu rechtfertigen, die über ihn umliefen. Auch kam er in einem ganz bescheidenen Aufzuge an; nur sieben Personen waren mit ihm.

O, er war klug!

Ja wol, Madame; er kannte seine Leute, denn in wenigen Minuten hatte er ein Gefolge von Tausenden, und das Volk sang Lieder und streute Blumen.

Er verstand es, Herzen zu gewinnen.

Er stieg bei der Königin-Mutter ab, um sich ihre Vermittelung zwischen dem Könige und ihm auszubitten. Da sagen nun Einige: die Königin-Mutter sei sehr erschrocken gewesen, indem noch am Tage vorher Madame von Montpensier ihr versichert habe, daß Monsieur von Guise gewiß nicht nach Paris kommen werde. Andere sagen, sie selbst habe ihn hin-

berufen, um wieder ein Mal Gelegenheit zu haben, dem Könige zu zeigen, wie nöthig sie ihm sei. Ich weiß nicht, was wahr ist.

Aber ich weiß es, sprach Margarethe mit Bitterkeit.

Und was glaubt Ihr, Madame?

Daß sie den Herzog aufgefordert hat.

Das Eure Meinung?

Ihr habt meine Mutter gekannt, und könnt eine andere haben? Doch fahrt fort. Man hat mir gesagt, die Königin habe sich sogleich in den Louvre tragen lassen, und der Herzog sei entblößten Hauptes neben ihrem Tragsessel hergegangen?

So war es; Niemand konnte ehrfurchtsvoller scheinen als Monsieur von Guise. Derweile schrie das Volk: Es lebe der Herzog von Guise! Es lebe der Pfeiler der Kirche!

Und Mademoiselle von Vitry stieg auf eine Bude, riß ihre Maske ab und rief

ihm zu: Guter Prinz, nun du da bist, sind wir Alle gerettet. Ist das auch wahr?

Buchstäblich.

Und was antwortete der Herzog dem Fräulein?

Er machte ihr eine tiefe Verbeugung und ging weiter neben der Königin-Mutter her.

Und der König?

Der war, als er die Nachricht empfing, in seinem Kabinette, und der Hauptmann Alfonso Ornano war bei ihm.

Ah, der Corse mit den kohlschwarzen Augen?

Ja, seine Augen sind so schwarz und auch so glühend wie Kohlen, und es war nicht ohne Gefahr für Monsieur von Guise, daß er sich gerade bei dem Könige befand.

Er gab corsische Rathschläge?

Nicht anders. Der König fragte ihn: Wenn Ihr an meiner Stelle wäret, was würdet Ihr thun? Sire, sprach er, sagt mir erst

ein Wort: haltet Ihr den Herzog für Euern Feind, oder Euern Freund? Hierauf machte der König eine Bewegung — Ihr wißt, sein Geberdenspiel war ausdrucksvoll?

O ja, sein Lächeln konnte schneiden wie ein Messer.

Alfonso verstand ihn also und sagte: Mir dünkt, ich sehe, welches Urtheil Ew. Majestät gefällt hat. Ist dem so, dann will ich, gefällt es Euch, mich mit diesem Auftrage zu beehren, Euch noch heute den Kopf des Herzogs zu Füßen legen.

Brav gesprochen, und hätte der König da den Herzog gefangennehmen und, waren Gründe da, ihm den Prozeß machen lassen, so hätte man Nichts dagegen sagen können. Aber freilich, das wäre zu königlich gewesen!

Ja, an Lust hatte es dem Könige wol nicht gefehlt; aber er hatte zu viel Furcht. Ich begreife das — Monsieur von Guise hatte

eine Art, die es nicht leicht machte, sich an ihn zu wagen. So ging denn die Unterredung ganz friedlich ab, und Monsieur von Guise sagte zum Könige dasselbe, was er zur Königin-Mutter gesagt: daß er nämlich gekommen sei, Se. Majestät zu bitten, daß sie den Verläumdungen wider ihn keinen Glauben schenken möchte. Auch in den nächsten Tagen benahm Monsieur von Guise sich ganz als ein loyaler Unterthan, und als das Volk an dem berühmten zwölften Mai wider die Truppen anstürmte, die der König hatte einrücken lassen, und die es nicht haben wollte, da kam der Herzog nicht nur aus seinem Hôtel, um dem Volke Einhalt zu thun, er ermahnte es auch, nicht ihn, sondern den König leben zu lassen.

Ja, er wußte wohl, daß er aus einem Abgott ein Aufrührer werden würde, sobald er das Schwert gegen seinen König zöge,

erwiederte die Königin gedankenvoll. Er war von Jugend auf ein Meister im Rechnen.

So meint Ihr, daß er doch die Absicht gehabt, den König zu entthronen?

Nicht so; er wollte den König nicht entthronen, er wollte es nur benutzen, wenn das Volk ihn entthront haben würde. Aber daß er das Volk im Geheimen mit sicherer Hand zu dieser Gewaltthat hinleiten wollte, ist wol klar, und es wäre ihm auch gelungen.

Der König mußte wol noch mehr von ihm fürchten, da er auf ein Mal Hals über Kopf Paris verließ.

Ungefähr so, wie ich Agen verließ, bemerkte Margarethe spöttisch.

Wenigstens mit verkehrten Sporen. Aber er sagte: Das ist Alles eins; ich reite jetzt nicht, um meine Geliebte zu besuchen. Und damit ritt er fort nach Chartres.

Und Paris schrie nach der Majestät, wie

ein ungezogenes Kind nach seiner Wärterin schreit, die es liegen ließ, weil es ungezogen war?

Ja wol, es gab Gesandtschaften ohne Ende an den König. Alle Körperschaften, die Königin-Mutter, Monsieur von Guise selbst — Alles kam und bat — umsonst. Ich werde Euch davon noch viele komische Geschichten erzählen, wenn Ihr mir gestattet, einige Tage bei Euch bleiben zu dürfen.

Mein Freund, sprach Margarethe herzlich, mir könnte Nichts angenehmer sein. Freilich müßt Ihr bei einer armen Königin keinen Glanz erwarten — ich bin arm; aber Ihr werdet an Nichts denken als an das Vergnügen, mich wiederzusehen, denn ich weiß, Ihr habt alle die Zuneigung, die Ihr für unser Haus gefühlt, auf die einzelnen Trümmer übergetragen, die bei dem Untergang desselben noch übrig geblieben sind.

Brantôme erwiederte hierauf mit gleicher Wärme; dann kamen Beide wieder auf den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung zurück, und Margarethe fragte Brantôme: ob er die Ungnade d'Epernon's, die auf die einstimmigen Vorstellungen hin erfolgt sei, für wahr gehalten habe?

Brantôme meinte, der König sei bekanntlich so veränderlich gewesen, daß man wol annehmen könne, er selbst habe seinen Günstling satt gehabt.

Nein, antwortete Margarethe, in diesem Falle glaube ich nicht an veränderte Gesinnung bei ihm, sondern vielmehr, daß die Entfernung d'Epernon's ein Mittel sein sollte, Monsieur von Guise sicher zu machen. Oder glaubt Ihr, der Herzog hätte sich so unbefangen am Hofe gefühlt, wenn er seinen stolzen Nebenbuhler immer neben sich gesehen hätte?

Das kann wol sein, Madame; ich glaube

sogar, daß es ist, denn wie sollte Euer Geist nicht das Richtige treffen? erwiederte der bewundernde Brantôme, der Margarethen jetzt nicht weniger schmeichelte, als da sie einst im vollen Glanz ihrer Geburt im Louvre wohnte.

Margarethe antwortete nicht auf die Schmeichelei, sondern sprach gedankenvoll: Dennoch begreife ich nicht, wie der Herzog dem Könige so ganz vertrauen konnte.

Ich glaube nicht, daß es sowol Vertrauen auf den König, wie Vertrauen auf sein Glück war, was ihn so sicher machte.

Ja, er war übermüthig geworden. Sein Stern hatte zu lange in unbewölktem Glanze geleuchtet.

Um auf ein Mal zu fallen.

Nie stand er höher, als da er fiel.

Nein, der König schien, als die Aussöhnung erst geschehen war, nur noch einen Willen zu haben, und zwar den von Monsieur dem Herzog.

Der Herzog war ja Generallieutenant?

Er begehrte auch die Würde des Connetable und eine Garde, und der König hatte halb zugesagt.

Daß er da nicht angehalten und gedacht hat: Ist das nicht zu viel?

Seine Stunde mußte geschlagen haben.

Wurde er nicht gewarnt?

Ja, am Abend vorher durch einen Zettel ohne Unterschrift. Auch Madame von Noirmoutiers, bei der er die Nacht zubrachte, soll ihn beschworen haben, vorsichtig zu sein.

Die Marquise von Noirmoutiers war Charlotte von Sauve. Sie hatte, Wittwe geworden, aus was für Gründen dürfte schwer zu bestimmen sein, zum zweiten Male geheirathet, war aber dabei ihrer einzigen wahren Liebe unerschütterlich treu geblieben.

Brantôme erzählte weiter. Das schauerliche Gemälde von der Ermordung Guise's

entrollte sich in den bekannten Räumen des Schlosses von Blois vor ihren Augen.

Ist es wahr, daß er halbohnmächtig ward, als er in den Staatsrath getreten war? fragte sie.

Brantôme bejahte. Margarethe schauderte. Da hat der Geist ihn berührt, sagte sie.

Ob er nicht an Monsieur von Coligny gedacht haben sollte? fragte Brantôme.

Vielleicht, sprach Margarethe gedankenvoll. Aber was ich mir ganz vorstellen kann, das ist die Erstarrung, welche diese Nachricht durch das Schloß verbreitet hat.

Nein, Ihr könnt sie Euch nicht denken, erwiederte Brantôme. Es soll gewesen sein, als sei ein Donnerschlag niedergefallen.

So meine ich es. Etwas Unerhörtes, auf ein Mal da, auf ein Mal wirklich.

Aber der König hatte sein Spiel auch meisterhaft verborgen.

O, er versteht sich nicht blos äußerlich zu schminken.

Man sagt für ganz gewiß, die Königin-Mutter sei nur aus Gram darüber gestorben, daß der König ihr in dieser Sache kein Vertrauen geschenkt habe. Sie habe daraus, daß er eine solche That für sich ganz allein habe beschließen und ausführen können, zu deutlich gesehen, daß sie ihm gänzlich überflüssig sei.

Margarethe lächelte herb. Sie hat ihn dazu erzogen, ihr das Herz zu brechen. Uns Andere, die wir sie mehr geliebt hätten, uns hat sie zurückgestoßen.

Sie hat Euch enterbt, Madame? fragte Brantôme mit Theilnahme.

Was konnte ich anders von ihr erwarten? erwiederte Margarethe. Seit ihr Götzenbild mir nicht länger gnädig war, was war ich da in ihren Augen anders als ein werthloses Wesen? Doch Gott sei ihr gnädig. Sie ist ein-

sam gestorben, wie sie meinen Bruder sterben ließ.

Noch immer nannte Margarethe Franz von Valois vorzugsweise ihren Bruder. Manche Neigung wurzelt so tief, daß sie nicht aufhört, aus dem Herzen zu treiben, auch wenn sie durch Nichts genährt wird.

Brantôme sagte jetzt: Verzeihet Madame Eurer Mutter. Sie war eine große Königin.

Ich will keine Steine auf ihr Grab werfen, antwortete Margarethe. Das Gericht gehört Gott und nicht uns. Ich verzeihe meiner Mutter.

Katharina von Medicis bedurfte der Verzeihung ihrer Tochter.

Wohl ihr, daß sie nicht länger gelebt, bemerkte Brantôme. Was hätte sie angefangen, wenn sie ihren Sohn ermordet gesehen hätte?

Was Madame von Nemours gethan hat:

um Rache geschrieen. Aber es wäre nicht, wie bei Madame von Nemours eine ganze Stadt dagewesen, um ihr zu antworten.

Ja, Paris hat der Mutter der Guisen mit einer Stimme geantwortet. Und jetzt noch — glaubt mir, es wird lange dauern, ehe der König in Paris einziehen kann.

Ist der Sieg bei Ivry nicht so ziemlich entscheidend?

Für Frankreich vielleicht, aber nicht für Paris. Frankreich ist nicht Paris.

Nein, Paris ist eine Welt für sich, erwiederte Margarethe sinnend, und setzte dann mit einem leichten Seufzer hinzu: Werde ich es je wiedersehen?

Wünschet Ihr es?

Weiß ich das? Doch, fast glaube ich, ja. Die Erinnerung zieht doch, auch wenn sie nur traurige Dinge zu sagen hat.

Aber wenn der König erst dort eingezogen

ist, meinte Brantôme, dann gebührt es Euch ja, dort zu wohnen.

Gebührt es mir, so werde ich nicht bekommen, was mir gebührt, sagte die Königin halb scherzend, halb traurig. Glaubt mir, eine eheliche Aussöhnung zwischen dem Könige, meinem Manne, und mir ist nicht möglich.

Aber wie ist es möglich, daß der König von Navarra — es wird mir noch immer so schwer, ihn den König zu nennen, unterbrach Brantôme sich hier.

Natürlich, da Ihr immer gewohnt waret, nur Söhne des Hauses von Valois auf dem Throne zu sehen, bemerkte die Königin. Doch was wolltet Ihr sagen?

Daß ich nicht begreife, wie der König, der doch so vielen Sinn für Schönheit hat, gerade die schönste Frau nicht lieben soll.

Was wollt Ihr? Es ist doch so und nicht anders. Wir müssen es als ein Verhängniß

annehmen, gegen das kein Auflehnen hilft und wofür es keine Erklärung gibt. Uebrigens würde es mir jetzt durchaus zu Nichts helfen, wenn auch der König mich im Anfange unserer Ehe geliebt hätte, denn er hätte jetzt schon längst wieder aufgehört. Was man ihm auch für Eigenschaften zugestehe — und ich bin wahrlich nicht diejenige, welche sie läugnen wird — die der Treue gegen die Frauen ist nicht darunter.

Brantôme bejahte lächelnd. Die Gräfin von Guiche ist über die Marquise von Pons bereits ganz vergessen, sprach er.

Und hat er je eine Frau ernstlich geliebt, so war es diese, setzte Margarethe hinzu. Es ist wol ganz klar, daß die Schlacht von Coutras andere Früchte für ihn getragen hätte, wenn er nicht Ruhm und Vorsicht vergessend nach Guyenne geeilt wäre, um seine erworbenen Lorbeeren seiner Gräfin zu Füßen zu legen.

Monsieur der Prinz von Condé soll auch

damals sehr unzufrieden gewesen sein, antwortete Brantôme. Dann seufzte er und sagte: Der arme Prinz!

Ja, er hatte Unglück in der Liebe. Die erste Frau wurde ihm untreu, und die zweite ließ ihn vergiften.

Condé hatte sich mitten im Kriege mit Charlotte von La Tremouille vermählt und war nach kurzer Ehe und noch kürzerer Krankheit vor zwei Jahren zu St. Jean d'Angely an Gift gestorben.

Brantôme vertheidigte die Frau.

Aber sie ist doch noch gefangen, bemerkte Margarethe.

Der gute Abbé schwor bei seiner Seligkeit, die Unschuld der Prinzessin würde noch einst an den Tag kommen. Er sprach prophetisch.

Dann lobte er den Prinzen von Condé, ging von ihm zu einer Lobpreisung Heinrich's III. über und schloß mit der Hoffnung, Margarethe

und Heinrich IV. würden sich noch vollkommen aussöhnen.

Aber ich sage Euch, das ist eine eitle Hoffnung, wiederholte Margarethe. Nicht, daß ich den König haßte — ebenso wenig glaube ich, daß seine Gesinnungen gegen mich feindlich sind. Aber daß wir in Euerm Sinne uns miteinander aussöhnen, das ist unmöglich.

Warum denn unmöglich, Madame? fragte Brantôme überredend wie ein Anwalt, der seiner Zuhörerschaft seine Meinung annehmbar machen will. Wer hätte je gedacht, den verstorbenen König und unsern jetzigen noch auf Erden in guter Freundschaft zu sehen, und sehet, im Parke von Plessis-les-Tours haben Beide einander doch wie Brüder aus einem Leibe umarmt, und das Entzücken des Volkes über ihre Vereinigung war so groß, daß es eine Viertelstunde währte, ehe sie vor dem Gedränge zu dem äußern Zeichen ihrer neuen

Liebe, zu der brüderlichen Umarmung gelangen konnten.

Erwägt die Beweggründe, die der König, mein Bruder, hatte, um unserm jetzigen Könige entgegenzukommen, und dann fragt Euch, welche wol der König haben könnte, mich aufzusuchen, und Ihr werdet nicht daraus, daß damals jene Vereinigung geschehen, auf eine Vereinigung zwischen dem Könige und mir schließen können. Der König, mein Bruder, stand fast allein, sein Reich haßte ihn, seine Hauptstadt hatte ihn abgesetzt, die Ligue stand in Waffen, Rom und Spanien waren wider ihn — was sollte er da anders thun, als den ersten Prinzen von Geblüt zu sich rufen? Er hätte sogar nichts Besseres thun können, und wollte Gott, daß er nicht so lange damit gewartet und überhaupt sich nie vom Könige von Navarra hätte trennen lassen. Daß wir diesen Prinzen nicht genug anerkannten, das ist unser Aller Fehler

gewesen. Er war der natürliche Bundesgenosse unserer Familie; die Guisen waren immer nur Fremde. Auch ich hätte viel besser gethan, wenn ich mich damals zu Paris nicht mit der Ligue einließ, oder wenigstens nachher dem Könige, meinem Manne, meinen Fehler reuig eingestand und durch erneute Anhänglichkeit an ihn mir seine Gewogenheit wieder zu erwerben suchte. Dann würde er jetzt, das weiß ich, obgleich ich nicht länger die Schwester des regierenden Königs, sondern eine arme, einflußlose Frau bin, mich nicht in Dunkelheit lassen, sondern sobald er seinen Thron erkämpft hätte, mich berufen, denselben mit ihm zu theilen. Aber diese Reue kommt zu spät; jetzt läßt sich Nichts mehr gut machen. Ich bin dazu bestimmt, mein Leben auf diesem Felsen zu endigen.

Nein, nein! rief Brantôme.

Warum nicht? Ich sage Euch ja, ich bin

hier glücklich. Ihr sollt sehen, wie ich hier lebe: Gott und den Musen. Christen- und Griechenthum wurde damals, so wie jetzt, oft in die wunderlichste Verbindung gebracht.

Aber ich will Euch noch auf dem Throne sehen, rief Brantôme. Der höchsten Schönheit gebührt die höchste Stelle.

Sie sah ihn ganz an, wie sie ehemals aus ihrer vollsten Glorie auf ihre Anbeter herabblicken konnte.

Was für eine höhere Stelle kann das Schicksal mir denn anweisen als die, welche ich durch meine Geburt schon inne habe? fragte sie. Glaubt mir, mein Freund, wenn man die Tochter eines großen Königs ist, so ist der Ehrgeiz ein Wort, das keinen Sinn hat. Gott allein kann mich noch größer machen, wenn er mich in sein Reich erhebt.

Ihr Blick glitt mit königlicher Geringschätzung über das Land hin, das gleichsam als

Bild der Erde zu den Füßen des mächtigen Schlosses lag. Seht Ihr, sprach sie, wie dieses Schloß auf dieser Höhe, so wohnt mein Geist über dem Gedränge der Welt.

Brantôme betrachtete sie voll tiefer Bewunderung. Plötzlich wandte sie sich zu ihm und fragte: Sagt mir, ist es wahr, daß Madame von Montpensier dem Mönche Clement sich selbst hingegeben hat, um ihn zum Morde an dem Könige, meinem Bruder, zu bewegen?

Man sagt es, erwiederte Brantôme.

Ich glaube es, sprach Margarethe erinnerungsvoll. Eine Frau, die haßt, kann Alles thun, ebenso gut wie eine Frau, die liebt. Gott sei Dank, ich hasse nicht mehr so. Ja, ich bin glücklich.

Epilog.

Usson ist der Ort, wo ich von Margarethe von Valois als dem Charakter meines ersten geschichtlichen Romanes Abschied nehme. Wäre es mir gelungen, diesen Charakter so geschildert zu haben, daß seine Eigenschaften Antheil einflößten, und seine Abirrungen selbst noch Bedauern gestatteten, so würde es mir eine große Befriedigung gewähren.

Länger jedoch die Theilnahme für diese Königin in Anspruch nehmen zu wollen, würde mir nicht glücken. Ihr Leben ist von nun an eine einförmige Abwechselung von Andacht und

Galanterie, und in keiner Einförmigkeit liegt Interesse.

Darum genügt es, hier noch einfach mitzutheilen, daß ihre Ehe mit ihrer freien Einwilligung aufgelöst wurde, daß sie im Jahre 1605 der Erlaubniß des Königs gemäß Usson mit Paris vertauschte, und hier, immer noch geistvoll und leidenschaftlich, den 27. März des Jahres 1615 starb und in der Kapelle beerdigt wurde, welche ihre Mutter zu Saint-Denis erbaut hatte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Druckfehler.

Zum zweiten Theile:

S. 649 Z. 5 v. u. lies: Dämon erschienen,

Zum dritten Theile:

S. 85 Z. 6 v. o. statt: König von Navarra lies: Prinzen von Oranien



